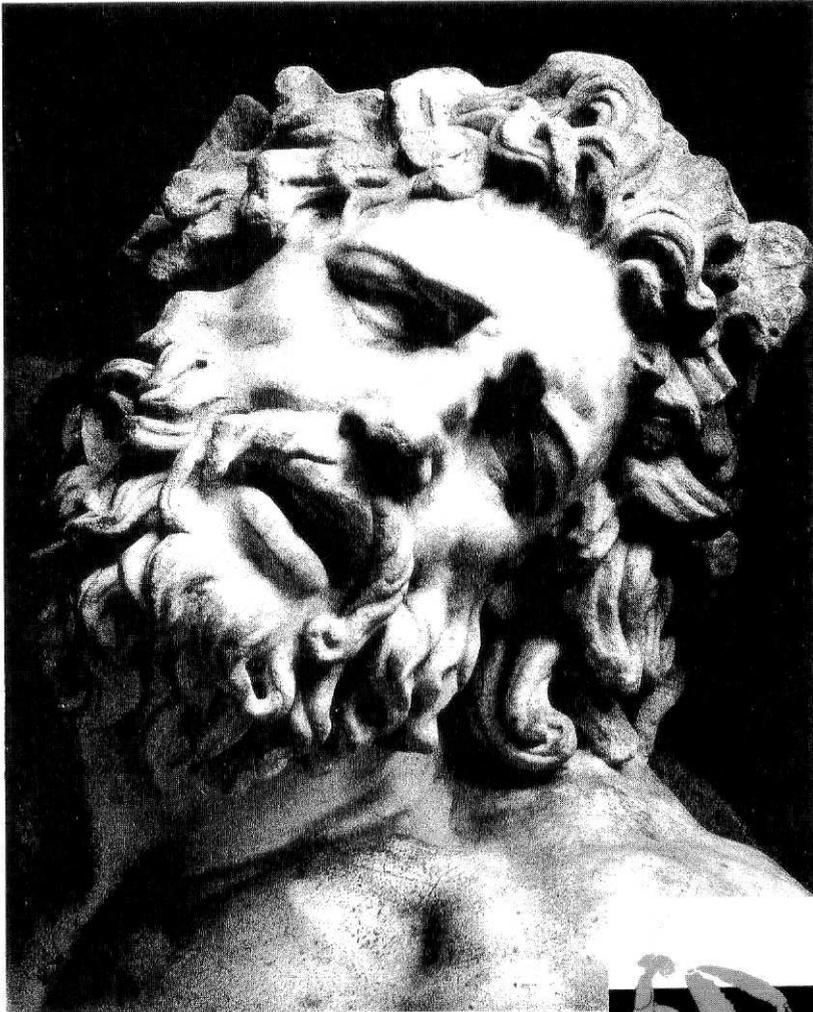


Zeitensprünge

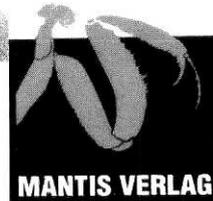
Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

2/2017



Jahrg. 29, Heft 2, August 2017, ISSN 0947-7233



Titelbild: Kopf des Laokoon; Laokoon-Gruppe, Vatikanische Museen [Hertl/
Hertl, Abb. 10, S. 15]. Zum Artikel ab S. 172

Impressum

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139

mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Verlags-Homepage

www.mantis-verlag.de

mit Online-Bestellmöglichkeiten und Stichwort-Verzeichnissen

Phantomzeit

www.fantomzeit.de

Blog zur Mittelalter-Phantomzeit mit Forum

Dazu

www.chrono-rekonstruktion.de

mit Zugang zu erweiterten Funktionen

nach Anmeldung über

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen

Nach Einzahlung von 35,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- € überweisen oder bar senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2017 verschickt.

Frühere Hefte können einzeln geliefert werden. **Vor 2000** sind noch verfügbar: 2-3/90, 1/91, 2/91, 1/92, 1/93, 1/94, 3/94, 4/94, 3/95, 2/98, 4/98, 3/99.

Ab 2000 sind nicht mehr lieferbar: 1/2000, 2/2000, 2/2007, 1/2009, 1/2011.

Preise für Einzelhefte und Bestellmöglichkeit siehe www.mantis-verlag.de

Jahrgänge: **2001-2006** je 22,- , **2007-2008** je 38,- , **2009-2014** zu 40,- €, **2015** zu 44,- , **2016** zu 35,- €. Inlandspporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag

IBAN: DE21 7001 0080 0137 2388 09 BIC: PBNKDEFF

Neues vom Laokoon

Eine späte Fortsetzung, von Heribert Illig

Vor geraumer Zeit [1995] ging es in dieser Zeitschrift um das Problem, warum die weltberühmte Laokoon-Gruppe so schwer innerhalb der Kunstgeschichte einzuordnen ist. Der damalige Forschungsstand war: Die Gruppe oder das ihr möglicherweise zugrunde liegende Bronzeoriginal gehört ins -2. oder -1. oder ins frühe +1. Jh. Außerdem lässt – aus meiner Sicht – die Vita Michelangelos die Möglichkeit zu, dass er das Meisterwerk im Jahr 1505 geschaffen hat. Denn er verbringt damals mindestens acht Monate in Carrara, angeblich nur um Marmorblöcke für das Juliusgrab auszuwählen. Er kommt am 29. 12. 1505 nach Rom, kurz darauf auch die Lieferung der Marmorblöcke – und am 14. 01. 1506 wird der Laokoon in Ruinengelände entdeckt. Die Skulptur wird in den Vatikan gebracht. Ende April gibt es eine Auseinandersetzung zwischen dem 60-jährigen Papst Julius II. – „il terribile“ – und dem 30-jährigen Michelangelo – mit seiner „terribilità“ –, worauf dieser rätselhafterweise um sein Leben bangt:

„Überzeugt, dass nicht nur seine Beschäftigung, sondern auch sein Leben in Gefahr sei, verließ er plötzlich Rom, und bevor die Boten des Papsts ihn einholen konnten, war er im April 1506 auf sicherem Florentiner Territorium“ [wiki → Michelangelo].

Die beiden verständigen sich wieder, der Papst wird ihn weiter beschäftigen – aber nie mehr als Steinbildhauer! Er schafft bis Februar 1508 eine bronzene Sitzstatue des Papstes für das von ihm eroberte Bologna und beginnt bereits im Mai als Freskant in der Sixtinischen Kapelle. Doch das steinerne Grabmal für Julius II. wird erst unter anderen Päpsten in wechselvollen Anläufen beendet. Der Grund für die heftige Auseinandersetzung ist unbekannt. Mein 'lebensgefährdendes' Motiv wäre: Michelangelo hat dem antikenverliebten Julius mitgeteilt, dass die schönste Antike in seinem Belvedere in Wahrheit ein echter Michelangelo ist... [vgl. Illig 1995].

Es zeigte sich dann, dass Gert Zeising [1989: 1998] bereits 1989 über Michelangelo als Urheber einen Vortrag gehalten hat. Außerdem äußerte die Kunsthistorikern Lynn Catterson [2005] mittlerweile ebenfalls den Fälschungsverdacht. Sie sieht den Laokoon bereits während Michelangelos erstem Romaufenthalt, genauer von 1498 bis 1501 entstehen [Catterson, 31, 34], während Zeising [1998, 148] die Bildhauerwerkstatt in Florenz sucht. Er verweist dazu auf die überaus präzise Zeichnung von Laokoons Kopf, die sich in einem unterirdischen Gang von San Lorenzo befindet, doch ist die zugehörige Neue Sakristei erst 1520 begonnen worden. Aus meiner Sicht beweist die Zeich-

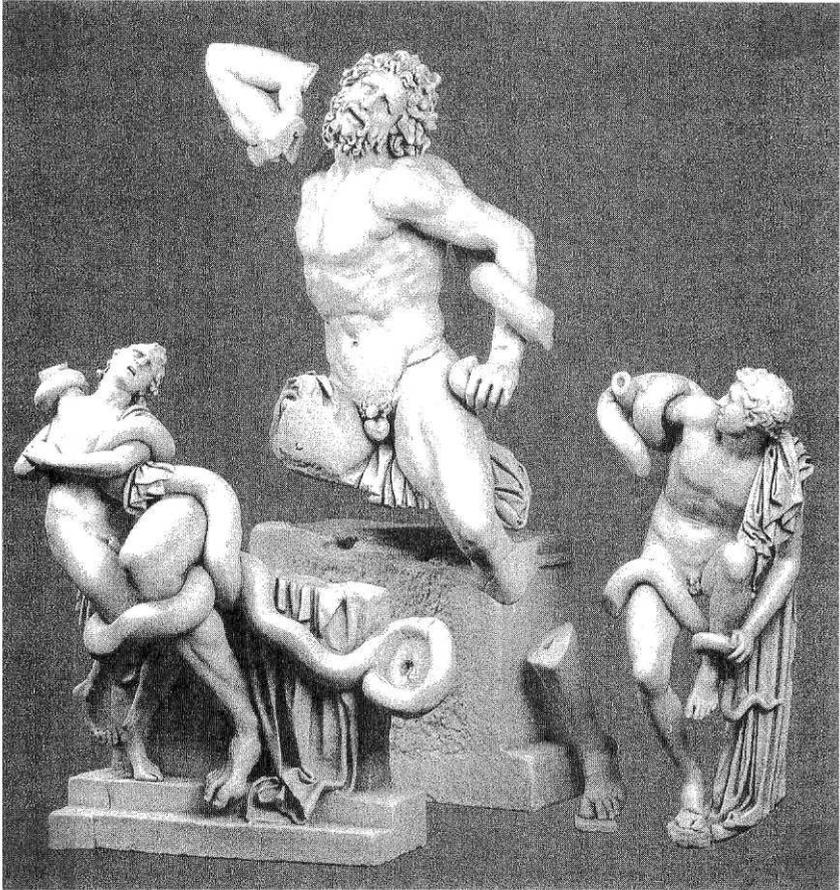
nung Michelangelos bekannt untrügliches Gedächtnis für seine ureigenen Werke.

Heuer hat eine Arbeitsgruppe an der Humboldt-Universität Berlin einen 500 Seiten starken *Begleitband* [Hg. Muth = M.] zu einer Ausstellung vorgelegt, die noch bis Ende Juli 2018 (!) zu sehen sein wird. Darin geht es vor allem um die Probleme der richtigen Rekonstruktion dieses Bildwerks. Da sich dort überhaupt kein Hinweis auf eine mögliche Urheberschaft Michelangelos findet, wird der Band auch in dieser Hinsicht beurteilt.

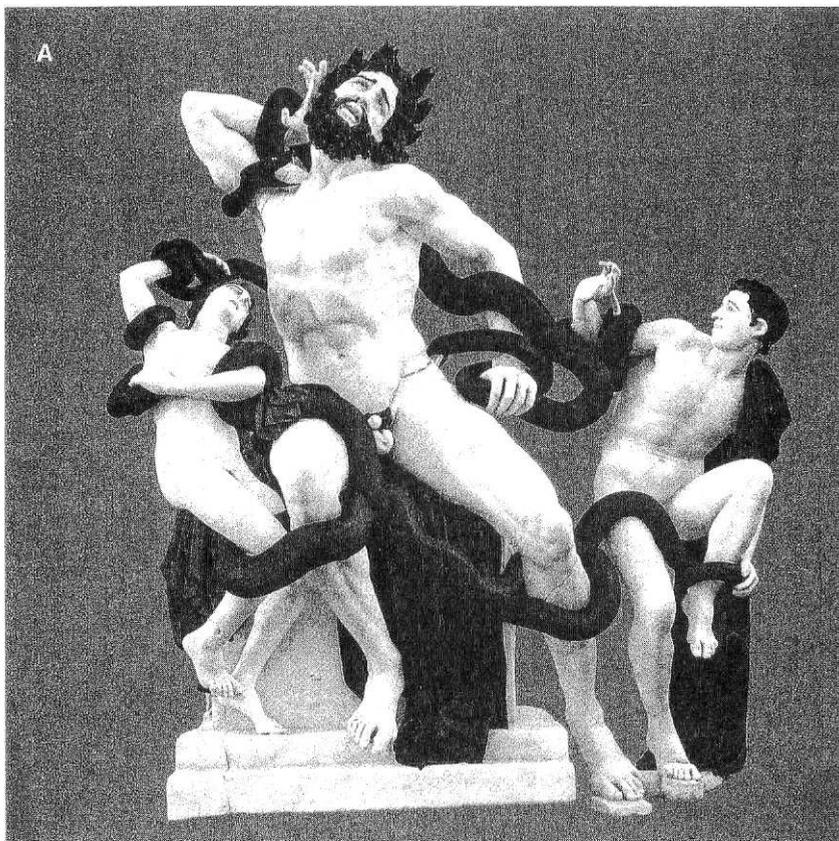
Er beginnt mit einer minutiösen Bestandsaufnahme der Plastik, die vom 3D-Scanner erfasst worden ist, der dann zahlreiche Ansichten erbrachte, dazu auch 'Explosions-Bilder' zur Demonstration der mindestens neun Einzelteile und ihrer Zusammenfügung. Wichtigstes Resultat: Die obere Schlange beißt den Laokoon nicht in die Hüfte, vielmehr bedroht sie mit ihren Giftzähnen den Hals des Priesters! Diese Schlange ist also bislang gewissermaßen vom Schwanz her 'aufgezäumt' worden [M. 371], trotzdem hat ihr hüftnaher Kopf bis heute als einzige barocke Hinzufügung überdauert. Allerdings ist auch die neue Version nicht neu, hat sie doch bereits 1969 Paul Åström vertreten, 1994 dann erneut, zusammen mit Börje Blomé [M. 313]. Bei der jetzigen Rekonstruktion wurde darauf geachtet, dass die beiden Schlangen auf etwa gleiche Länge, also auf die ca. 7 m der unteren Schlange gebracht werden [M. 329]. Das führt allerdings zu befremdlichen Resultaten. So wäre der (fehlende) rechte Arm des jüngeren Sohns zweimal von der oberen Schlange umwickelt worden; doch das ergäbe einen fast kopfgroßen 'Klumpen' neben seinem Kopf, der ästhetisch nicht befriedigt. Die nun doppelte Verschlingung am linken Arm des Laokoon wirkt eher manieristisch, könnte aber einstige Realität gewesen sein [M. 355].

Sehr viel Mühe hat man sich mit dem erst 1903 gefundenen, abgewinkelten rechten Laokoon-Arm gegeben, der seit 1960 der Figur angefügt ist. Dicht bei ihm befindet sich jetzt der Schlangenkopf. Das erscheint durchaus logisch, auch wenn das den Gefühlen widerspricht, die einst Goethe [1797] geäußert hat, war ihm doch der Schlangenkopf an der Hüfte sehr wichtig. Laokoon trägt nun einen metallenen Kopfschmuck, zu dem ich im Buch keine Erklärung gefunden habe. Er dürfte auf mehrere Bohrungen in den Haupthaaren zurückzuführen sein, wirkt aber in keiner Weise notwendig, weil am Hinterkopf Laokoons sehr wohl eine priesterliche Binde im Stein zu erkennen ist, die – lange vor dem Jugendstil – sicher nicht in Bronze weitergeführt worden wäre. Sehr gewöhnungsbedürftig erscheint auch die rechte Hand des Priesters, wie spastisch an seinen Kopf gedrückt; er ist zum bewegungsunfähigen Opfer der gottbefohlenen Schlangen geworden [M. 355].

Zur Datierung: Die AutorInnen des *Begleitbands* setzen kein Bronzeoriginal mehr voraus [M. 373], das Bernard Andreae (*1930) als einer der besten



Die erhaltenen Einzelteile des Laoköon in digitalisierter Form [M. 354]; spektakulär die Schlingung, in die das linke Bein von oben bzw. unten eingesetzt wird.



Die neue Berliner Rekonstruktion: Die obere Schlange beginnt beim jüngeren Sohn (links) mit der Doppelschlinge an seinem Unterarm, läuft hinter dem Vater bis zum älteren Sohn, zurück zum väterlichen Oberarm und bedroht dort seinen Hals. Der Kopfpfutz ist Willkür [M. 371]. Didaktische Farbgebung.

Kenner hellenistischer Kunst postulierte und im -2. Jh. ansetzte. Er sah das senkrecht herabfallende Tuch des älteren Sohnes als typische Ergänzungsstütze für eine Ausführung in Stein, deren Statik nicht der einer Bronzegruppe entspreche [Andreae 1998, 194]. (*Wikipedia* [↔ Laokoon-Gruppe] hält aktuell noch an einem Bronze-Original und an einer Datierung der Marmor-Kopie zwischen -50 und +20 fest.) Damit fällt – unausgesprochen – ein Dogma: Bislang galten steinerne Hilfsstützen (Puntelli) als sichere Hinweise auf eine Marmorkopie; nun ist beim Laokoon eine solche dort nachgewiesen, wo früher der Schlangenkopf gesehen worden ist: zwischen Hüfte und einer verlorenen Schlangenumwicklung. Man akzeptiert also eine – winzig rekonstruierte – Steinstütze an einem Marmororiginal [M. 146, 307, 341].

Die Datierung bezieht sich nun auf die drei rhodischen Künstler Hagesandros, Polydoros und Athenodoros, die Plinius d. Ä. vor +79 für eine ihm bekannte Gruppe genannt hat. Ihre Lebenszeit wurde vage im -2./1. Jh. gesehen, nun deutlich präziser ihre Schaffenszeit zwischen -40 und -20, zunächst auf Rhodos, später in kaiserlichem Umfeld [M. 392 f.]. Das geht zurück auf vielfältige Stimmen, die Sperlonga und Laokoon als „hellenistisch-römische Originalwerke *praeter propter* des dritten Viertels des 1. Jahrhunderts v. Chr.“ sehen [Andreae 2001, 38].

Dieser Datierung ist im Sinne von Andreae klar zu widersprechen. Die Namen der drei Künstler finden sich auch in der Tiberius-Grotte von Sperlonga, an der mühsam rekonstruierten Gruppe der Skylla. Nun ist aus der Vita des Tiberius (-42 bis +37) bekannt, dass er sieben Jahre im (freiwilligen) Exil auf Rhodos lebt, bevor er +4 adoptiert wird und zum Nachfolger, +14 schließlich zum Kaiser aufsteigt und das 'Freilichttheater' in Sperlonga für die *Odyssee* errichten lässt: ein in eine Höhle hineinführendes Bassin, in ihm inselförmig ein kaiserlicher Sitzplatz, davor – aus dem Wasser ragend – die Gruppe der Skylla, im Hintergrund die Blendung des Polyphem, seitlich der Raub des troianischen Palladions und die Bergung von Achills Leiche durch Odysseus. Als sich im Jahr +26 Steine von der Höhlendecke lösen und den Kaiser fast erschlagen, wechselt er nach Capri und lässt sich in unübertrefflicher Lage, 300 m senkrecht über dem Meer und mit Ausblick auf Bucht und Vesuv, die Villa Jovis bauen [Andreae 1982, 184].

Für Andreae [1998, 270] sind diese Kunstwerke und der Laokoon in der Zeit 4–26 anzusetzen. Seine Argumente sind gut: Die viele Tonnen schwere Skylla-Gruppe mit ihrer dünnen Bodenplatte war nicht transportfähig; außerdem lagen ihre Marmorabschläge rings um sie herum glitzernd im Wasser [Andreae 1998, 269]. Sie und damit das Wirken der drei Künstler muss also unter Tiberius, gegen +20 angesetzt werden, während der *Begleitband* für „die Zeit um 20/10 v. Chr.“ plädiert [M. 400]. Beides ließe sich unter Andreaes „frühkaiserliche[r] Marmorkopie“ [Andreae 1982, 198] subsumieren. Der Laokoon wird

entsprechend „zwischen 40–20 v.Chr.“ gesehen [M. 395]. Dazu muss er als die von Plinius erwähnte Gruppe akzeptiert werden. Dieser sah sie im „Haus des Titus“; der genaue Auffindungsort ist bis heute nicht bekannt [M. 60], soll aber nordöstlich des Kolosseums gelegen haben, wo nach- und übereinander das Goldene Haus Neros, die Thermen des Titus und dann die des Trajan entstanden sind. Trotzdem wird die Statue in die frühere Augustus-Zeit verlegt. „Klar ist, dass sie früher entstanden war – wohl im späteren 1. Jh. v.Chr.“ [M. 32], aber nicht durch römische Hände, handelt es sich doch um den „als römische Kopie missverstandenen Laokoon“ [M. 29].

Gesichert ist, dass *Vergil* bis zu seinem Tod, -19, an der *Aeneis* schrieb. Sie wurde dank Augustus veröffentlicht, und ihre Schilderung gab den Rahmen für die möglichen Bilder des Laokoon; davor war dieser Mythos kein Sujet, weder literarisch noch bildhauerisch [M. 418 f.]. Von da her ist die Gruppe nicht vor -19 zu erwarten. Doch auch später wird diese Erzählung kaum ins Bild gesetzt [M. 426]. Um die zu frühe Datierung trotzdem zu halten, nennt man es „Missverständnis, die Statuengruppe als Illustration der Schilderung in Vergils *Aeneis* zu lesen“ [M. 37]. Aus meiner Sicht ein Fehler, denn es geht nicht um Details der Beschreibung wie einen schuppigen Rücken, sondern um das grausige Bild als solches, wie nachfolgende Zeilen zeigen:

„Bleich vom Anblick fliehn wir hinweg; sie streben in sich'rem
Zug auf Laocoon zu: sofort um die Leiber, die jungen,
beider Söhne schlingen nun beide Schlangen die grause
Windung, weiden den Biß an den armen, elenden Gliedern.
Dann ergreifen den Vater sie auch, der mit Waffen zu Hilfe
herstürmt, schnüren ihn ein in Riesenwindungen, und schon
zweimal die Mitte umschlungen und zweimal die schuppigen Rücken
um seinen Hals, überragen sie hoch mit Haupt ihn und Nacken.
Jener bemüht mit den Händen sich hart, zu zerreißen die Knoten,
schwarz übergossen von Geifer und Gift an den heiligen Binden,
furchtbar zugleich tönt klagend sein Schrei hinauf zu den Sternen.
So brüllt auf der Stier, der wund vom Altare geflüchtet“ [*Aeneis*, II: 212-223].

Zustand der Gruppe bei Auffindung: Bislang ging man wohl davon aus, dass die Laokoon-Gruppe in einem aufgebrochenen antiken Raum in ungefähr der Form zu Tage kam, wie wir ihn kennen, vielleicht sogar in einer besseren, weil die von Napoleon geraubte Skulptur beim Rücktransport mit dem Wagen umstürzte und mehrfach gebrochen ist, nicht zuletzt an Unterleib und linkem Unterschenkel.

Nunmehr zeigt sich, dass der Auffindungszustand von 1506 durchaus zweifelhaft ist. War die Gruppe zerfallen oder hielten die Dübel, Klammern und Klebungen noch immer? Darauf und auf den ausgezeichneten Erhaltungs-

zustand hat Catterson [2005, 34, 30] hingewiesen. Gleichwohl fehlte der Gruppe vor allem anderen die Basis [M. 139]. Der ältere Sohn hat nur eine winzige Fußplatte (Plinthe), auf der er allein nicht balancieren könnte; der separierte linke Unterschenkel des Laokoon steht auf einer noch kleineren Plinthe. Ohne Bodenplatte müssten diese Teile aus ihrem Verbund geraten sein [M. 139], zeigen aber die daraus zwangsläufig resultierenden Brüche nicht. Die Ratlosigkeit darüber muss durch seltsame Annahmen kaschiert werden:

„Gut denkbar ist es, dass die Statue nach Aufgabe der antiken Räumlichkeiten langsam durch Schlamm und Schutt mehr und mehr ummantelt und damit geschützt wurde, bevor Bauteile der verfallenden Ruine von oben auf sie herabstürzen konnten“ [M. 88].

Schlamm kommt meist von unten, Steinschutt fällt meist herab und hätte mit Sicherheit die Köpfe zerstört, wenn sogar die Bodenplatte verloren ging. Bei einer Figurenhöhe von fast 2 m muss sich arg viel Schlamm anhäufen, um gerade die Köpfe vor Steinschlag zu bewahren. Wäre dies geschehen, hätte allerdings niemand diesen Schlamm-, Schmutz- und Schutthaufen sofort als den Laokoon des Plinius erkannt. Dieses offenbar schwer lösbare Problem wäre keines, wenn Michelangelo in den ersten Tagen des Jahres 1506 die von ihm gefertigte Statue einfach dorthin bringen ließ, wo sie laut Plinius gestanden haben könnte. Er kommt demnach als Urheber erneut ins Spiel.

Doch hier gibt es gleich einen fast unüberwindlichen Einwand. Antike Bildhauer verwendeten

„für eine Statue und deren Basis zwei unterschiedliche Blöcke [...]. Renaissance-Statuen pflegen mit ihrer Basis aus einem einzigen Block gearbeitet zu sein. Mit separaten Basen und eingelassenen Statuen-Plinthen hatte man damals keine Erfahrung“ [M. 139 f.].

Ob David, Pietà oder Moses – Michelangelos Statuen rund um das Auffindungsdatum waren jeweils *mit* ihrer Basis aus einem Block gehauen. Allerdings sollten sie auch keine Antiken sein. Kannte er den Unterschied? Immerhin begann er seine bildhauerische Laufbahn mit einem auf antik gefälschten Cupido, den er sogar als solchen an einen Kardinal verkaufen konnte (und dann zurücknahm) [Mackowsky, 25 f.].

Aus einem Block geschaffen: Das sollte laut Plinius auch der Laokoon sein. Aber er bestand aus mehr als sieben Teilen, gab es doch zusätzlich kleine Fragmente, die noch angefügt wurden, etwa die Hinterhauptpartien der beiden Söhne, die zumindest beim Älteren darauf verweisen, dass die kleinen Blöcke sehr knapp dimensioniert waren. Da es sich durchwegs um parischen Marmor handelt [M. 299], wären kleinere Formate sicher leichter erhältlich gewesen, während an der Altarrückseite Carrara-Marmor (ersatzweise?) zum Einsatz kam [M. 111].

Deshalb glauben die Rekonstrukteure einen Wettbewerb zu erkennen, wonach ein Kunstwerk entstand, das *wie* aus einem Stein (Plinius: „ex uno lapide“) wirkte, tatsächlich aber vielteilig war, wobei die Künstler die raffiniertesten Anstrengungen unternahmen, die Anstückelungen zu kaschieren – was noch schwieriger gewesen wäre, als sie aus einem einzigen Block herauszuholen.

„In diesem Verwirrspiel – einer geheimen hinter einer vorgetäuschten Meisterschaft, einer bekanntgegebenen, aber schlichtweg nicht entdeckbaren Meisterschaft – liegt somit die eigentliche und einzigartige Raffinesse der Laokoonstatue begründet. Ihr Preis war hoch, musste das wahre Könertum doch weitgehend geheim gehalten und durfte nur einem sehr begrenzten Publikum bekannt gegeben werden. Doch der Lohn dafür war letztlich noch höher, garantierte er dadurch doch eine nochmals größere Anerkennung und Bewunderung“ [M. 373].

Diese Folgerung trägt nicht: Denn wenn man enthüllt hätte, dass der Laokoon vielteilig ist, wäre sein Nimbus – Plinius' Erwähnung als Meisterwerk – verloren gewesen. Doch genau dasselbe hätte man schreiben können, wenn Michelangelo die Figur anfertigte und nur Papst Julius II. erfahren durfte, dass es sich um eine gefälschte Antike handelte. Die raffinierten Zusammenfügungen – mit Schlangenschlingen, mit Dübeln, Klammern und Klebstoff – werden vielfach in dem Buch geschildert. Aber es wird fast übergangen, dass solches keineswegs antik-griechische Gewohnheit war. Selbst die wild zerklüftete, große Skylla-Gruppe aus Sperlonga, die ein Schiff, sechs Griechen, dazu die überdimensionale Skylla mit sechs Hundeleibern und zwei Drachenschwänzen darstellt, bestand nur aus zwei großen Blöcken [M. 399]. Hier ließe sich wieder an den Michelangelo der Sixtinischen Deckenfresken denken, der im Wettbewerb mit Bramante ad hoc ein geniales Gerüst erfand, das nicht in der Deckenkonstruktion verankert werden musste und deshalb auch keine Löcher in den Fresken hinterließ [Stone, 535 f.].

An *Michelangelo* muss geradezu zwingend gedacht werden, wenn es um die Nacktheit der Figuren und ihre Muskeldefinition geht. Die ist dermaßen präzise, dass der Bildband Schemazeichnungen mit den medizinischen Muskelbenennungen bringen kann und schon an der Muskulatur erkennt, dass der rechte Arm nicht nach oben gestreckt gewesen sein konnte [M. 304, 332, 401]. Vergessen wir nicht, dass Michelangelos *David* ursprünglich neben dem Portal des Palazzo Vecchio stand, symmetrisch dazu *Herkules und Cacus* von Baccio Bandinelli (1533). Benvenuto Cellini nannte diese muskelstrotzende Skulptur ohne Anatomie „einen Sack voller Kürbisse“ [Peterich, I: 492]. Und warum wird der Priester nackt dargestellt, was niemals antiker Brauch war?

„Stellt Vergil den Priester heraus, so zeichnet die Skulptur des Laokoon nichts aus, was auf dieses Amt hindeuten würde. Der nackte, bewusst

kraftvolle Körper lässt an vieles denken, nicht aber an einen opfernden Priester“ [M. 427].

Wer schätzte die männliche Nacktheit bewusst kraftvoller Körper mehr als Michelangelo? Sein Bachus, sein David, seine Sklaven, sein Christus am Kreuz und insbesondere sein auferstandener, muskulöser Christus – hier ließe sich Laokoon wie selbstverständlich einreihen. Auch die Frage, wieso der ‘Bodybuilder’ Laokoon sowohl der Antike wie der Renaissance zugerechnet werden kann, ist zu beantworten: Vor 1434 kam der später so genannte „Torso von Belvedere“ ans Licht (damals wurde er zum ersten Mal gezeigt); seit 1463 gehörte er dem Bildhauer Andrea Bregno († 1503), den Michelangelo gekannt hat. Dieser Torso vermittelte ihm das antike ‘Körpergefühl’.

Dass die Laokoon-Gruppe das Werk Michelangelos in vielfältiger Weise beeinflusst hat, ist ohnehin bekannt. Doch umgekehrt? Es

„zeigt sich, dass die Skulpturengruppe trotz ihrer bereits antiken Wertschätzung durch Plinius keine direkten Einflüsse auf die römische Bildkunst hatte. Man muss sich sogar fragen, ob das gerühmte Meisterwerk der Öffentlichkeit nahezu unbekannt blieb“ [M. 432].

Warum konnte das Kunstwerk in der Kaiserzeit niemanden befruchten? Das führt erneut zu Michelangelo, für den der Satz im *Begleitband* am besten passen würde: „Der Fund des Laokoon hätte zu keinem günstigeren Zeitpunkt erfolgen können“ [M. 67]. Catterson [33] sah deshalb Elemente bei der Entdeckung, die „zu gut sind, um wahr zu sein“. 1476 war die *Naturalis historia* des Plinius auf Italienisch erschienen [M. 61]; ab da wussten die Gebildeten um ‘den’ Laokoon. Als Maler beschäftigte sich Filippino Lippi mit dem Opfer des Laokoon. Für ein Fresko in der Medici-Villa Poggio a Caiano fertigte er bereits ca. 1492 eine Vorzeichnung an [M. 62 f.]; das zugehörige Fresko blieb unvollendet. Der Architekt der Villa war Giuliano de Sangallo; sein Neffe Antonio de Sangallo war bei der Auffindung dabei und dachte sofort an Plinius [Gall/Wolkenhauer, 185]. Und ab 1503 entstanden die Pläne für das Belvedere von Julius II., in dem der Laokoon zunächst aufgestellt wurde [M. 47]. Gleichzeitig entstand der Cortile delle Statue für die päpstliche Antikensammlung [M. 67]. Hier ist der Laokoon 1511 endgültig postiert worden [M. 75, 131]. Die Auffindung der Gruppe im Jahr 1506 würde sich bruchlos einreihen. Doch wie kam das Meisterwerk auf den vatikanischen Hügel?

„Die Bergung der Statuengruppe muss folglich ein verzweiflungsvoll kompliziertes Unterfangen gewesen sein“, da niemand wissen konnte, ob es weniger gefährlich war, erst die Teile zu trennen oder sie im Verbund zu transportieren [M. 88, 90]. Da mag es gut gewesen sein, dass sich ausgerechnet Michelangelo mit Rat und Tat beteiligt hat [ebd.].

Damit ist das *‘Innenleben’* der Gruppe angesprochen. An vielen Stellen sitzen damals und heute Klammern und Dübel. Wenn die Bronzearmierungen

der Antike zugehörten, die eisernen hingegen dem 16. Jh., dann wäre das Alter der Statue geklärt. Aber auch etliche der Eisendübel werden als antik eingeschätzt [M. 173, 301, 377 f., auch 385, Fn 14 f.]; bei Klammern musste offen bleiben, ob sie antik oder neuzeitlich sind [M. 111]. Die gerade beendeten Untersuchungen haben hier viele Details aufgedeckt. Da wäre die beunruhigend große, L-förmige Vertiefung für den rechten Marmorarm, der jedoch nie eingesetzt worden ist [M. 155 f.]. In der Vertiefung sind noch ältere Dübellöcher zu erkennen, die den gebogenen Arm halten sollten. Er war demnach schon immer angedübelt [M. 178, 328] und scheint ab da immer Probleme bereitet zu haben. Neuzeitliche Betrachter sahen jahrhundertlang einen Terrakotta-Arm, anfänglich auch einen aus Wachs [M. 149 f.]. Wenn es Michelangelo Laokoon war, dann wären die ältesten Dübelversuche von ihm und mit dem Arm zusammen verworfen worden. Das könnte endlich erklären, warum dieser Arm überhaupt 1903 von Ludwig Pollak gefunden werden konnte. Bei einer in einem unterirdischen Raum entdeckten Antike wäre der ganze Raum auf Fragmente untersucht und dieser Arm zwangsläufig bereits 1506 und nicht erst 1903 entdeckt worden.

Was spricht gegen Michelangelos Urheberschaft? Primär die fehlende Basis und die beiden winzigen Plinthen [M. 96, 100, 385]. Gestalterische Ähnlichkeiten gibt es nicht nur zum Pergamonalter mit dem Giganten Alkyoneus [M. 345], sondern auch zu den Gruppen von Sperlonga. Bei beiden Söhnen sind Teile der Schädelkalotte separat gearbeitet [M. 93, 96]; dasselbe gilt für den Steuermann der Skylla-Gruppe [vgl. M. 389-393]. Und der ältere von Laokoons Söhnen ist genauso wie der Weinschlauchträger des Polyphem ein Beobachter der Gruppe in der Gruppe, also eine Figur, die die übrigen Figuren wie von außen betrachtet [M. 386, Fn 38]. Alle diese Großskulpturen konnte Michelangelo nicht kennen, aber den gruppeneigenen Beobachter hat die Hochrenaissance ebenfalls eingesetzt, am bekanntesten Empedokles unterhalb der Darstellung des Jüngsten Gerichts, 1500 im Dom von Orvieto durch Luca Signorelli gemalt [Illig 2013, 314 f.].

Aus zeitlichen Gründen ist es schwer vorstellbar, dass ein Michelangelo sich dermaßen lange mit dem Zusammenfügen der Blöcke befasst hätte. Er wäre aber dazu gezwungen gewesen, um trotz der kleineren und damit leichter erhältlichen Marmorblöcke der Plinius-Vorgabe „aus einem Block“ zu entsprechen. Ein Umstand ist heute mit dem freien Auge nicht mehr zu erkennen, spräche aber trotzdem entschieden gegen Michelangelos Hände: Es „lassen sich unter UV-Licht Farbreste beobachten“ [M. 399, auch 382]. Niemals hätte Michelangelo eine Bemalung seines Marmors geduldet. Ob ein Irrtum der Optiker ausgeschlossen ist, kann hier nicht beurteilt werden, aber in dem *Begleitband* selbst wird der Befund relativiert [etwa M. 383 f.]. Eher gegen Michelangelo spricht, dass mit Giovanni'Agnolo Montorsoli einer seiner

Schüler beauftragt worden ist, den rechten Arm des Laokoon zu rekonstruieren [M. 79, 133]. 1532/33 war eine derartige Antiken-Ergänzung noch etwas ganz Neues. Hätte Michelangelo der gestreckten Arm-Variante sein Plazet gegeben? Oder sah er voraus, dass er so wenig wie der gebeugte Arm in der Figur verankert werden konnte? Auf jeden Fall stammt der unvollendet gebliebene, gestreckte Marmor-Arm nicht von Michelangelo [M. 155].

Unterm Strich wäre ein abschließendes Urteil entschieden einfacher, wenn Michelangelo zur Zeit der ersten römischen Kaiser gelebt hätte...

Noch ein Wort zum *Begleitband*. Seine 500 Seiten bringen eine hervorragende Bebilderung, die Rekonstruktionen werden in allen Details präsentiert. Man wüsste nur gerne, mit welchem – so oft genannten – Klebstoff die Steine dauerhaft zusammengefügt werden konnten. Der Text ist sorgfältig korrigiert; da fallen allenfalls „die sich gebärenden Schlangen“ auf [M. 35]. Er bringt zahlreiche nummerierte Querverweise auf andere Essays; diese Nummern stehen leider nicht in den Kopfzeilen, so dass man jedesmal zum Inhaltsverzeichnis zurückblättern muss. Nicht nötig gewesen wäre der gelegentliche Griff in die verquaste Sprachkiste des Oberseminars. So findet sich auf nur einer Seite [M. 25; Hvhg. HI] diese ‘Narretei’:

„der rechte Arm musste *narrativ* der links getroffenen Ergänzung eigentlich untergeordnet erscheinen“, „eine Lösung [...] die *narrativ* am wenigsten überzeugend war“, „*narrativ* indifferenterer Haltung des Arms“, „dem (*narrativ* weitaus überzeugenderen) Arm“, „*narratives* Wirkungspotential“, „*narrative* Wirkungsmacht“, „*narrativ*-abstrakteren Lesart“, „*narrativ* beeindruckenden Darstellung“, „ihrer *narrativen* Kohärenz“.

Über den *Begleitband* hinaus geht die Frage, wie es um die hellenistische Kunst und vor allem Plastik steht. Lange war zu konstatieren, dass es sich offenbar um die einzige Epoche handelt, in der keine künstlerische Evolution stattgefunden habe. Andrae hat das 1998 [16] noch einmal bestätigt:

„bisher bestand in der archäologischen Forschung keine Einigkeit darüber, ob es im Hellenismus überhaupt eine erkennbare Stilentwicklung gab. Die Datierungsvorschläge berühmter Meisterwerke wie der Laokoongruppe divergieren in der Forschung um dreihundert Jahre, und der Baubeginn des Pergamonaltares wird von den einen um 189 v. Chr. und von den anderen um 165 v. Chr. datiert. Das zeigt nur allzu deutlich, dass die Stilentwicklung der hellenistischen Kunst, wenn es sie denn gab, noch nicht geklärt ist.“

Nicht zuletzt deshalb ging man von römischen Marmorkopien und verlorengegangenen griechischen Originalbronzen aus, selbst beim griechisch signierten Torso von Belvedere [vgl. Illig 1998, 154]. Indem man sich von dieser Vorstellung verabschiedet, wird das stilistische Problem umso drängender: Wieso

gab es in der frühen Kaiserzeit griechische Originale, die der zeitgenössischen römischen Produktion bei weitem überlegen waren? Dieses spezifisch hellenistische Problem bleibt den Kunsthistorikern, ob mit oder ohne Michelangelos Teilnahme, vielleicht auch den Chronologiekritikern.

Literatur

- Andrae, Bernard (2001): Erden, Erze, Steine im Vergleich bei Plinius, *Naturalis Historia* 36, 37; in Evers, Cécile / Tsingarida, Athéne (Hg. 2001): *Rome et ses provinces. Genèse & diffusion d'une image de pouvoir*; Brüssel, 29-48
- (1998): *Schönheit des Realismus. Auftraggeber, Schöpfer, Betrachter hellenistischer Plastik*; Zabern, Mainz
 - (1982): *Odyseus · Archäologie des europäischen Menschenbildes*; Societät, Frankfurt
- Äström, Paul (1969): Una nuova ricostruzione del gruppo di Laocoonte; *Archeologia* 49, 54
- Blomé, Börje / Äström, Paul (1994): The Laocoon Group · A Tentative Reconstruction; in Alroth, B. (Hg.): *Opus mixtum. Essays in Ancient Art and Society*; OpArch 21; Stockholm, 7-24
- Catterson, Lynn (2005): Michelangelo's "Laocoön"? *Artibus et Historiae* 26 (52) 29-56
- Gall, Dorothee / Wolkenhauer, Anja (2009): *Laokoon in Literatur und Kunst · Schriften des Symposions 'Laokoon in Literatur und Kunst' vom 30. 11. 2006*; de Gruyter, Berlin
- Goethe, Johann Wolfgang von (1797): *Kurze Schriften zu Kunst und Literatur 1792 - 1797*, Kapitel 10 „Über Laokoon“
- Hertl, Michael u. Renate (1968): *Laokoon · Ausdruck des Schmerzes durch zwei Jahrtausende*; Thiemig, München
- Illig, Heribert (2013): *Meister Anton, gen. Pilgram, oder Abschied vom Materialismus · Rekonstruktion eines Werks, Kritik einer Stilperiode*; Mantis, Gräfelfing
- (1998): Erwünschte Klärungen [zu G. Zeising]; *Zeitensprünge* 10 (1) 150-155
 - (1995): Laokoon – wahrlich ein Findling. Gehört der erratische Block ins -5., -4., -3., -2., -1., +1. oder ins 16. Jh.? *Zeitensprünge* 7 (1) 6-30
- Mackowsky, Hans (1947): *Michelangelo*; Metzler, Stuttgart
- Muth, Susanne (Hg. 2017): *Laokoon · Auf der Suche nach einem Meisterwerk* (Begleitband zu einer Ausstellung des Winckelmann-Instituts der Humboldt-Universität zu Berlin); Leidorf, Rahden
- Peterich, Eckart (1958): *Italien · Ein Führer* (3 Bände); Prestel, München
- Stone, Irving (1963): *Michelangelo · Inferno und Ekstase · Biographischer Roman*; DBG, Berlin (engl. '1961)
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↔ Artikel
- Zeising, Gert (1998): Der herrliche Verbrecher oder Michelangelo als Urheber der Laokoon-Gruppe; *Zeitensprünge* 10 (1) 145-149. Nachdruck von 1989:
- (1989): *Michelangelo als Urheber der Laokoon-Gruppe · Der herrliche Verbrecher*; Einladung zum Vortrag am 16. 04. in Frankfurt

Gegen Atwills Thesen

Eine Entgegnung von Alexander Glahn

In der Buchrezension von Herbert Fießinger: *Josef Atwill: Das Messias-Rättsel* [Fießinger, 292-306] wurden zusammenfassend folgende Thesen von Joseph Atwill erwähnt:

- 1) Josephus Flavius, der Autor der *Geschichte des Jüdischen Krieges* und *Jüdische Altertümer*, wäre der Autor der *Evangelien* gewesen.
- 2) Kaiser Titus Flavius wäre der Auftraggeber der *Evangelien* gewesen, sowie identisch mit Jesus.
- 3) Atwill wendete die Methode des vergleichenden Lesens an, das heißt, er fand zu Aussagen bei Josephus die entsprechenden Zitate in den *Evangelien*.
- 4) Die *Evangelien* wären demnach eine Jesus-Parodie, Josephus hätte sich über den jüdischen Messias lustig gemacht. Den Titus-Feldzug in Judäa machte er zu Stationen von Jesu Wirken. Die Juden bzw. die Christengemeinde sollten gedemütigt werden. Der jüdische Messias, ein Krieger, wurde zum Erdulder umfunktioniert und somit für die Römer ungefährlich.

Atwill ging davon aus, dass Josephus Flavius die reale Geschichte niederschrieb und als Rache gegenüber den Juden eine Religion erschuf, die Titus als Jesus vergöttlichte und mit der Schaffung eines römischerfreundlichen Messias den Widerstand der Juden brechen sollte. Außerdem sollten sie durch verschlüsselte Botschaften in den *Evangelien* aus seinen Geschichtswerken kompromittiert werden.

Die Frage nach dem Sinn einer solchen Konstruktion bleibt unbeantwortet, denn das Christentum wird verfolgt statt gefördert. Warum aber, wenn Titus doch mit Jesus vergöttlicht wird und das Erdulden der römischen Macht zelebriert wurde?

Für mich stellt sich diese These als kompliziert und unrealistisch dar. Die Erschaffung einer Weltreligion aus einer entgleisten Parodie heraus halte ich für unhaltbar.

Drehen wir die Sache aber um, ergibt sich ein Sinn

- A) Josephus war nicht nur Kenner des Judentums und seiner religiösen Sekten, sondern kannte offensichtlich auch die *Evangelien*.
- B) Die Nichterwähnung Jesu in seinen Werken verfolgte folgende Strategie: Er hasste offensichtlich die Nazarener; sie waren zwar gesamtgesellschaft-

lich gesehen bedeutungslos, aber bargen in sich eine Gefahr für die römischen Machtverhältnisse. Durch das Verschweigen wollte Josephus die Existenz Jesu anzweifeln. Josephus wandte anscheinend die *Damatio Memoriae* persönlich und aus persönlichen Gründen gegen Jesus und seine Anhänger an.

- C) Er wollte diese Nazarener und seine Führungsriege der Lächerlichkeit preisgeben und demütigen.

(Ich nenne Jesus, seine Anhänger und die Sekte, in der er wirkte, abkürzend Nazarener, um sie vom später entstandenen Christentum abzugrenzen.)

Daraus folgt, dass Josephus Auszüge aus den Evangelien geschickt in seine Werke aufnahm. Die betreffenden Stellen konnte man nicht gegenprüfen, da diese Nebenschauplätze subtiler und subjektiver Art waren. Das wäre die naheliegende Methode, die Josephus anwandte, um die Juden im Allgemeinen und die Nazarener im Besonderen zu demütigen. Mit der Methode des vergleichenden Lesens kann man ernsthaft zu keinem anderen Ergebnis kommen.

Die Entstehung des Christentums und der Evangelien

Es wird allgemein anerkannt, dass Jesus und seine Nazarener eine Sekte innerhalb des Judentums waren. Johannes der Täufer und Jesus wollten das Judentum reformieren. Diese Sekte stellte sich also dem traditionellen Judentum in leidenschaftlichem Widerspruch entgegen und war trotz alledem ein Teil von ihm. Deshalb sprechen wir auch von Judenchristen.

Wie wir wissen, wurden die Nazarener von Saulus, der aus Kilikien stammte, militärisch bekämpft. Wikipedia schreibt über ihn, er sei ein „griechisch gebildeter Jude und gesetzestreuer Pharisäer mit römischem Bürgerrecht“ gewesen [wiki ↔ Paulus von Tarsus]. Stammt

„Paulus wirklich aus Tarsos, dann ist er ein Jude der Diaspora. Dann dürfen wir beispielsweise nicht annehmen, daß er Aramäisch oder gar Hebräisch verstanden hat. Seine Muttersprache war dann das Griechische, und seine Bibel hat er demzufolge auf Griechisch gelesen“ [Pilshofer, 4].

Nach seiner Bekehrung durch die Erscheinung eines Engels bekannte er sich zu Jesus und nannte sich fortan Paulus. *Er missionierte, da er von den Judenchristen verbannt wurde, die Levante, Kleinasien und die Ägäis.* In Jerusalem wurde er bei dem Versuch einer Missionierung von den Juden gefangen genommen und zum Tode verurteilt. *Die Römer nahmen ihn in Schutzhaft und brachten ihn nach Rom.* Dass er dort hingerichtet wurde und zum Märtyrer wurde, ist wohl eine Legende. *Hier könnte er mit Josephus in Berührung gekommen sein, der durch ihn die Evangelien kennenlernte.*

Paulus gründete die heidenchristlichen Gemeinden. Aus Jesus dem Juden und Nazarener machte er Jesus Christus. Sein Weltbild war römisch-griechisch, er verband die griechisch-antike Götterwelt und Philosophie mit dem Wirken Jesu. Das Urchristentum des ersten Jahrhunderts war im griechisch-kleinasiatischem Raum konzentriert. Hier entstanden auch die Evangelien. Deshalb sind sie in Griechisch verfasst. Von hier aus verbreitete sich das Heidenchristentum bis nach Jerusalem, Alexandria und Rom. Auch Weber gibt zu:

„Die einfachste Erklärung, wie dieses Wort [*Evangelium*; A.G.] in die Evangelien und das Christentum gekommen sein könnte, ist immer noch die, dass ihre Verfasser mit der griechischen Bedeutung vertraut waren und vermutlich hier schon ihren Sarkasmus zu erkennen geben“ [Weber, 81].

Celsus schrieb 178 sein Werk *Alethes logos* (*Die wahre Lehre*). Darin unterzog er das Christentum einer weitreichenden Kritik:

„Bei aller Einzelkritik kehrt ein beherrschender Vorwurf immer wieder: Die christliche Lehre wendet sich bewußt an die Ungebildeten [...] Sie bietet inhaltlich nichts Neues, sondern wiederholt und verfälscht das dem Gebildeten längst Bekannte. Die Forderung der Feindesliebe beispielsweise, ist sie bei Platon nicht schon früher und besser ausgesprochen? Und steht nicht die Lehre der Demut, der Geringschätzung des Reichtums, der Gottessohnschaft oder der Ablehnung von Bilderverehrung schon bei Platon oder Heraklit? Findet sich auch die Geschichte von der Jungfrauengeburt in viel älteren hellenischen Mythen? Celsus handhabt hier als erster, doch schon meisterlich, die Methoden des religionsgeschichtlichen Vergleichs.

Zentral aber für seine Argumentation ist der Begriff der *Stasis*, des Aufstands. [...] Nur so auch ist das Verhalten der Christen im römischen Staat zu verstehen: Sie verachten den *Alethes logos*, ziehen sich in geheime Zirkel zurück und handeln offen oder versteckt gegen Sitte und allgemeines Gesetz. Ihre Zurückgezogenheit, ihr völliges Desinteresse am Staatsleben, das ist eigentlich der Hauptvorwurf des Celsus gegen die Christen. Sie werden als Gegner der Zivilisation und des römischen Staates zu Wegbereitern der Barbarei, ihr Verhalten ist staatsgefährdend“ [Ahlheim, 19 f.].

Fazit

Paulus als Begründer der Heidenchristengemeinden in Kleinasien und der Ägäis verband also die griechisch-antike Mystik und Philosophie mit dem Leben des Nazareners, schuf Teile der Evangelien und ließ von seinen Jüngern selber einige schreiben.

Seine Welt und die seiner Gemeinden war griechisch-römisch, also schuf er auch eine „griechisch-römische“ Religion mit jüdischem Hintergrund,

stand aber in erbittertem Widerspruch zu den Juden. Dieser Hass findet sich in seinen Werken und den seiner Anhänger wieder [s. a. Weber, 68].

Es brauchte keine römischen Schreibstuben, um die Evangelien zu schaffen. Es genügten die römisch-hellenistischen antijüdischen kleinasiatischen Urchristen im Dunstkreis des Paulus.

Josephus begegnete Paulus wahrscheinlich in Rom. Durch ihn bekam er Einblick in die Evangelien. Als Kenner der jüdischen Geschichte, Politik und der religiösen Sekten erkannte er die neue Gefahr, die durch diese Urchristen kommen konnte.

Er rechnete mit diesen Urchristen ab, indem er Jesus den Nazarener gar nicht erst in seinen Werken nannte.

Außerdem nahm er ausgesuchte Schlüsselszenen aus den Evangelien geschickt in seinen Arbeiten auf, um sie an passenden Stellen verfälschend als Augenzeugenberichte hineinzuarbeiten. So wandelte er philosophisch-religiöse Riten und Anschauungen in perverse und menschenverachtende Tätigkeiten.

Für die gebildete Klasse Roms schuf Josephus somit ein Schmankerl, die Evangelien auch 'anders zu lesen'; er rächte sich also nachhaltig an diesen kulturlosen, rohen, dummen, gierigen und vorlauten „Hirten“, wie sie in den ersten Jahrhunderten n. Chr. Geb. von den kulturell höher stehenden „Heiden“ angesehen wurden.

Quellen

- Ahlheim, Klaus (1969): Celsus, 2. Jahrhundert; in Deschner, Karlheinz (Hg. 1990): *Das Christentum im Urteil seiner Gegner*, Frankfurt/M. · Berlin
- Fießinger, Herbert (2016): Joseph Atwill: Das Messias-Rätsel · Buchrezension; *Zeitensprünge* 28 (3) 292-306
- Illig, Heribert (2017): „Denken statt Glauben“ · Roland Weber erweitert Joseph Atwills Ansatz · Eine Rezension; *Zeitensprünge* 29 (1) 56-65
- Pilhofer, Peter (2012): *Paulus · Leben & Werk*; Vorlesung in Nürnberg, Sommersemester; <http://www.neutestamentliches-repetitorium.de/inhalt/paulus/Paulus.html>
- Weber, Roland (2017b): Zum Begriff Evangelium · Manche Kleinigkeit sagt mehr als große Worte; *Zeitensprünge* 29 (1) 76-81
- (2017a): Perikopen der Römischen Schreibstube · Fünf Beispiele; *Zeitensprünge* 29 (1) 66-75
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikel

Alexander Glahn, 68169 Mannheim, Am Brunnengarten 11
alex-gl765@versanet.de

Die entscheidenden Jahre nach Titus

200 Jahre Christentum im Dornröschenschlaf

Roland Weber

Aus welchen Motiven heraus das Christentum bei verstandesorientierter Betrachtung hervorgegangen ist, hat die These zur Römischen Schreibstube beantwortet. Jetzt bedarf es jedoch noch einer These, warum das Christentum sich nie mit der Person des Titus verband, warum es nach dessen Tod dennoch weiterhin existierte, warum sein Ursprung keine eindeutigen Spuren hinterlassen hat, und warum es zu einer Weltreligion werden konnte.

Der letzte Aspekt lässt sich am leichtesten beantworten: Das Christentum hat es aufgrund seiner straffen Organisation und des Machtstrebens seiner Führer verstanden, neue Wurzeln auszubilden. Daneben war sicherlich die Unterstützung durch Kaiser Konstantin der ganz entscheidende Faktor, der den Durchbruch für das Christentum brachte. Das Christentum war bei den Herrschenden angekommen, und sein Erfolg verband sich mit den herrschaftlichen Interessen. Ob gerade Konstantin als Transformierer, Förderer und Wegbereiter des Christentums die ursprünglich imperialen Wurzeln dieses Glaubens kannte, und ob er selbst an diese Religion glaubte, ist vermutlich weniger entscheidend, als dass auch er als Usurpator, wie rund zweihundert Jahre zuvor Vespasian, eine Legitimation suchte, die seinen Aufstieg rechtfertigte und sichtbar machte. Was lag auf seinem Weg näher als eine Religion, die von Anfang an römisch diszipliniert auftrat, mit seinen staatlichen Interessen zu verbinden? Die Erleuchtung mit Christusmonogramm und Schildbemalungen sind genauso klerikale Propaganda wie das Auffinden des Jesus-Kreuzes samt Lanze durch seine Mutter und Schankwirtin Helena. So schreibt nur ein Eusebius, der Reichs-Propaganda-Minister eines Despoten.

Um die anderen Fragen beantworten zu können, muss man sich die damals bestehenden Umstände ansehen: Titus starb im Alter von 41 Jahren. Mit seinem Tod verschwand das Christentum zunächst als Staatsreligion und Staatsideologie auf der Herrschaftsebene. Es fiel für rund zweihundert Jahre in einen Dornröschenschlaf. Ohne die kaiserlichen Interessen und Unterstützung ging das Projekt danach in die bereits etablierten klerikalen Kreise über und lebte dort bis zum Auftritt des Konstantin subversiv weiter. Für die Organisatoren und anfänglichen Unterstützer dieser Religion war der Vorteil dieser Religion auch für sie in dieser Übergangszeit greifbar.

Nicht zufällig entsteht deshalb in dieser Zeit um 96 ein sogenannter Erster Clemensbrief. Auch dieser Clemens, den man als Bischof von Rom

ausgab, war ein Angehöriger des flavischen Kaiserhauses. Ob er selbst diesen Brief geschrieben hat oder ob dies nur in seinem Namen geschah, lässt sich nicht klären. Es besteht jedenfalls der begründete Verdacht, dass die Flavier diese Religion weiterhin forcierten. Mit diesem Werk wird in überheblicher Weise erstmalig aus Rom für eine andere Gemeinde, nämlich Korinth, der Inhalt des Glaubens und die kirchliche Ordnung ausgebreitet. Der hierarchische Führungsanspruch wird durch Einnahme einer Richter- und Belehrungsposition geltend gemacht. Daneben wird Einigkeit im Glauben und damit Unterstellung gefordert. Der angebliche Anlass des Briefes wird erst im Kapitel 44 aufgegriffen, was hinsichtlich seines Schwerpunktes und seiner Glaubwürdigkeit alles sagt.

Auch hier findet man wie bei den Paulusbriefen als vorgeschobenes Argument, dass man aus Korinth um Ratschläge gebeten habe. Wo hat jemals ein Glaubensvertreter oder eine Gemeinde eine/n andere/n um einen Ratschlag gebeten? Auch dieser Brief ist natürlich kein Brief, sondern eine Predigt bzw. ein Traktat, mit dem man zunächst Korinth, die Hauptstadt des Hellenismus, aber auch alle anderen Gemeinden im Imperium bei der Stange halten wollte. Das Christentum war zu dieser Zeit eine Marginalie, aber man hatte damit schon mal etwas fürs Archiv, das man später ausbreiten konnte. Ausbreiten wird man dann aufgrund dieses Briefes auch die Mär von einer Hinrichtung eines Petrus und eines Paulus in Rom. Es geht um das Wort „Zeugnis ablegen“, das einzig mit diesem Brief bezeugt wird. Was hier noch harmlos und beiläufig daherkommt, wird mit der späteren Märtyrer-Ideologie, die man ausbreitete, zunehmend als „mit ihrem Blut bezeugen“ interpretiert; eher ganz bewusst missinterpretiert. Schon bald setzte man seinen Vorherrschaftsanspruch über den Wortlaut des Briefes hinaus fort, indem man ihn als Nachweis für ein Martyrium von Petrus und Paulus in Rom ausgab. Damit legitimierte man Rom als den Herrschaftsort des höchsten Bischofs und eines Papstes. Das Versprechen, das die Schreiber zugunsten ihres Kaiserhauses einem Jesus in den Mund legten, kam jetzt dem römischen Klerus zugute. Der Hinrichtungsort eines Jesu spielt in der Frage der Niederlassung seiner Nachfolger bzw. seines angeblich zum Stellvertreter für alle Zeiten Ernannten veräterischerweise nie eine Rolle. Und dies, obwohl nach dem Sieg im Jahr 70 Rom über die Juden und den gesamten Vorderen Orient herrschte. Es wäre ein Leichtes gewesen, für das Christentum Jerusalem als Hauptstadt auszurufen. Es ist makaber, aber es wurde nach dem Zweiten Jüdischen Krieg und der folgenden Niederlage nach 135 von den Römern sogar „judenfrei“ gemacht. Spanien brauchte bis 1492 und England bis ins 16. Jh., um sich als „judenfrei“ Anerkennung zu verschaffen. Hätten wir hier also den äußerst seltenen Fall, dass nicht der Erfindungsort zum Hauptsitz der Religion wurde – oder vielmehr doch genau das?! Niemand in Rom hätte jedenfalls jemals auch

nur im Traum daran gedacht, dass diese Religion und ihr Hauptsitz nach Jerusalem oder Galiläa gehört. Und das stimmt ja auch!

Aus dem Clemens-Brief will man herauslesen, dass Petrus und Paulus in Rom hingerichtet worden seien [*glaubensstimme*]. Wegen Eifersucht und Neid seien die größten und gerechtesten Glaubensvertreter verfolgt worden und hätten bis zum Tode gekämpft. Halten wir uns die tapferen Apostel vor Augen: Petrus, der wegen ungerechtfertigter Eifersucht nicht eine und nicht zwei, sondern viele Mühen erduldet hat und der so – nachdem er Zeugnis abgelegt hatte – an den (ihm) gebührenden Ort der Herrlichkeit gelangt ist. Wegen Eifersucht und Streit hat Paulus den Kampfpfeil der Geduld aufgewiesen: Siebenmal Ketten tragend, vertrieben, gesteinigt, Herold im Osten wie im Westen, hat er den edlen Ruhm für seinen Glauben empfangen. Gerechtigkeit hat er die ganze Welt gelehrt und hat Zeugnis abgelegt vor den Führenden; so ist er aus der Welt geschieden und an den heiligen Ort gelangt – größtes Vorbild der Geduld.

Sehr vieles, was hinsichtlich Märtyrer und Verfolgung aus der Kirche überliefert wurde, ist entweder gänzlich unhistorisch oder stark übertrieben – jedenfalls mit höchst komplexen Wechselwirkungen. Das alles gehört zur Kirchenpropaganda und kann hier nicht weiter ausgeführt werden. Die Verfolgungen unter Nero trafen keine Christen, wie immer ausgeschlachtet wird, sondern Juden. Christen konnte es erst nach der Schaffung der Evangelien und damit erst nach 70 geben. Anlass für diese Verfolgungen im Jahr 64 mag vordergründig der Brand Roms, hintergründig aber eher die Spannungen zwischen Römern und Juden gewesen sein. Inzwischen bezweifelt die Forschung, dass tatsächlich Nero diesen Brand veranlasst und dazu dann auch noch gesungen hätte. Er war zu diesem Zeitpunkt gar nicht in Rom, aber er hätte sich vermutlich dieses Schauspiel nicht entgehen lassen, wenn es auf seine Initiative veranstaltet worden wäre. Demnach alles klerikale Propaganda. Dass es diese Spannungen gab, bewies schon die Ausweisung im Jahr 49 aller Juden aus Rom durch Kaiser Claudius. Zwei Jahre nach der angeblichen Verfolgung der Christen und der bildhaften Ausschmückungen mit Raubtieren in der Arena begann der Jüdische Krieg wie bekannt im Jahr 66. Aufgrund der angeblich gemeinsamen Wurzeln von Judentum und Christentum sahen sich clevere Kleriker offenbar legitimiert, die verfolgten Juden in ihrer Geschichtsschreibung als verfolgte Christen ausgeben zu dürfen. Juden und Römer konnten die Christen und Juden damals noch nicht unterscheiden; offenbar wollten auch spätere Christen nichts unterscheiden.

Bei der Bewertung der historischen Situation kann man immerhin festhalten, dass sowohl Vespasian als auch Titus in der Beurteilung der Historiker überwiegend positiv gesehen werden. Deutlich schwerer tut man sich offenbar in der Beurteilung des Domitian. Da es das Christentum verstanden hat, die

Kaiserzeit der Flavier zu überdauern, ist hierfür eine Erklärung erforderlich. Aus einem Glauben an sich und aus einem Glauben aus sich selbst heraus geschieht entgegen vielen Annahmen nämlich nichts. Irgendeine Energie-Quelle musste vorhanden gewesen sein, die verhinderte, dass das Christentum mit dem Tod des Titus erlosch. Diese Energie-Quelle war der entstandene Klerus. Wer über Gläubige regiert, regiert leicht. Ohne einen ganz irdischen Blick in die damaligen Herrschafts- und Gesellschaftsverhältnisse kommt man dabei nicht aus. Interessante Aussagen zu Vespasian, Titus und Domitian kann jeder leicht unter ihren jeweiligen Namen im Internet nachlesen. Auf eine Zusammenstellung der dort und als Erkenntnisse in dem Buch von Stefan Pfeiffer: *Die Zeit der Flavier – Vespasian – Titus – Domitian* zu findenden interessanten Stellen habe ich verzichtet, da die dortigen Aussagen mit meiner These nicht im Widerspruch stehen. Von Interesse ist hier nur die religiöse Weiterentwicklung.

Regierungs-, Leb- und Kriegszeiten:

Vespasian: von Juli 69 bis Juni 79

Titus: von Juni 79 bis Sept. 81; Tod überraschend mit 41 Jahren (!)

Domitian: Sept. 81 bis Sept. 96; ermordet;

Josephus: 38 bis ca. 100

Jüdischer Krieg von 66 bis 70 (Jerusalem); Widerstand in Masada bis 74.

Die drei Kaiser erfahren in der Geschichtswissenschaft eine unterschiedliche Bewertung. Es versteht sich bei diesen Einordnungen von selbst, dass man dies immer im historischen Kontext sehen muss. Domitian erfährt entgegen der seines Vaters und der seines Bruders eine überwiegend schlechte Bewertung. Doch auch hier ist zu beachten, dass die christliche Geschichtsschreibung über lange Zeit die einzige war, die Ansehen genoss bzw. die es überhaupt gab. Doch diese christliche Geschichtsschreibung orientierte sich maßgeblich an der Geschichtsschreibung, die in Rom durch die Angehörigen des Senats oder diesem nahestehende Personen erfolgte. Für diese Geschichtsschreiber, wie vor allem Sueton und Tacitus, war für deren Bewertung das Verhältnis eines Kaisers zum Senat ausschlaggebend. Wagte ein Kaiser, Forderungen oder den finanziellen Interessen des Senats und der Oberschicht entgegenzutreten oder deren Rechte einzuschränken, so führte dies zwangsläufig zu einer literarischen Abwertung. Nero und auch Domitian sind dafür sehr gute Beispiele. Auch Pfeiffer sieht in seinem Buch eher eine Verleumdung, wenn bei Domitian von einer ihm zuzurechnenden Christenverfolgung die Rede ist. Auch bei Domitian sollte jeder Historiker fragen, ob überhaupt Christen die Opfer gewesen sein könnten, oder ob er nicht vielmehr versucht hat, die Anhänger seines Bruders und diese Christen-Clique, die die Schreibstube geschaffen und unterstützt hatte, auszuschalten. Es ging ihm

überhaupt nicht um das Christentum, sondern vielmehr um deren Initiatoren. Das waren keine Christen, die glaubten, sondern eine Schicht, die mittels Christentum ursprünglich herrschen und nun zumindest nach seiner Einschätzung weiterhin mitherrschen wollten.

Die damaligen Herrscher waren sicherlich allesamt in Sachen Moral, Auftreten und Machtausübung keine 'Waisenknaben', sondern knallharte Egomanen. Aber die Stufen hin zur Maßlosigkeit machen es – und da gab es sicherlich auch große Unterschiede. Die christlichen Schreiber dachten nicht ganz zu Unrecht: Wer einen schlechten Ruf hat, den bringen wir noch weiter in Verruf und stellen uns auf die Seite der Verfolgten. Im gewollten Umkehrschluss hieß dies dann, dass sich die bescheinigte Unvollkommenheit und Schlechtigkeit des Kaisers auch an seinem Umgang mit dem Christentum ablesen ließe. Dessen Anhänger müssten also naheliegendermaßen doch gute Menschen gewesen sein, wenn ein bekanntermaßen schlechter Herrscher ihnen zusetzte. Weder damalige, aber genauso wenig heutige Geschichtsschreiber darf man sich quasi eidlich einem objektiven Geschichtsbild verpflichtet vorstellen. Dazu kommt sicherlich schon einmal, dass man tatsächlich vieles zwiespältig bewerten kann. Aber mit derartigen Aussagen wurde und wird immer auch Politik gemacht. Wer das nicht verstanden hat, sollte sich aus den Diskussionen verabschieden. Der einzige Unterschied mag darin liegen, dass allzu dick aufgetragene Lügen heute schneller entdeckt würden. Aber selbst diese Einschätzung nähert sich schon einem Mythos. Die Einzelheiten ihrer kaiserlichen Herrschaft oder ihrer Persönlichkeit können wir hier auf sich beruhen lassen. Für unsere Untersuchung ist lediglich die Frage des Übergangs der Herrschaftsgewalt bzw. die Voraussetzungen für das Christentum von Bedeutung. Da helfen zwei ganz einfache, aber weitreichende Feststellungen:

- Vespasian behandelte seine beiden Söhne sehr unterschiedlich.
- Die beiden Brüder konnten sich offenbar nicht leiden.

Warum und wieso ist hier gleichgültig. Das gilt nicht für die Folgen. Als Grund könnte man annehmen, dass Vespasian davon ausgehen konnte, dass sein Sohn und verkündeter Nachfolger Titus auch Nachwuchs haben würde. Doch weder mit seiner langjährigen, allerdings älteren Geliebten Berenike noch mit einer anderen Frau gelang es Titus einen Sohn zu zeugen. Sein unerwarteter Tod mit nur 41 Jahren beendete diesbezügliche Erwartungen. Damit war der Weg für Domitian auf den Thron frei. Aber er war kaum auf diese Aufgabe vorbereitet worden. Und er selbst hatte wohl mehr den Willen zur Herrschaft als die Kenntnisse und Fähigkeiten dazu.

Titus genoss über all die Jahre eine gute Erziehung und wurde schon bald von seinem Vater in die militärischen und politischen Vorgänge einbezogen. Domitian wurde von ihm noch einigermaßen respektiert, aber ansonsten weitestgehend ignoriert.

Nach der These einer Römischen Schreibstube war der neue Glaube auf die Person des Titus zugeschnitten. Es ist deshalb nur zu verständlich, dass sein Bruder Domitian von dieser Religion und ihren Ursprüngen in Judäa jedenfalls nichts wissen wollte. Er stellte sozusagen das Christentum auf der Herrscherebene ein. Er war nie in Judäa, und mit diesem Krieg und gar der Verherrlichung seines Bruders hatte er nichts zu tun. Religiös verfolgte er seine eigenen und demzufolge andere Ziele. Doch die Saat des Christentums war anscheinend schon erfolgreich aufgegangen. Die adligen Anhänger des Titus wussten offenbar um die Entstehung des Christentums, und so wollte Domitian vermutlich diese Anhänger nach seinem Herrschaftsantritt unschädlich machen. So wurde er womöglich in der Tat zu einem „Christenverfolger“ – aber eben nur auch.

Wäre das Christentum tatsächlich von Anfang an eine Religion der Unterschichten gewesen, Domitian hätte von einem Minimal-Christentum in Rom nicht einmal etwas erfahren. Aber wie sollte dieser Glaube überhaupt die Aufmerksamkeit des Kaisers Domitian erlangt haben? Doch nur, wenn die Adelschichten beteiligt waren. Aber wie konnte eine Unterschichtenreligion aus einer gerade erst brutal unterworfenen Provinz bis in den Palast gelangen? Vor allem gibt auch zu denken, dass Domitian sich in den letzten Jahren seiner Regierungszeit stets mit „Herr und Gott“ ansprechen ließ. Er war der erste Kaiser, der dies so mit Nachdruck forderte. Die Kaiser vor ihm gingen mit dieser Erhöhung ziemlich entspannt um – Augustus, Claudius, Vespasian. Andere bis kurz vor dem Irrsinn – vor allem Caligula. Domitian wusste also genau um den Wert göttlicher Legitimierung, nur mit der Religion seines Bruders wollte er nichts zu tun haben. Sein eigene Göttlichkeit musste er somit quasi aus dem Boden stampfen, und das gefällt dann auch nicht jedem Römer, wenn nicht einmal der Anschein (Abstammung, militärische oder andere Erfolge) einer göttlichen Legitimation auszumachen ist.

Wäre es jedoch ihm oder irgendeinem anderen Kaiser nach ihm tatsächlich um die totale Vernichtung des Christentums an sich gegangen, dann wüssten wir heute soviel von den Christen wie von Katharern, Mandäern, Valentinianern oder wie all diese Sekten hießen. Was die spätere Kirche schaffte, nämlich nahezu alles auszulöschen, was diese Häretiker vertraten, hätten zweifellos auch die Kaiser mit Leichtigkeit gekonnt, wenn sie tatsächlich mit gleichem Fanatismus ihre Interessen verfolgt hätten. Man übertrieb und übertreibt bis heute die Verfolgungen und vor allem die Glaubensfestigkeit der Christen, um die Gläubigen und vor allem die Kirche selbst zu glorifizieren. Selbst ein Kaiser Julian, den man als Apostat, als Abtrünnigen verunglimpft, stemmte sich letztlich nur gegen das alles vereinnahmende, kulturverachtende und intolerante Christentum und seine Vertreter. Dass auch dieser nach nur zwei Regierungsjahren in einer Schlacht einem Speerwurf in den

Rücken erlag (363), stellt eine kleine Parallele zu Titus dar. In beiden Fällen lässt sich ein naheliegender Verdacht nicht ausschließen.

Nach dem Rückzug des Herrschers konnte sich eine Kirche dieses religiösen Freiraumes bedienen. Christentum und Staatsidee waren und blieben getrennt. Die Saat war gesät, aber sie konnte als Herrschaftsideologie gegen Domitians Willen nicht mehr aufgehen. Den Nachfolgern stand dann schon eine eigenständige Kirche gegenüber. Sie waren aber zu schwach oder zu desinteressiert, um diese zu integrieren. Das geschah erst unter Konstantin.

Das gesamte 4. Jh. stand im Zeichen eines ständig wachsenden, weil staatlich geförderten Christentums. Nur ein Kaiser Julian stemmte sich noch einmal erfolglos (s.o.) gegen diesen Glauben und seine Fanatiker. Ab 381 haben wir es mit einer absolut intoleranten Staatsreligion zu tun, die erstmalig Todesstrafen in Glaubensangelegenheiten vorsieht. Über all die Jahre nutzte die Kirche den entstandenen Freiraum, um mittels sogenannter Kirchenväter ihre Theologie, ihren Machtanspruch und ihr Organisationsgeschick voranzutreiben. Kaiser Konstantin bewies dann mit seiner Übernahme des Christentums, welch' wertvolle Vorarbeiten die Römischen Schreibstube hierzu geleistet hatte. Staat und Kirche fanden unter seiner Oberherrschaft dann erst zusammen – auch wenn sich dadurch in den nächsten Jahrhunderten Hunderte von Konflikten ergaben. Konstantin ist somit der späte Beweis für die Tragfähigkeit des entworfenen Konzepts. Die Römische Schreibstube hat ihren späten Sieg nicht erlebt. Doch dieses System behauptete sich bis in die Neuzeit und sogar noch über die Zeit der Aufklärung.

Weiske geht davon aus, dass Josephus durchgängig ein gläubiger Jude gewesen sei. Das sehe auch ich anders. Weiske führt an, dass sich Josephus in seinem Alterswerk deutlich zum Judentum bekannt hätte. Er übersieht dabei aber etwas Entscheidendes: Titus war jetzt schon rund zwanzig Jahre tot. Sein Bruder und Nachfolger hat sich deutlich von einem Christentum distanziert und seine Anhänger – und das waren Titus-Anhänger! – sozusagen verfolgt. Der imperiale Glanz, der mit Titus erscheinen sollte, konnte nicht mehr erscheinen. Eine Kirche hatte sich dieses Erbes bemächtigt. Womöglich ekelten diese Erben mit ihren Streitereien einen Josephus an. Jedenfalls hat er nicht für sie geschrieben, und mit ihnen wollte er wohl auch nichts zu tun haben. Müsste man dann nicht Verständnis für einen Initiator haben, der sein Werk als gescheitert ansehen musste? Einen späteren Sieg mit Konstantin konnte er gewiss nicht erahnen. Und ohne genau dessen Persönlichkeit würde heute kein Mensch ein Christentum überhaupt noch dem Namen nach kennen. Die Kirche war viel zu sehr zerstritten und konnte nur dank eines heidnischen Kaisers, der sich dieses Glaubens rigoros und konsequent für seine Staatszwecke bediente, überleben und sich festigen. Nie und nimmer gäbe es ein Chris-

tentum oder einen Papst samt Hierarchie ohne diesen Kaiser Konstantin. Könnte es dann nicht sein, dass Josephus, so wie es sich für ihn darstellen musste, am Ende seines Lebens anfang, wieder mehr 'jüdisch' zu denken? Josephus konnte wohl auch kaum mehr auftreten und die Karten auf den Tisch legen. Dafür war der Erfolg und die Macht der Kleriker schon zu groß geworden.

Titus lebte viel zu kurz, um seine Religion fest im römischen Staatsgefüge zu integrieren. Dafür reichen keine knappen zwei Jahre. Man stelle sich aber einmal vor, er hätte aufgrund seines Lebensalters noch zwanzig oder mehr Jahre regiert. Erst wenn sich dann keine Bezüge hätten aufzeigen lassen, müsste man die These einer Römischen Schreibstube in Frage stellen. Mit der religiösen Anerkennung eines Christus und seiner Botschaft wäre jedenfalls dem Reich bestens gedient gewesen. Wenn man dann noch ins Kalkül zieht, mit welchem Fanatismus das Christentum, wie bei den meisten Anhängern monotheistischer Religionen, durch die Ungebildeten und die Unterschicht ausgelebt wird, erkennt man auch das Gewaltpotential, das zunächst nicht genutzt wurde. Selbstverständlich ist das Christentum keine monotheistische Religion im Innenverhältnis (Dreifaltigkeit u.a.), aber diesen Alleinvertretungsanspruch macht sie dessen ungeachtet im Außenverhältnis zu anderen Religionen nachdrücklich geltend. Dieses Gewaltpotential, das in diesem Ausschließlichkeitsglauben steckt, zeigte sich später bei Missionierungen und Eroberungen um so deutlicher. Aber das Christentum war damals in Rom schwach, weil es nicht mit der Staatsideologie verbunden war. Ein Papst war für das Volk noch keine Institution, die mit einem Herrscher gleichzusetzen wäre. Im eigenen Interesse hatte man sich zu sehr darauf konzentriert, diese Unterwerfungsreligion zu predigen und die eigene Einkommenssicherung in den Vordergrund gestellt. Dies ließ sich nicht kurzfristig in eine christliche Hybris und eine Brutalität gegen Gegner umformen, wie sie dann später innerhalb einer Staatsreligion begegnet. Hier findet sich die Rolle eines Karl des Großen und anderer barbarischer Herrscher. Die Aufspaltung in weltliche und geistliche Gewalt war im kaiserfreien Rom im 4. und 5. Jh. zu schwach, um den anstürmenden Germanen mit einer inneren Kraft entgegenzutreten zu können. In Konstantinopel sorgte die Verbindung zumindest längere Zeit für mehr Widerstandskraft – auch wenn sich so nicht alles erklären lässt.

Hätte ein Titus als Kaiser es mit seinem Christentum so weit kommen lassen? Die Schreibstube verkündete nur ein passives Christentum. Dieses Christentum ist absolut als Friedensreligion angelegt! Eigentlich repräsentiert es genau das, für das Christentum heute stehen will. Aber wie absurd weit liegen in allen Belangen religiöser Anspruch und religiöse Praxis zwischen diesem Christentum und insbesondere der Romkirche auseinander? Welche Rolle spielt denn heute im positiven Sinne noch ein Christentum? Nur als Fort-

schrittsbremse macht sie ihren Einfluss geltend – siehe Scheidung, gleichgeschlechtliche Behandlung, Abtreibung, Sexualität generell, Sterbehilfe, Privilegien aller Art etc.

Wie es aber zu dieser gigantischen Perversion und dieser Aggression aus den Texten heraus überhaupt hat kommen können, die Beantwortung dieser Frage steht immer noch aus. Theologen, Wohlfühl-Christen und Autoren braucht man erst gar nicht zu fragen. War für einen Jesus noch ein Ausgleich zwischen Reich und Arm heimliches Programm, so wird man noch lange warten müssen, bis sich die Kirchen einmal deutlich positionieren. Ich rede nicht von wenigen Pfarrern oder Priestern, die sich redlich bemühen, ihrem sozialen Verständnis auch Taten folgen zu lassen, sondern von der sogenannten Spitzenvertretern. Auch unter den Nationalsozialisten blieben diese Spitzenvertreter stumm und überließen es einigen Chargen, etwa Bischof Graf von Galen, Widerstand zu leisten. Seit Konstantin standen dann für Jahrhunderte ein Christus als Kriegsgott und auch eine Maria als Schlachtenhelferin zur Verfügung. Irdische Macht und Reichtum für die Herrschenden wurden zu religiösen Zielen. Mehr Perversion geht nicht.

Aus diesen Schicksalsschlägen (Titus überraschender Tod in noch jungen Jahren – durch Vergiftung; durch seinen Bruder?), den persönlichen Abneigungen (unter den beiden kaiserlichen Brüdern), der Freigabe an einen Klerus und einigen anderen Zutaten wurde dann die Suppe angerührt, die über die Grenzen eines Kontinents hinaus den Menschen und Völkern zum Auslöffeln vorgesetzt wurde. Die entscheidende Klippe wurde genommen, und ab da war dann der Siegeszug des Christentums jedenfalls mit friedlichen Mitteln nicht mehr aufzuhalten. Wichtig ist festzuhalten, was damals *nicht* Inhalt des Christentums war: Marien-, Heiligen- und Reliquienkult, die Wesensgleichheit von Gott und Jesus, die Heilige Dreifaltigkeit, das Entstehen einer vom Staat getrennten Kirche und gar deren priesterliche Hierarchie samt Privilegien und Zahlloses mehr. Diese Entwicklungen darf man nicht der Römischen Schreibstube zurechnen, sondern muss sie allein dieser Kirche vor allem und all ihren Abspaltungen zurechnen.

Literatur

glaubensstimme = http://www.glaubensstimme.de/doku.php?id=autoren:c:clemens:clemens-erster_clemensbrief :

Klauck, Hans-Josef (1996): *Die religiöse Umwelt des Urchristentums - Herrscher- und Kaiserkult, Philosophie und Gnosis*; Kohlhammer, Stuttgart

Pfeiffer, Stefan (2009): *Die Zeit der Flavier · Vespasian, Titus, Domitian*; WBG, Darmstadt

Weiske, Hans Georg (2015): *Die Erfinder des Christentums*; BoD, Norderstedt

„Das Nicil von Konzää“

Freud'sche Fehlleistung von Dieter B. Herrmann

Werner Frank · Heribert Illig

Der Astronom Prof. DIETER B. HERRMANN [= H.] ist mit seinen 78 Jahren noch immer ein umtriebiger Wissenschaftler. So ist er stets bereit, gegen angemessenes Honorar einen von 44 verschiedenen Vorträgen zu halten, darunter als Nr. 26: *Astronomie und Kalender, Das Rätsel der verschwundenen Jahrhunderte*. Als er ihn 2013 auf einem Forum über Raumfahrt gehalten hat, wurde er aufgezeichnet und auf *YouTube* gestellt. Dort hat ihn auch MONIKA VANDORY, Bergheim, angesehen; sie wurde bei dem hier titelgebenden Versprecher hellhörig und informierte uns. Im Weiteren lässt sich zeigen, dass es sich hier tatsächlich um einen Freud'schen Versprecher handelt, weil der ausgewiesene Archäoastronom weiß, dass seine Einwände gegen das erfundene (nicht das verschwundene!) Mittelalter an diesem Konzil scheitern und er es besser gar nicht erwähnt.

Herrmann war (zum Teil ist) Professor an der Berliner Humboldt-Universität, Direktor der Archenhold-Sternwarte, Gründungsdirektor des Zeiss-Großplanetariums Berlin, Präsident der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften und Mitglied im Wissenschaftsrat der GWUP (*Gesellschaft zur wissenschaftlichen Untersuchung von Parawissenschaften e.V.*). Er ist auch der Wissenschaftler, der sich am häufigsten gegen die MA-These geäußert hat. Das begann unauffällig. Als er 1996 in der SZ über die Unauffindbarkeit des Weihnachtssterns zur Zeitenwende schrieb, fragte ILLIG ihn schriftlich, ob das Phänomen vielleicht rund 300 Jahre später auffindbar wäre. Er hat nie darauf geantwortet, doch ab da immer wieder gegen die MA-These argumentiert und polemisiert, allerdings ohne den Kontrahenten davon in Kenntnis zu setzen.

Gleich beim ersten Mal ging er auf das Konzil von Nicäa ein [H. 1998, 79], äußerte sich dazu aber später nicht mehr, weil er sich bei kalkulierbaren Finsternissen sicherer wähnte:

„Wir haben jedoch in historischen Quellen auf Anhieb zahlreiche Finsternisse gefunden, die inmitten von Illigs »Phantomzeit« liegen und bei denen diese Übereinstimmung besteht. Mit unserer Chronologie ist also alles in Ordnung“ [ebd. 80].

Ein Jahr später hieß es lapidar: „ILLIGS These ist damit von astronomischer Seite widerlegt“ [H. 1999a, 33]. Nun erst konnte ihm der Genannte deutlich machen, dass die Rückrechnung einer bereits rückgerechneten Sonnenfinsternis zwangsläufig zu einer Bestätigung führen muss und nichts beweist. Vor

allem nicht bei alten Griechen, von denen wir wie im Falle Thales' von Milet weder Lebensdaten kennen noch Tag, Monat und Jahr der für ihn berichteten Eklipse [H. 1999, 31].

„Solange Finsternisse um Tage, Jahre und sogar mehrere Jahrzehnte hin und her geschoben werden können, bis sie in einen Geschichtsablauf passen, den sie doch eigentlich überprüfen sollen, solange sind Herrmanns Gedanken über eine »Rhythmik dieser Finsternisse« vollkommen wertlos. So hat der Professor für Astronomie keineswegs meine These widerlegt, sondern dankenswerterweise zentrale Schwächen der Archäoastronomie aufgedeckt“ [Illig 1999, 88].

Das zeigte Wirkung. Und so hieß es dann im nächsten Jahr:

„Ein bis ins letzte unanfechtbarer Beweis gegen Illigs These kann allein anhand von historischen Sonnenfinsternissen wohl nicht geführt werden. Dazu wäre es erforderlich, daß die Echtheit der jeweiligen Quelle, ihre fehlerfreie Überlieferung, die Gewißheit ihrer Zuverlässigkeit, eine eindeutig zuzuordnende Beschreibung des Ereignisses sowie dessen konkretes Datum anhand von Verknüpfungen mit anderen geschichtlichen Ereignissen gegeben wären. Bietet nur eines dieser Kriterien bezüglich einer Finsternis Anlaß zu Zweifeln, kann die These von der Phantomzeit im strengen Sinn nicht als widerlegt gelten“ [H. 2000a, 213 f.]

Durch seinen Beweisnotstand genervt, nannte er die bekämpfte These „skurril“ [H. 1999, 31] oder „abstrus“ [H. 2000a, 214]. Schließlich hat er dann die *Chronik von Bischof Hydatius* gelesen und betrachtet sie und ihn seitdem als Kronzeugen. Dieser hat 418 und 447 gemäß seiner Chronik zwei Sonnenfinsternisse gesehen und berichtet, eine in Rom, die andere in seinem kaum bekannten Bistum Chaves im Norden Portugals (für Herrmann beide Beobachtungen in Chaves [H. 2013]). Herrmann ist noch heute überzeugt, dass ihr zeitlicher Abstand absolut singulär wäre. Dem ist jedoch nicht so, wie NORBERT GIESINGER [2013] zeigte. Es liegt in der Natur des Planeten- und Mondumlaufs, dass sich Finsternisse wiederholen. Dass Herrmann überhaupt mit Hydatius argumentiert, ist nur möglich, weil er seine eigene Erkenntnis – antike Sonnenfinsternisberichte müssen zahlreichen Prüfkriterien standhalten – sehr schnell verdrängt hat [vgl. Illig 2001a, 118].

Als Mitarbeiter der GWUP hatte er natürlich Mitstreiter, außerdem enge Kontakte zu meinen damaligen Gegnern Franz Krojer und Ronald Starke, die er beide unterstützte, aber auch Falsches von ihnen übernahm [ebd.]. Dann brauchte er selbst Hilfe. Chefredakteur STEFAN MATTHIESEN der GWUP-Zeitschrift *Skeptiker* bot sie, musste jedoch bemerken,

„dass Herrmann in seiner Suche nach einem einzelnen Ereignis, »das die historische Chronologie an der Astronomie unzweifelhaft einhängt« [...] etwas Unmögliches versucht“ [vgl. Illig 2001c, 516].

Illig bekam damals sogar die Möglichkeit, auf Matthiesen im *Skeptiker* zu antworten [Illig 2001b]. Allerdings scheint es dort Usus zu sein, Missliebiges zu streichen, keine Ruhmestat für GWUP:

„Die Schere ist [bei meinem Aufsatz im *Skeptiker*] drei Mal zum Einsatz gekommen – immer dann, wenn mir Historiker direkt oder indirekt Recht gegeben hatten. Der Skeptiker schützte also die Professorenschaft nicht nur vor mir, sondern auch vor ihren eigenen Äußerungen“ [Illig 2002, 153].

Uns hat die Chronik des Hydatius weiter beschäftigt. Sie reicht in der Nachfolge des Hieronymus von 379 bis 468, zeitgenössisch ab 427.

„Weil er vier parallele Chronologiesysteme benutzt, kann es besonders zum Ende der Chronik hin schwierig sein, seine Chronologie in irgendeinen modernen Kalender umzusetzen“ [en.wiki → Hydatius; Übersetz. HI].

Unabhängig von diesen Schwierigkeiten gilt:

„Und nachdem auch die Chronik des Hydatius eben nicht als antikes Original, sondern nur als mittelalterliche Abschrift vorliegt, können solche Finsternisse, die den Menschen immer wichtig waren, an den richtigen Stellen ‘eingeklinkt’ sein [...].

Für die wenigen korrekt tradierten Finsternisse gibt es natürlich eine einfache Erklärungsmöglichkeit: Die richtige Beobachtung ist innerhalb der Chronologie um die Dauer der Phantomzeit verschoben worden. So lässt sich gerade Hydatius mit seiner so unterschiedlichen Präzision mühelos erklären“ [Illig 2011, 23].

Es geht dabei um zweierlei Maß. Während der Amateurastronom Hydatius Finsternisse auf den Tag genau datiert, kann sich der Bischof Hydatius bei Inthronisation seines jeweiligen Dienstherrn, des Papstes, um -2 bis +4 Jahre, im Fall einer seltsamen Dublette bei Leo I. sogar um +7 Jahre irren [Illig 2000, 677]. Das zeigt deutlich, dass seine Chronik nicht fortlaufend geführt wurde und dass (vielleicht viel) später in seine Chronik astronomische Daten aus anderen Quellen eingefügt worden sind.

Und das *Konzil von Nicäa*? Herrmann kennt die Problematik seit langem; er legte sie früh dar und rührte dann nicht mehr daran:

„Selbst wenn man die Quellenlage als wenig befriedigend ansehen möchte, weil nirgends definitiv vom Datum des Frühlingsäquinoktiums bei Cäsar die Rede ist, bleibt der 24. 3. die einzige Alternative, weil ja andernfalls tatsächlich die Gregorianische Korrektur um drei Tage zu kurz gegriffen hätte“ [H. 2000b, 187].

Wie FRANK auffiel, ist Herrmanns ehemaliger Schüler JÜRGEN HAMEL letztes Jahr präziser und damit offener gewesen. Er bringt in seinem Text über die gregorianische Kalenderreform zunächst die ‘offizielle’ Version zum Konzil von Nicäa, die auch Herrmann vertritt:

„Auf dem Konzil von Nizäa war der Ostersonntag auf den ersten Sonntag nach dem ersten Vollmond nach Frühlingsanfang festgelegt worden“ [Hamel, 44].

Doch Hamel weiß wie jeder, der die Kongressakten zum 400. Jahrestag der gregorianischen Kalenderreform gelesen hat [Coyne/Hoskin/Pedersen], dass diese Version nicht gesichert ist. Deshalb folgt die kleingedruckte Anmerkung:

„Die Quellenlage hinsichtlich des Konzils von Nizäa ist unbefriedigend, es heißt beispielsweise zum »Schreiben Konstantins an die Kirchen über die Synode von Nicäa«: »Da dortselbst auch über das hochheilige Osterfest eine Untersuchung angestellt wurde, ist der einstimmige Beschluß gefaßt worden, es sei gut, wenn alle dasselbe überall an einem Tage feierten; denn was könnte für uns besser, was ehrenvoller sein als daß dieses Fest, das uns die Hoffnung auf die Unsterblichkeit gegeben hat, in gleicher Ordnung und so, wie die Berechnung es offenbar verlangt, bei allen begangen werde, ohne daß ein Fehler mitunterlaufe?« (Des Eusebius Pamphili Bischofs von Cäsarea. Ausgewählte Schriften, 1. Band. Kempten; München 1913, S. 107.)“ [Hamel, 62, Fn 32].

Eusebius von Cäsarea (260/64–339/40) war ein spezieller Teilnehmer am Konzil von Nicäa, hatte man ihn doch kurz davor wegen arianischer Gesinnung exkommuniziert, doch beim Konzil wurde er von Kaiser Konstantin wieder als rechtläubig akzeptiert [wiki → Eusebius von Caesarea].

Die zentrale Aussage ist klar und eindeutig: Es ging auf dem Konzil (*nur*) darum, dass alle Christen das Osterfest am selben Tag feiern. Wie man aus dem Schreiben Konstantins weiß, sollten sich die Christen an die Berechnung der Brüder im Osten, also an die Alexandriner halten.

Kein Wort von einer Kalenderreform! Wie auch, nachdem seit der julianischen Kalenderreform erst 370 Jahre vergangen waren. Der auflaufende Fehler des julianischen Kalenders betrug damals noch keine ganze drei Tage ($128 \times 3 = 384$ [Jahre]) und war noch niemandem aufgefallen. Das beschäftigte christliche Computisten erst im 13. Jh., also nach herrschender Lehre 850 Jahre später! Noch MARTIN LUTHER kannte 1538 allein die Kalenderreform Cäsars, keine von Nicäa: „Es sind a temporibus *Julii Caesaris die 1500 Jar zehen tag* zuruck“ [Seidemann, 126; Fettkursiv-Hvhg. Frank].

1582 wurden vor der Reform zahlreiche Gutachten erstellt, die keineswegs nur für 10 Übersprungungstage plädierten, sondern auch für 13 oder 15 solche Tage, wie sich bei etlichen Besuchen der Bibliotheken im Vatikanpalast und in Castel Gandolfo herausfinden ließ [Frank 2002]. Denn es war auch 1582 klar, dass die Rückrechnung des julianischen Kalenderfehlers (11 Minuten oder bei heutiger Messgenauigkeit 674 Sekunden pro Jahr) hin zu Cäsar deutlich mehr als 10 Tage ergibt. Das war übrigens der ausschlaggebende Grund für alle weiteren Gedanken zu einem erfundenen Mittelalter [Illig 1991a].

Die kalendarischen Überlegungen blieben 1999 „eine Haaresbreite“ vor der Sicherheit stecken. Allgemein klar war, dass Augustus an einem 23. 9. geboren wurde, dass er ein außergewöhnliches Horoskop besaß und dass seine Sonnenuhr auf dem römischen Marsfeld jene Schattenlinie hervorhob, die als einzige Gerade über das Horologium und direkt hin zu seinem Friedensaltar lief: die Gerade an den Tagen der Tagundnachtgleiche [Illig 1991b; 1999, 147-151]. Nur eines blieb damals ungelöst: War der 23. 9. unter Cäsar und Augustus wie heute das Datum der Herbstäquinoktie? Dafür gab es unter Astronomen und Althistorikern keine Antwort [vgl. Buchner 1982, 36, Fn 80]. Doch 2010 war die antike Gleichsetzung bei Columella gefunden [Frank 2010, 459-462]. Poggio Bracciolini hat Columellas zwölf Bücher über die Landwirtschaft (*De re rustica*) in einem Kloster entdeckt, nicht selbst geschrieben; dem Sekretär von fünf Päpsten war die Thematik fremd [Illig 2011, 69]. Ergo:

- Das Herbstäquinoktium lag zu Cäsars und Augustus Zeiten auf dem 23. 9., wie heute! Das ist die Wirkung der Gregorianischen Kalenderreform mit dem Überspringen von 10 Tagen.
- Das Überspringen von 10 Tagen korrigiert den auflaufenden Fehler des julianischen Kalenders binnen 1.280 Jahren. Deshalb hat Cäsar nicht 1.627 Jahre vor 1582 den Kalender korrigiert, sondern vor rund 1.280 Jahren.
- Das Konzil von Nicäa hat keine (unbekannt gebliebene) Kalenderreform verfügt, sondern allenfalls den kaiserlichen Wunsch intensiviert, das Osterfest im ganzen Reich an *einem* Tag zu feiern, ohne ihn jedoch zu erfüllen.
- Niemand kann einen Grund nennen, warum bereits anno 325 irgendein Mensch an eine Kalenderreform hätte denken sollen. Der Bezug wurde erst 1582 vom Papst imaginiert, um die 10 Tage zu motivieren.

Insofern ist es verständlich, wenn es Herrmann den Begriff „Konzil von Nicäa“ gründlich im Mund verdreht, ohne dass er es bemerkt und nachbesert. Ein spezielles Eingeständnis.

Literatur

- Buchner, Edmund (1982): *Die Sonnenuhr des Augustus*; Zabern, Mainz
- Coyne, George V. / Hoskin, Michael / Pedersen, Olaf (1983): *Gregorian Reform of the Calendar. Proceedings of the Vatican Conference to commemorate its 400th anniversary 1582 - 1982*; Specolo Vaticana
- Frank, Werner (2010): Bemerkungen zur Gregorianischen Kalenderrestitution und zu den Jahreseckpunkten unter Augustus; *Zeitensprünge* 22 (2) 457-464
- (2002): Welche Gründe gab es für die Autoren der Gregorianischen Kalenderreform 1582, die Frühlings-Tagundnachtgleiche auf den 21. März zurückzuholen? *Zeitensprünge* 24 (4) 646-655
- Giesinger, Norbert (2013): Die rückgerechneten Sonnenfinsternispaare von 418/447

AD und 939/968; *Zeitensprünge* 25 (1) 216-231

Hamel, Jürgen (2016): Die reformatorische Polemik um die Kalenderreform von 1582 in Drucken der Marienbibliothek zu Halle; in Eckle, Jutta (Hg. 2016): *Auf einer anderen Erde und unter einem anderen Himmel. Zu den Kalendern, Praktiken, Prognostiken und Kometenschriften aus der Frühen Neuzeit in der Marienbibliothek zu Halle an der Saale*; Halle (Saale)

H. = Herrmann, Dieter B.

- (2013): *Das Rätsel der verschwundenen Jahrhunderte*; Vortrag für die Neubrandenburger Tage der Raumfahrt, 8. 11., von Exopolitik auf Youtube eingestellt am 25. 2. 2014 <http://www.dbherrmann.de/vortrag.htm>
<https://www.youtube.com/watch?v=1YsHUQxK6zg>
 - (2000b): Die Legende vom erfundene Mittelalter · Astronomische Argumente gegen die Phantomzeit des Heribert Illig; *Der Skeptiker* 4/2000, 180-188
 - (2000a): Nochmals: Gab es eine Phantomzeit in unserer Geschichte? *Beiträge zur Astronomiegeschichte* III, 211-214
 - (1999): *11. August 1999 · Die Jahrhundertfinsternis*; Paetec, Berlin
 - (²1998): *Der Stern von Bethlehem · Die Wissenschaft auf den Spuren des Weihnachtssterns*; Paetec, Berlin (¹1998)
 - Illig, Heribert (2011b): Zwischen den Kalenderreformen von Cäsar und Gregor XIII. liegen nur 1.330 Jahre. Kalendarisch bestätigt: die These vom erfundenen Mittelalter; *Zeitensprünge* 23 (1) 65-76
 - (2011a): Aktuelle Kontroversen; *Zeitensprünge* 23 (1) 10-28
 - (2002): Hinterweltler aller Art. Eine zuweilen widerwärtige Mittelalter-Diskussion; *Zeitensprünge* 14 (1) 150-172; darin: „Skeptiker“ 152-155
 - (2001c): Vom Rütteln (an) der Wahrheit. Zur weiteren Diskussion der Phantomzeitthese; *Zeitensprünge* 13 (3) 513-523; darin: „Herrmann – die sechste“, 513-518
 - (2001b): Erfundenes Frühmittelalter – furchtbare oder fruchtbare These? *Der Skeptiker* 14 (2) 70-75
 - (2001a): Langobarden, Juden, Astronomen und auch Aachen · Zum Frühmittelalter und der einschlägigen Debatte; *Zeitensprünge* 13 (1) 108-131; darin: „Dieter B. Herrmann – zum Fünften“, 117-121
 - (2000): Astromanie und Wissenschaft · D. Herrmann · F. Krojer · S. Rothwangl · W. Schlosser; *Zeitensprünge* 12 (4) 662-679
 - (1999b): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Mittelalter erfunden wurden*; Econ/Ullstein, Düsseldorf · München · Berlin;
 - (1999a): Boulevard und Seminar · Diskutanten und Väter der Phantomzeit mehrten sich; *Zeitensprünge* 11 (2) 82-88
 - (1991b): Augustus auf dem Prüfstand; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3 (2) 43-49
 - (1991a): Die christliche Zeitrechnung ist zu lang; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3 (1) 4-20
- Seidemann, Johann Karl (Hg. 1872): *M. Anton Lauterbach's, Diaconi zu Wittenberg, Tagebuch auf das Jahr 1538, die Hauptquelle der Tischreden Luther's*; Dresden
wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel

Prof. Dr. Werner Frank, WFXFrank@t-online.de

Dr. Heribert Illig, mantisillig@gmx.de

Die Ausgrabungen im Westteil der Trierer Kaiserthermen 1960 – 1966 (*Trier V*)

Ein Review von Karl-Heinz Lewin

Die spät dokumentierten Ausgrabungen der Trierer Kaiserthermen eröffnen die Möglichkeit, noch einmal die Kontinuität zwischen römischer Kaiser-, Völkerwanderungs- und merowingischer Zeit zu überprüfen. In dem -17 gegründeten Trier wurden auf vier „insulae“ Wohnbauten errichtet, bis dort noch vor 300 die Kaiserthermen begonnen wurden. Die Arbeiten wurden wohl 316 eingestellt. Kaiser Valentinian I. (364–375) ließ dann in dem bereits verfallenden Komplex eine Kaserne errichten. 392 verlor Trier die Kaiserresidenz; erst im 6. Jh. suchten Bewohner Schutz in den Mauerresten.

R. = Reusch, Wilhelm † (2012): Die Ausgrabungen im Bereich der Trierer Kaiserthermen 1960 – 1966; in: Reusch, Wilhelm † / Lutz, Marcel † / Kuhnen, Hans-Peter (Hg. 2012): **Die Ausgrabungen im Westteil der Trierer Kaiserthermen 1960 – 1966. Der Stadtpalast des Finanzprokurators der Provinzen Belgica, Ober- und Niedergermanien**; Archäologie aus Rheinland-Pfalz, Band 1; Hg. Institut für Vor- und Frühgeschichte, Johannes-Gutenberg-Universität, Mainz; Rhaden/ Westfalen; 1-210

Geschichte und technische Durchführung der Grabung [R. 2-6]

Der Westteil der Kaiserthermen liegt westlich vor den Außenmauern des Frigidariums dieser wohl nie fertiggestellten Thermenanlage. Er bestand aus einer Palästra, dem für Leibesübungen vorgesehenen Vorhof der Thermengebäude, und den diese im Norden, Westen und Süden umgebenden langgestreckten Bauten.

Die neuzeitlichen Gebäude auf diesem Areal wurden 1944/45 durch Bomben zerstört. In der Nachkriegszeit wurde die Stadt Trier Eigentümerin des Geländes und plante auf dem Gelände die Neuerrichtung eines Stadttheaters. Trierer Archäologen konnten mit Unterstützung des rheinland-pfälzischen Kultusministeriums durchsetzen, dass die Landesregierung das Gelände erwarb und für die archäologische Untersuchung freigab. Bereits 1912 bis 1914 hatten Ausgrabungen in östlichen und westlichen Bereichen des Areals durch Daniel Krencker und Emil Krüger – die Ausgräber der Kaiserthermengebäude – römisches Mauerwerk und Teile von Mosaiken freigelegt.

Im November 1960 begannen unter Leitung von Wilhelm Reusch die Grabungen. Nachdem Sondierungsgrabungen Mauerwerk aus der Thermenbauzeit und aus der Zeit davor gezeigt hatten, wurden in der nördlichen Hälfte

des Geländes zunächst die oberen Schichten bis zur Tiefe von 3 m unter der heutigen Oberfläche weggebaggert und als Bauschutt entsorgt.

„Erst ab etwa 3m Tiefe setzten die archäologischen Untersuchungen an. Die dabei erforderlichen Erdbewegungen wurden alle von Hand ausgeführt. Die Ausschachtungen erreichten bis zur Oberkante (OK) des gewachsenen Bodens durchschnittlich eine Tiefe von 5 m, stellenweise mußten sie bis zu 7,50 m Tiefe hinabgeführt werden, um den unberührten Boden zu erreichen.“ [R. 5].

Reusch identifizierte unter den neuzeitlichen Bauresten von oben nach unten mittelalterliche Bauten mit bis ins Barock reichenden Umbauten, Teile der spätantiken Thermenvorbauten mit Umbaumaßnahmen in valentinianischer Zeit, eine vorthermenzeitliche Villenanlage mit mehreren Bauphasen sowie an einigen Stellen darunter einzelne Bauten und Gräben aus der Zeit davor sowie Gruben mit Füllmaterial aus verschiedenen Zeiten [R. 5]. Die darauf folgende Beschreibung in seinem postum veröffentlichten Grabungsbericht geht von unten nach oben vor.

Die unterste der vorthermenzeitlichen Schichten [R. 6-22]

Hier fanden sich ein Brunnen, einige Gräben mit Resten von hölzernen und bleiernen Rohrleitungen, über zwanzig Gruben, zwei Kiesflächen, eine davon mit Resten von drei Pfeilern, deren Bestimmung nicht mehr ermittelt werden konnte, ein Wasserreservoir, ein knapp $4 \times 5 \text{ m}^2$ großer Kellerraum mit bis zu 2,70 m hohen Mauerresten, darüber zwei größere Räume mit Resten von Steinwänden, sowie ein weiterer isoliert stehender kleiner Steinbau. Einige der flacheren Gruben enthielten Pfostenlöcher.

In den Estrichen der Steinbauten und in den Füllungen der Gruben und Gräben fanden sich Reste von augusteischer, tiberischer, claudischer, neronscher und vespasianischer Terra Sigillata sowie von Gebrauchskeramik aus der ersten Hälfte, aus der Mitte und aus der zweiten Hälfte des 1. Jh., ein Stück einer Gebrauchskeramik aus Hallstatt C und schließlich zwei leider nicht näher bezeichnete Münzen. Hans-Peter Kuhnen nennt in seiner Auswertung der Münzfunde nur eine Münze für diese Schicht und ordnet sie dem „1. Jh. v. Chr.“ und den keltischen Remern zu [Kuhnen 2012, 285, Tabelle 3].

Stadtpalast Phase 1 [R. 23-43]

In dieser Schicht beginnt die Baugeschichte einer Villa oder eines Stadtpalastes, in der vier Bauphasen deutlich unterschieden werden konnten, die Reusch mit den Nummern 1 bis 4 und mit den Farben Grün, Rot, Blau und Braun bezeichnete. Die zugehörigen Fundstellen oder Räume werden in den einzelnen Bauphasen, beginnend mit 101, 201, 301, 401, durchgezählt.

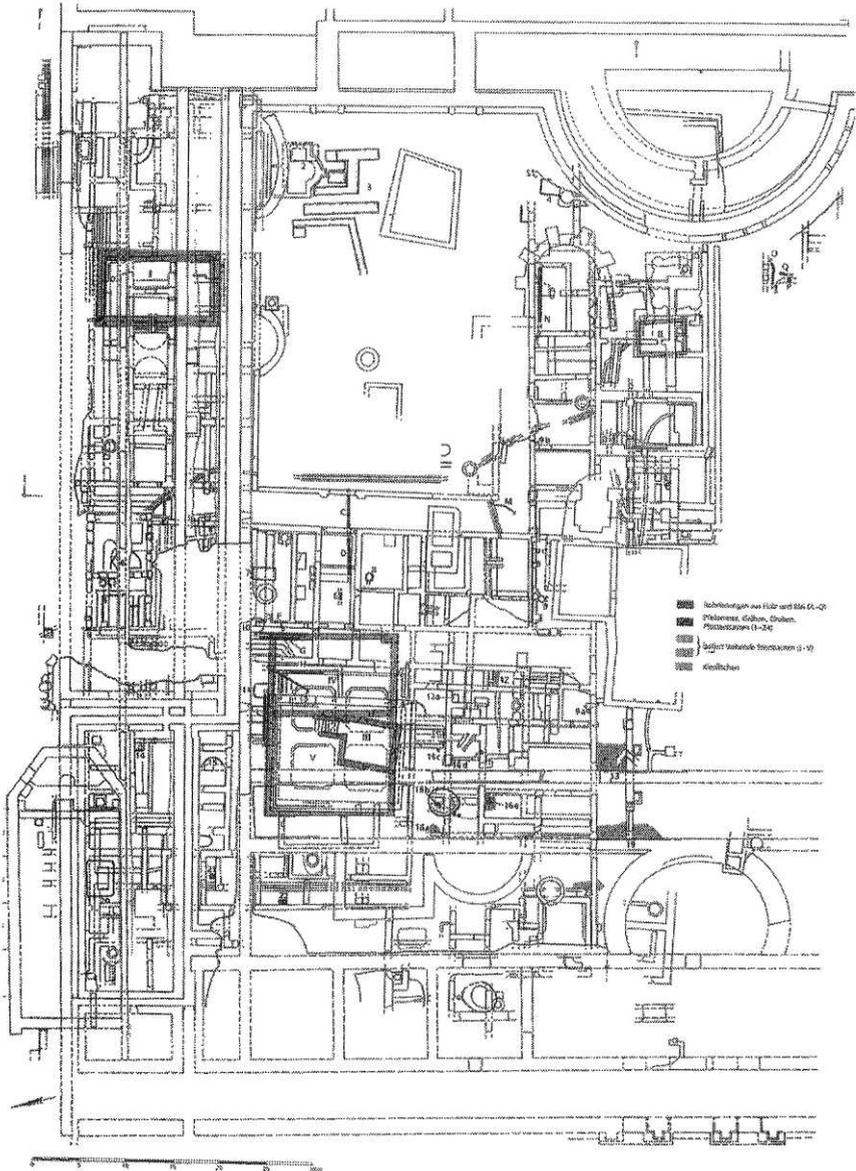


Abb. 1: Unterste Schicht vorthermenzeitlicher Siedlungsreste aus der ersten Hälfte des +1. Jh. [R. 7, Abb. 4; Reusch/Lutz/Kuhnen, Beilage 2]. Dunkle Rahmen: Pfeilerreste, Gräben, Gruben, Pfostenbauten; schwarze Linien: Rohrleitungen aus Holz und Blei.

Die palastartige Villa bedeckte eine Grundfläche von schätzungsweise knapp 70 m × mindestens 100 m. Sie hatte den Grundriss eines Peristylhauses. Ausgegraben wurden drei Flügelbauten um einen 25 m × mindestens 39,50 m großen Innenhof. Der fast zwingend vermutete vierte, östliche Flügelbau wurde durch die massiven Fundamente des Frigidariums der Kaiserthermen spurlos zerstört.

Süd- und Westflügel zeigen zum Innenhof hin vorgelagerte Portiken. Am Südflügel befand sich zur Straßenseite hin eine Außenportikus oder ein öffentlicher Laubengang, am Nordflügel wurden gleiche Befunde an zwei Fundstellen nachgewiesen. Die westliche Außenfront des Westflügels ist durch die Fundamente der Eingangshallen des späteren Thermengeländes und die Fundamente einer mittelalterlichen Kirche bis auf den gewachsenen Boden zerstört.

Erbaut wurden die Räume dieser Bauphase in der ersten Hälfte des 1. Jh. und **nicht über die Mitte des 1. Jh. hinaus** [R. 24]. In einem Raum fanden sich Mosaikreste, in vier anderen Reste von Wandmalereien. In einem Raum (125) wurde die erhöhte Lauffläche durch eine Hypokaustanlage begründet. In dieser Schicht wurden augusteische, tiberische, claudische, neronische, vespasianische und antoninische Terra Sigillata und Gebrauchskeramik vom frühen über das mittlere und ausgehende 1. Jh. bis in die erste Hälfte des 2. Jh. sowie Glasfragmente aus der Mitte und der 2. Hälfte des 1. Jh. gefunden. In einer zweiten Hypokaustanlage (Raum 140) tragen drei Ziegel Stempel der 22. Legion „aus den Jahren 70 – 80 n. Chr.“ [R. 39] – mithin müsste die Heizung nachträglich eingebaut worden sein. In den Räumen 156/157 wurden „ein As des Augustus“ und „eine Bronzefibel claudisch-neronischer Zeit“ gefunden [R. 43].

Stadtpalast Phase 2 [R. 44-86]

Der beinahe unveränderte Innenhof liegt mit seiner Lauffläche etwa 20 cm über der von Phase 1. Die um den Innenhof gruppierten Flügel werden teilweise auf den Resten der Kalksteinfundamente der Vorgängerbauten errichtet, nunmehr gegliedert in 96 Raumeinheiten oder Flächen, im Süd- und im Westflügel in großflächigeren Räumen, im Nordflügel in kleinräumigerer Aufteilung.

Die Ausstattung der Räume ist reicher als in Phase 1. Im Nordflügel gibt es acht wenn auch kleine Räume mit Hypokaustheizungen, im Südflügel konnten vier hypokaustierte Räume nachgewiesen werden, im Westflügel zwei. Reste von Mosaikböden fanden sich in drei Räumen, Reste von Wandmalereien in zehn Räumen, besonders zahlreich an den Wänden der Portiken des großen Innenhofs und in einigen Räumen des Westflügels, wo sie bis in 75 cm Höhe erhalten blieben. Die Wandbemalungen sind geometrische Mus-

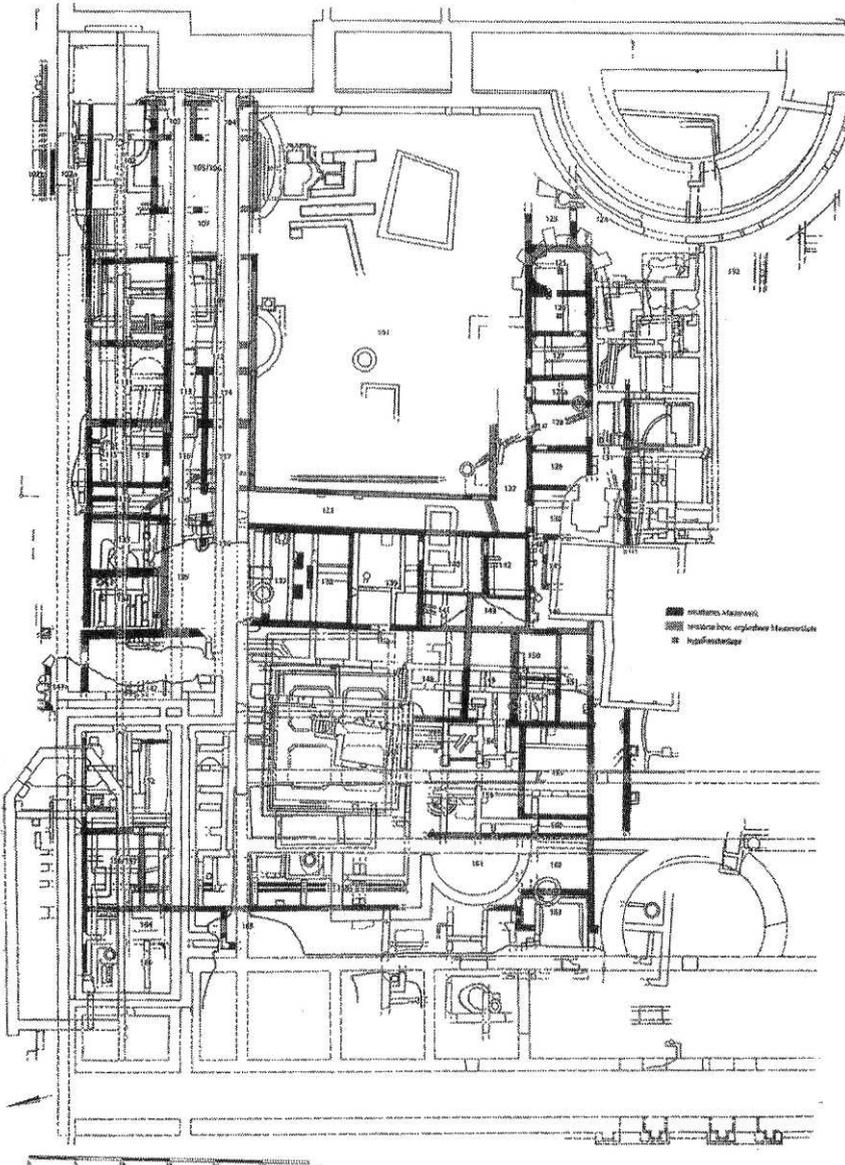


Abb. 2: Stadtpalast Phase 1 [R. 25, Abb. 23]. Schwarz: erhaltenes Mauerwerk; grau: zerstörte bzw. ergänzbare Mauerverläufe

ter, Marmorimitationen sowie Pflanzen- und Vogeldarstellungen, darunter Liliengewächse mit Blüten, die gar nicht zu Lilien passen, und viele Fischreier. Ein herabgefallenes Fragment zeigt einen Teil des Kopfes eines Windgottes, den Reusch stilistisch dem „3. Pompejanischen Stil“ zuordnet und ihn deshalb in die *neronische Zeit* setzt [R. 55 f.]. In zwei Räumen fand man inkohlte Holzschichten, die mögliche Holzfußböden andeuten.

Im Südflügel fand sich ein Baderaum mit einer an der Oberkante 4,21 m × 1,46 m großen Wanne, daran westlich angrenzend ein Raum mit einer gemauerten Vorrichtung, die als Unterbau für einen stationären Heizkessel für Badewasser interpretiert wurde, davor Reste von mit Erde vermischter Holzkohle. Im Westtrakt befindet sich noch ein kleinerer Innenhof mit Zugang zu einem Keller mit auffallend ästhetischer Nischenarchitektur.

Auch in dieser Schichtlage sind Ostteil und Westfront ganz und Teile des Westflügels großflächig durch den späteren Thermenbau und Bauten aus mittelalterlicher und neuerer Zeit zerstört, der Nordflügel ist quer durch die Fundamente der Bauten um den Thermenvorhof und der valentinianischen Umbauten gestört.

Zwei neue Kanäle dienten der Wasserversorgung. Der eine auf der Nordseite mit Wasserreservoir wurde wahrscheinlich von der von Nordosten in die Stadt kommenden Ruwerwasserleitung versorgt. Der andere verbindet Nord- und Südtrakt und verläuft unter den Fußböden der beiden Trakte eher in nordwestlicher bzw. südöstlicher Richtung.

Nachdem die südlich angrenzende Ost-West-Straße um eine neue Packlage erhöht worden war, 40 cm über der Straßenschicht von Phase 1, wurde der Südflügel um einen Anbau auf der Straße erweitert und verengte diese auf etwa die halbe Breite. Die nach außen quadratisch angeordneten Mauern umschließen einen kreisrunden hypokaustierten Raum (233) mit vier runden Konchen zu den äußeren Ecken hin. Im westlichen Ende des Anbaus befinden sich in Raum 238/239 eine Vorrichtung zur Warmwasseraufbereitung und im Raum nebenan dann drei Abflusskanäle, deren Anordnung eine Abortanlage vermuten ließen.

Die Abbruchhöhen des aufgehenden Mauerwerks liegen meist zwischen 45 und 95 cm über den Laufflächen, im Flur zwischen Südflügel und südlichem Anbau sogar bis zu 178 cm über der Lauffläche. In mehreren Räumen im Südflügel und wenigen Räumen des Westflügels wurden die Mauern des Vorgängerbaus beibehalten, mit Veränderungen wie Durchbrüchen für Heizungskanäle, Zumauern von Türen und Durchbrüchen für verlegte Türen.

In dieser Schicht wurden augusteische, tiberische, claudische, neronische, vespasianisch/flavische und trajanisch/hadrianische Terra Sigillata und Gebrauchskeramik von Mitte bis Ende des 1. Jh. bis in das 3. Viertel des 2. Jh. gefunden. An einer Stelle (Raum 209) lag die augusteische Keramik in der

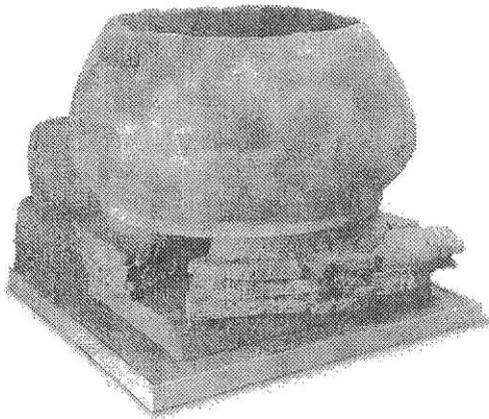
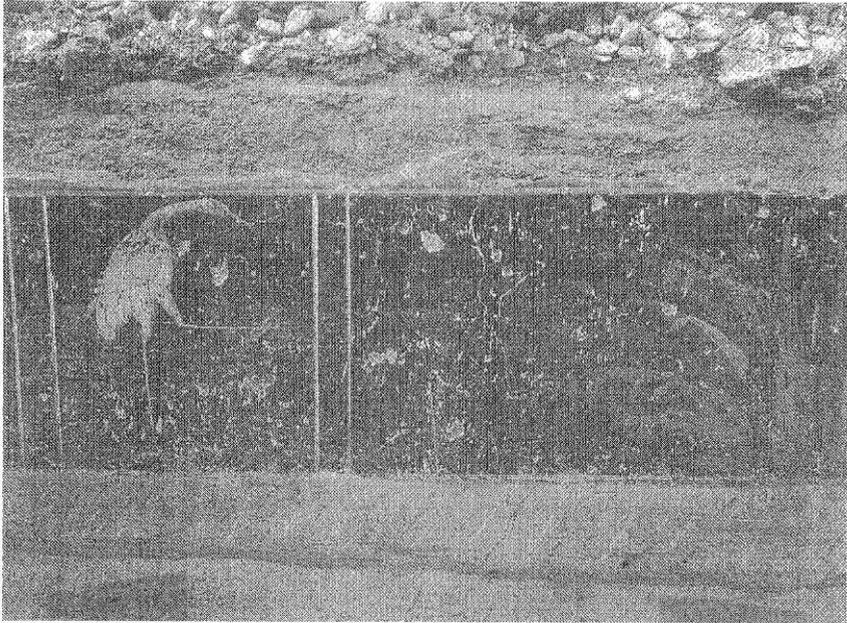


Abb. 3: Stadtpalast Phase 2, Raum 246, Wandmalerei mit Reihher und Pflanzen [R. 70, Abb. 53].

Abb. 4: Stadtpalast Phase 3, Raum 338 („Küche“), Ofen A, nach Restaurierung [R. 105, Abb. 73].

Auffüllungsschicht oben, „ein Beweis, dass die Aufhöhungsmassen von anderer Stelle herangebracht worden sind“ [R. 48], an einer anderen Stelle (Fläche 286-288) gelangten „augusteische bis claudische“ Keramiken „nach Aufgabe der 1. Phase zur Erbauung der 2. in den Boden“ [R. 85].

An drei Stellen fand man Ziegelstempel aus domitianischer Zeit, darunter mehrere Hypokaustplatten mit Stempeln der *Legio XXI rapax* [R. 74]. Aus Raum 266 stammt ein As des Nero, aus Raum 282 ein Dupondius des Trajan. Aus Raum 273b wurde ein „Mittelerz des Domitian“ geborgen [R. 80], wobei der Begriff „Mittelerz“ möglicherweise eine bronzene Münze (vgl. [areich]) bezeichnet, vielleicht aber auch eine Art Medaillon.

Stadtpalast Phase 3 [R. 86-119]

Phase 3 übernimmt weitgehend die Grundrisse von Phase 2, auch Teile der aufgehenden Wände, manche Räume werden zusammengelegt, andere durch Trennwände neu gegliedert. Es ergeben sich 80 Räume oder Flächen und 16 weitere Fundstellen. Es gibt jetzt zwölf Räume mit Hypokaustheizungen. Diese Bauphase wird ins **2. Jh. und bis in den Anfang des 3. Jh. datiert**. Spätere Störungen und Zerstörungen entsprechen denen der vorhergehenden Phase; Störungen durch Baumaßnahmen der Phase 4 oder durch die Ausgrabungen von Krencker und Krüger 1912–1914 kommen hinzu.

Das Badezimmer im Südflügel wurde in den südlichen Anbau verlegt. Entlang der Straße erhält der Anbau zwei weitere Zimmer. Im östlichen Südflügel und nordwestlich des großen Innenhofs stehen vier Backöfen mit Kuppel. An der Nordseite des Innenhofs wurde ein Brunnen gegraben und mit vier Sandsteinblöcken umkränzt, innen rund und außen quadratisch. Der Brunnen geht mehr als 6 m in die Tiefe. Die Nutzungsfläche des Innenhofs wurde mit mehreren Schichten von Bauschutt um fast 60 cm erhöht, in seinem Ostteil entstand ein Häuschen mit Südapsis, in dem eine Küche vermutet wird. Ein neuer Kanal verläuft ostwestlich durch den Korridor zwischen Südflügel und südlichem Anbau, „nur in Teilstücken erhalten“ [R. 99], in einem Teilstück deckten Dachziegel die Wasserleitung ab.

Im Nordflügel entstand ein Kellerraum mit Korbbogengewölbe als Bedienungsraum einer Hypokaustanlage. Die im Nordflügel gefundene Küche mit zwei Öfen und weiteren Feuerstellen wies besonders viele Schichten und Veränderungen auf. Der kleinere westliche Innenhof wurde um vier annähernd quadratische Steinkästen ohne befestigten Boden herum wasserdicht verputzt; die Befunde deuten auf einen Zierteich mit den Außenmaßen 15,20 m × 14,90 m und 45 cm Wassertiefe hin, in dem sich die Zierpflanzen in den vier großen Blumenkästen mit den Innenmaßen 3,70 m × 3,95 m spiegelten [R. 112].

In den Auffüllungsschichten und in den Estrichen fanden sich Scherben von Terra Sigillata vom 1. Jh. bis zur Mitte des 3. Jh. und von Gebrauchs-

keramik von der 1. Hälfte des 1. Jh. bis zur 1. Hälfte des 3. Jh., auf den Estrichen Terra Sigillata trajanischer, hadrianischer, antoninischer Zeit und Gebrauchskeramik von der 2. Hälfte des 1. Jh. bis zum 1. Drittel des 3. Jh.; ein Antoninian aus dem 3. Jh. lag in der Westportikus 318 des großen Innenhofs [R. 94], „ein republikanischer Denar aus dem Jahre 68 v. Chr.“ lag in einer Auffüllungsschicht im Raum 337 [R. 101], in Raum 345 lagen mehrere Münzen des 3. Jh. [R. 111], und in Raum 355 lag eine Münze aus der 2. Hälfte des 3. Jh. [R. 115]. Kuhnert [2012, 285, Tab. 3] nennt für diese Schicht u. a. drei Münzen des Gallischen Sonderreiches.

Stadtpalast Phase 4 [R. 119-165]

Phase 4 zeigt starke Umbaumaßnahmen mit Nutzung der Mauern älterer Bauabschnitte als Fundamente, sowie einige spätere kleinere Umbauten wie Zusammenlegen oder Neuaufteilen von Räumen. Hier entstehen letztlich 113 Raumeinheiten oder Flächen. Neue Fundamente werden in Gussmauerwerk, *Opus incertum*, errichtet, oder aus Rotsandstein, auch in Bruchstücken aufgemauert. Aufgehende Wände werden aus Kalkstein- oder Rotsandsteinquadern oder auch als *Opus mixtum*, Bruchsteinen mit Ziegeln vermischt, gemauert. Es wird „vielfach älteres Baumaterial vom Platz wieder verwendet“ [R. 120].



Abb. 5: Stadtpalast Phase 4, Raum 450, Freilegung des Polydus-Mosaik [R. 148, Abb. 99]

Im Nordflügel entsteht ein beheizbarer Saal 422 mit flachrunder Apsis zum großen Innenhof hin, die an den Brunnen auf der Nordseite anstößt. Im östlichen Nordflügel findet sich (Südseite von Raum 402) eine beheizbare Wanne, die auf 25 cm hohen Ziegelpfeilerchen in einer Wandnische ruht.

Der Südflügel erhält einen beheizbaren Saal 428 mit nur in Teilen erhaltenem Rennfahrer-Mosaik; in der von Phase 3 übernommenen Südwand werden sechs Dekorationsnischen ausgebrochen, mit Ziegelplatten fast halbkreisförmig ausgemauert und verputzt. Der Vier-Konchen-Raum wird bis auf Restmauern zerstört und von den Ecken dreier Zimmer überbaut. Ein neues größeres Bad in Raum 437 erhält zwei Wannen und wird mit Marmor verkleidet. In der Südwestecke des großen Innenhofs wird ein zweiter Brunnen gegraben, von seiner Abbruchhöhe bis zur Sohle im anstehenden Schiefer 8,42 m tief.

Mosaikböden finden sich in insgesamt sechs Räumen, darunter in Raum 450 des Westflügels das Mosaik mit dem Bild des Rennfahrers *Polydus* und seines Gespanns mit dem Leitpferd *Compressore* [*polydus*]. Das Bild war beschädigt, aber rekonstruierbar. Reusch datiert das Mosaik „auf Grund seiner stilistischen Eigenarten **kurz nach 250 n. Chr.**“ [R. 152; Hvhg. KHL]. Zu diesen Merkmalen zählt eine das Mosaik umrahmende Borte mit Mäanderhaken. Dieses im römischen Deutschland seltene Ornament wurde vorher auf einem Mosaik in der Trierer Neustraße gefunden, welches Klaus Parlasca „um 250 n. Chr.“ datierte [Parlasca, 80; nach R. 149].

Der Zierteich im kleinen westlichen Innenhof wird überdeckt von einem mit grünen Sandsteinquadern ummauerten Wasserreservoir. Die Steinbruchmarken „CAM“ auf einigen der nur zum Teil erhaltenen Quader verweisen auf denselben Steinbruch, aus dem die Quader der Porta Nigra stammen (die etwa 70 Jahre vorher errichtet worden sein soll).

In den Auffüllungsschichten und in den Estrichen fanden sich Scherben von Terra Sigillata und Gebrauchskeramik von der 2. Hälfte des 1. Jh. bis zum Anfang des 4. Jh. sowie domitianische Ziegelstempel, in Schuttschichten über den Laufflächen Terra Sigillata trajanischer und antoninischer Zeit und von der 2. Hälfte des 3. Jh. bis zum frühen 4. Jh. sowie Gebrauchskeramik von Ende des 2. Jh. **bis zum Anfang des 4. Jh.** In den Schichten dieser Phase wurden mehr Münzen gefunden als in denen aller drei vorhergehenden Phasen: eine Sesterz des Antoninus Pius aus dem Jahre 145 in Flur 448 [R. 147], ein Kleinerz des Elagabal (218–220) in Raum 442 [R. 145], ein Kleinerz des Claudius II. Gothicus (268–270) in Flur 425 [R. 133], ein Antoninian desselben in Abfallgrube 452a [R. 152], vier pauschal in die zweite Hälfte des 3. Jh. datierte Münzen, davon zwei in Brunnen 401a [R. 120], eine in Hof 403a [R. 124] und eine in Keller 485 [R. 162], schließlich zwei Kleinerze aus dem späten 3. Jh. in Raum 428 [R. 145]. Kuhnen [2012, 285, Tab. 3] nennt für diese Schicht u.a. vier Münzen des Gallischen Sonderreiches.

Die diokletianisch-konstantinischen Bauten [R. 166-196]

Gegen *Ende des 3. Jh.* wird der Palast verlassen und einplaniert. Der Raum zwischen den abgebrochenen oder umgeworfenen Mauern wurde verfüllt mit Abbruchschutt, Lehm, Kies, Steinschrott, Schiefersplitt und Mörtelabfall. Auf der so erhaltenen Fläche sollte eine Palästra entstehen, die sich auf die Thermenbauten zu in West-Ost-Richtung über 70,50 m und in der Breite in Nord-Süd-Richtung über 97 m spannte. Im Osten wird die Palästra begrenzt durch die bis zu 1,22 m mächtigen Mauern des Frigidariums und deren bis zu 1,84 m breite, teilweise aus Beton gegossenen Fundamente. In deren Mitte ragt eine halbkreisförmige Apsis mit einem Außenradius von 15,62 m, die im Inneren eine Kaltbad-Piscina umschließt, in die Palästra hinein.

Auf der Nordseite entstehen zwei langgestreckte Hallen, die eine 72,39 m, die andere 30,80 m lang, die wohl zur Aufnahme von Gesellschaftsräumen und Verkaufsläden vorgesehen waren. Die spiegelbildlichen Hallen auf der Südseite wurden vermutlich für den mittelalterlichen Stadtgraben abgegraben; dieser liegt unter der Hauptverkehrsader Kaiserstraße und blieb daher bislang nicht untersucht. Von der nördlichen Portikus und von der langen Halle führten zwei nur in Resten erhaltene Treppenaufgänge hinauf zu Sälen des Frigidariums. An die Westwand schließt sich in der Symmetrieachse ein Nymphäum in Form einer Dreiviertelkreislonche mit einem Radius von 7,58 m an, das sich zum westlichen Eingang hin öffnet und mit einer Schrankenwand abgeschlossen war, von der nur noch ein kleiner Rest gefunden wurde. Zu beiden Seiten des Nymphäums befinden sich zwei breite Innenhöfe, in die Exedren der Westportikus hineinragen.

Für die Fundamente vom Frigidarium bis zum Eingang und für die Abwasserkanäle wurden in die planierte Fläche hinein Baugruben ausgehoben, die bis auf den gewachsenen Boden aus Schiefer oder Lehm hinabreichen und damit das Mauerwerk des ehemaligen Stadtpalastes an diesen Stellen meist restlos zerstören; an einigen wenigen Stellen wurde vorhandenes Mauerwerk in die neuen Fundamente oder deren Unterpackungen integriert und überbaut. Ausgehend von der Nordseite der Westportikus führt eine breite Rampe hinab bis vor die Baugrube der Fundamente des Frigidariums, wo sie eine Breite von 30,50 m erreicht. Von dort führte eine Zufahrt zu einer später zugemauerten Durchfahrt im Fundament. Auf der Sohle der Rampe fand sich ein Baustofflager mit Haufen ungemischter Baumaterialien von Kies bis zu Ziegelplatten sowie einer Kalksumpfgarbe. Die Bauarbeiten wurden anscheinend von einem Tag auf den anderen eingestellt. Die Arbeiten an den Überwölbungen der Kanäle waren gerade begonnen und nur über einer Querverbindung (Kanal 614) fertiggestellt worden, die Kanäle führten niemals Abwässer, der Boden der Piscina des Frigidariums war noch nicht wasserdicht versiegelt, in keinem Raum wurde die geplante Nutzungshöhe

erreicht, die jeweils nur aus der Höhe von Schwellen und Lichtschlitzen erschlossen werden konnte.

Auf dieser Baustelle wurde wenig Keramik gefunden, Terra Sigillata vom 3. Jh. bis zum Ende des 4. Jh., Gebrauchskeramik vom 3. Jh. **bis zur Wende vom 4. zum 5. Jh.** sowie solche von der Wende vom 6. zum 7. Jh. [R. 120]. Hinzu kommt eine Glasscherbe aus dem 4. Jh. [R. 182]. Dafür sind die Münzfunde hier zahlreicher: in der Palästra 601 im Mörtelabfall ein Antoninian der zweiten Hälfte des 3. Jh., aus dem Boden ein Follis des Diokletian [R. 166], auf der Hoffläche mehrere Münzen der 2. Hälfte des 3. Jh. und des 4. Jh. [R. 174], in Halle 605 in einer Baugrubenfüllung ein Dupondius des Domitian, im festgetretenen Boden ein Antoninian der 2. Hälfte des 3. Jh. sowie weitere Münzen des 3. Jh. [R. 182], in der Nordportikus 606 in der Bodenfüllung eine Münze eines gallischen Kaisers von 270/280 [R. 184], in Raum 611 und in Kanal 614 je eine Münze der zweiten Hälfte des 3. Jh. [R. 188; 190], im Hof 617 im Zwickel zwischen Nymphäum und Ostwand eine Münze aus der ersten Hälfte des 4. Jh. [R. 193], in Kanal 614 in der Schuttfüllung ein Follis des zweiten Viertels des 4. Jh. [R. 190], in den Kanälen 608 und 609 je eine Münze der zweiten Hälfte des 4. Jh. [R. 187], sowie jeweils mehrere Münzen des 4. Jh. in Kanal 612 [R. 189] und in der Schuttschicht auf dem Plattenbelag der Straße 628 [R. 195].

Der valentinianische Umbau [R. 197-200]

Unter Kaiser Valentinian I. (364–375) wird die Bauruine nach einem völlig anderen Bauplan neu gestaltet. Das Frigidarium samt Nebenräumen und der gesamte Westflügel der Palästra werden abgerissen. Durch Einbau neuer Mauerfluchten werden die Portikusbauten nördlich, westlich und südlich der Palästra deutlich schmaler. Zweimal attestiert Reusch den Mauern eine „äußerst unregelmäßige Struktur“, zwischen 1,00 und 1,90 m schwankende Fundamentbreiten, wellenförmige Absatzhöhen und streckenweise Wechsel zwischen einfachen und doppelagigen Ziegeldurchschusslagen [R. 198 f.]. Einige Kanäle aus der Thermenbauzeit unter den nördlichen und südlichen Portikusbauten werden jetzt benutzt; sie enthalten „schwarze zähe Schlammablagerungen“ [Krencker, 134 lt. R. 198]. Der westliche Portikusbau erstreckt sich über das Areal des vormaligen Eingangsbaues, im Osten wird ein entsprechender Portikusbau von beiden Seiten an den wieder hergestellten Mittelbau des vormaligen Tepidariums angeschlossen. Hierdurch wird die Palästra in alle vier Richtungen erweitert, besonders deutlich in Ost-West-Richtung. Sie bildet einen großen Hof mit Plattenpflaster, der nun von einer *Porticus quadruplex* umgeben ist. Man kann schließen, dass die Baugrube in der Palästra aus der Thermenbauzeit anscheinend aufgefüllt wurde. Östlich schließt sich hinter dem Mittelbau das große Gebäude des wieder hergestell-

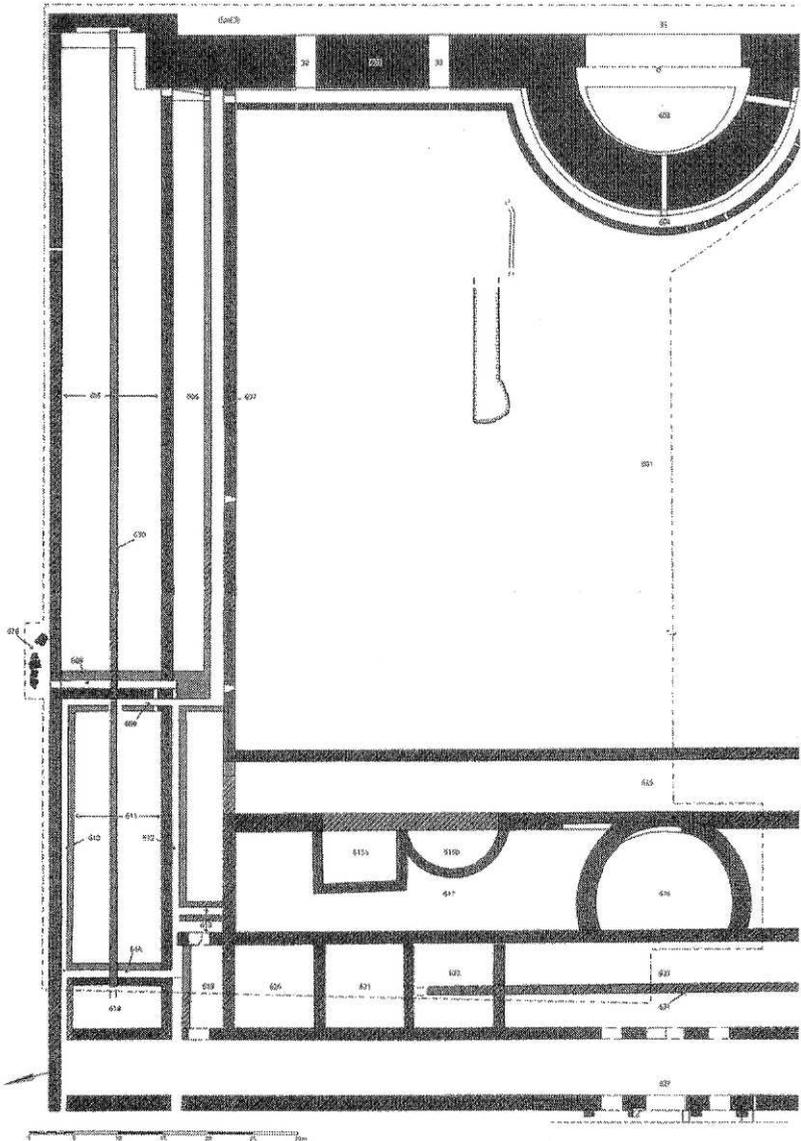


Abb. 6: Rekonstruktion der diokletianisch-konstantinischen Thermen und des valentinianischen Umbaus [R. 167, Abb. 107; Reusch/Lutz/Kuhnen, Beilage 7]. Dunkel: vorhandenes Mauerwerk; dunkel gestreift: ergänztes Mauerwerk

ten vormaligen Caldariums an, dessen Mauern heute noch – zum Teil erhalten, zum Teil rekonstruiert – von Weitem sichtbar sind. An dessen Nordseite wird eine kleine Badeanlage angefügt.

„Die Zweckbestimmung des Umbaus ist nicht bekannt“ [R. 198]. Reusch schlägt ein Gerichtsgebäude vor [ebd.]. Ein solches werde in einer Lobrede auf Konstantin I. im Jahre 310 erwähnt – und wäre nach Ansicht des Rezensenten deshalb an anderer Stelle zu suchen. Krencker hatte seinerzeit hier eine Kaserne der Prätorianergarde vermutet; spätere Historiker wie Thomas Fontaine [in Kuhn 2001, 133] und Klaus-Peter Goethert [Goethert/Weber, 128] folgen dieser Deutung.

Keramikfunde und Münzen wurden im vorhergehenden Abschnitt für die Thermenbauzeit mitgezählt. Als weitere Münzfunde sind ein Bruchstück einer Bronzemünze und zwei Münzen des 3. und 4. Jh. in der Einfüllung der Baugrube der Innenmauer 631 der westlichen Portikus zu verzeichnen [R. 199].

Mittelalter und Barockzeit [R. 201-208]

Durch die Bodenflächen des valentinianischen Hofes und seiner umlaufenden Randbebauung und alle darunter liegenden Bauschichten hindurch wurden in späterer Zeit acht Brunnen gegraben. Sie waren mit Lehm und Schutt verfüllt und wurden alle bis in eine Tiefe von vier bis fünf Metern ausgeleert, ohne die Sohle zu erreichen. Als Fundsache aus den Füllungen wurde lediglich eine undatierte kugelige Amphore verzeichnet [R. 207]. Einer der Brunnen wird vage als „mittelalterlich“ eingestuft [R. 208], zwei andere Brunnen wurden von den mittelalterlichen Kirchen überbaut.

Auf dem Gelände verstreut fanden sich insgesamt dreizehn Mauer- und Pfeilerreste, die einst Kellerräume und Müllgruben und eine Kloake begrenzen oder nicht mehr deutbar sind. Das Baumaterial besteht überwiegend aus wiederverwendetem Altmaterial, Kalkstein, Sandstein, Teile von Marmorsäulen, Ziegel-, Mörtel- und Estrichbrocken, durch Mörtelguss zusammengehalten. Die Fundamente reichen bis zu drei Meter in die römischen Schichten hinein, die abgebrochenen Wände sind teilweise an römisches Mauerwerk angelehnt und ragen bis zu 1,82 m über das römische Bodenniveau hinaus [R. 207]. Die zeitliche Einstufung geht von „frühmittelalterlich“ [R. 202] bis „mittelalterlich“ [R. 205]. Unter „Funde“ wird „reiches Scherbenmaterial“ genannt, darunter ein Stück Terra Sigillata mit „christlichen Motiven“ [R. 204]. Verwunderlich ist, dass das Material aus den genannten Müllgruben und das „reiche Scherbenmaterial“ keine genauer datierbaren Funde lieferten. Bei einer kleineren Grabung im Jahre 1938 hatte man „zahlreiche spätfränkische bis karolingische Scherben“ gefunden [R. 202].

Krencker hatte seinerzeit im Osten der Palästra das Fundament einer romanischen Apsis der Kirche St. Gervasius ergraben, das durch ein Foto be-

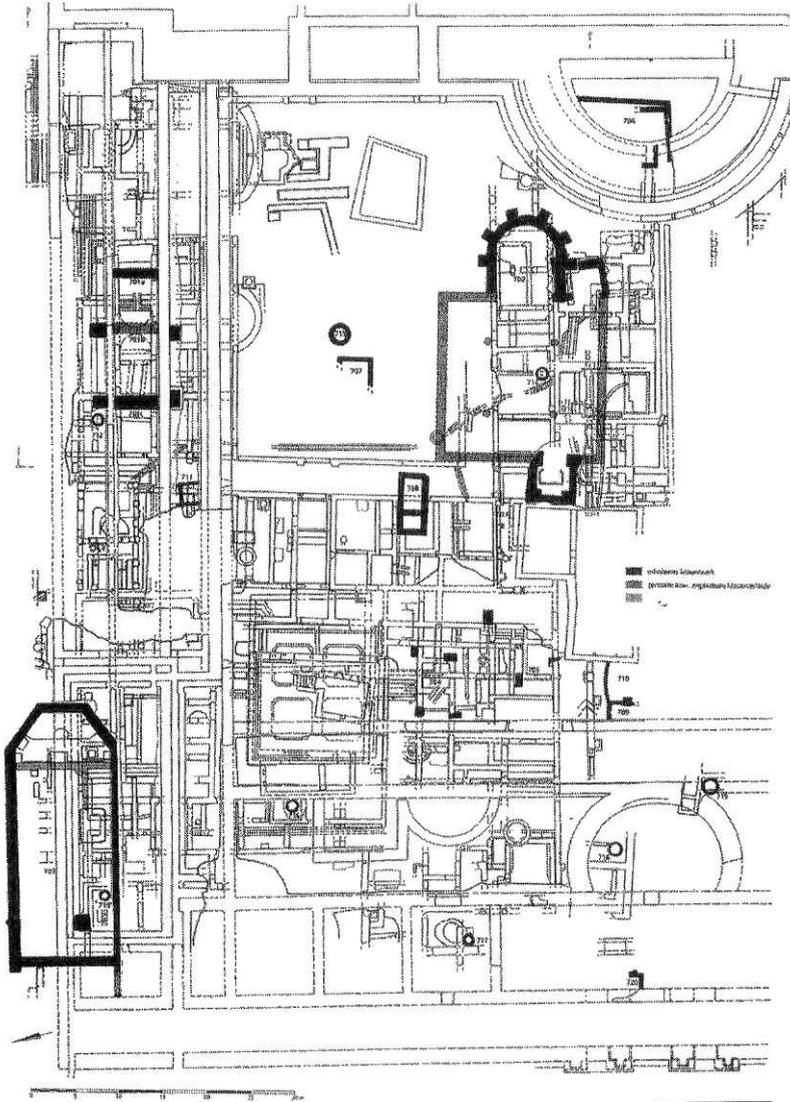


Abb. 7: Frühmittelalterliche bis barocke Bebauung [R. 203, Abb. 143; Reusch/Lutz/Kuhnen, Beilage 8]. Die drei als „nachrömisch/frühmittelalterlich“ eingestuftes Mauerreste sind 701 a/b/c oben links. Schwarz: erhaltenes Mauerwerk; grau: zerstörte bzw. ergänzbare Mauerverläufe

legt das Rennfahrer-Mosaik aus der letzten Bauphase der antiken Stadtvilla teilweise überdeckte [R. 204]. Dieses Fundament wurde damals anscheinend vollständig abgetragen; Reusch fand an dieser Stelle als unterste Lagen die Fundamente und Mauerreste des um 1500 errichteten spätgotischen Ostchors und eines als Sakristei oder „geradlinige [d.h. rechteckige] Ostapsis des südlichen Seitenschiffs“ [R. 205] gedeuteten Anbaus. Auf der Westseite der ursprünglich dreischiffigen Kirche, etwas südlich der Kirchenachse, durchstößt ein Turmfundament alle früheren Bauschichten bis auf den anstehenden Schiefer. Weitere Reste des 1803 eingeebneten Kirchenbaus wurden nicht gefunden.

Im Nordwesten des Thermenareals finden sich die Fundamente der Klosterkirche des im 13. Jh. gegründeten und Anfang des 19. Jh. aufgelösten Klosters St. Agneten. Die nördliche Längsmauer dieser Kirche liegt außerhalb des Thermenbereichs, die südliche Längsmauer setzt auf der in valentinianischer Zeit eingezogenen Mauerflucht auf. Die Grabungsergebnisse wurden an anderer Stelle veröffentlicht.

Schlussbetrachtung

In früheren Artikeln zu Trier [Lewin 2005; 2006; 2012] hatte ich aus zusammenfassenden Werken Trierer Archäologen, Denkmalpfleger und Historiker erschlossen, dass sich in Trier vom Ende des -1. Jh. bis zum Ende des +4. Jh. zunehmend eine reiche Bautätigkeit entfaltete, die danach deutlich abebbte und erst im 10. Jh. wieder ihr vorheriges Ausmaß annahm. Besonders deutlich zeigte sich die Armut an Bauten im 7., 8. und 9. Jh., wobei zu bedenken ist, dass einigen dieser wenigen Bauten lediglich über mittelalterliche Urkunden ihr Platz in diesen Jahrhunderten zugewiesen worden war.

Im vorliegenden Artikel konnte ich erstmals einen aus erster Hand stammenden Grabungsbericht auswerten. In einem abgegrenzten Areal und in übereinanderliegenden Schichten belegt er rege Bautätigkeiten vom 1. bis zum Ende des 4. Jh. in Abständen von jeweils wenigen Jahrzehnten, zum Teil mit kleineren Umbauten zwischen den Bauphasen. Nach diesem Zeitraum fehlen bis ins hohe Mittelalter hinein zeitlich eindeutig einzuordnende Baureste – drei vage als „nachrömisch bzw. frühmittelalterlich“ [R. 202] eingestufte Mauerreste beheben diesen Mangel nicht. Der auffällig lange zeitliche Abstand zwischen dem valentinianischen Umbau und den späteren mittelalterlichen Baumaßnahmen würde sich bei Annahme einer Phantomzeit verkürzen.

Im Übrigen beantwortet sich hier die in meinem Aufsatz über Konstantin [Lewin 2015, 92] offen gebliebene Frage nach der archäologischen Einordnung Diokletians. Der Thermenbau wurde wegen entsprechender Münzfunde der

Zeit Diokletians und Konstantins zugeordnet. Die jeweiligen Fundlagen der Münzen bestätigen Diokletians historischen Platz zwischen den Kaisern des Gallischen Sonderreiches und Konstantin.

Literatur

- areich = <http://www.numismatikforum.de/viewtopic.php?t=23780>, Stichwort „Mittel-
erz“, Kommentar eines ‚Andreas‘ (areich), 12. 01. 2008
- Goethert, Klaus-Peter / Weber, Winfried (2010): *Römerbauten in Trier*; Edition
Burgen, Schlösser, Altertümer, Rheinland-Pfalz, Führungsheft 20; Regensburg
- Krencker, Daniel / Krüger, Emil (1929): *Die Trierer Kaiserthermen; Trierer Grabun-
gen und Forschungen Band 11*; Augsburg (zitiert nach Reusch sowie Kuhnén)
- Kuhnén, Hans-Peter (Hg. 2001): *Das römische Trier; Führer zu den archäologischen
Denkmälern in Deutschland*, Band 40; Stuttgart
- (2012): Der Stadtpalast im Westteil der Trierer Kaiserthermen, Amtssitz des procu-
rator Provinciae Belgicae et utriusque Germaniae; in: *Reusch / Lutz / Kuhnén*, 255-
322
- Lewin, Karl-Heinz (2005): Dom und Liebfrauen zu Trier, 1.690 Jahre Architektur-
geschichte? (Trier I); *Zeitensprünge* 17 (3) 670-680
- (2006): 2.000 Jahre Trier – was blieb übrig? Eine Untersuchung der Baudenkmäler
(Trier II); *Zeitensprünge* 18 (2) 453-496
 - (2012): Trierische Spätantike – Noch unchristlich oder schon Phantomzeit? (Trier
III); *Zeitensprünge* 24 (1) 125-154
 - (2015): Trierische Hinweise zu Konstantin (Trier IV); *Zeitensprünge* 27 (1) 89-93
- Parlasca, Klaus (1963): Neues zur Chronologie der römischen Mosaiken in Deutsch-
land; in: *Colloques internationaux du CNRS: La mosaïque gréco-romaine*; Paris;
zitiert nach Reusch
- polydus = <http://www.museum-digital.de/rlp/singleimage.php?imagenr=7547>, Rheini-
sches Landesmuseum Trier (Foto: Thomas Zühmer) [CC BY-NC-SA]

Karl-Heinz Lewin, Haar: k-h-lewin@t-online.de

Frankreichs frühmittelalterliche Bauten

Eine Tour d'Horizon, von Heribert Illig

Obwohl Frankreich ebenso berechtigten Anspruch auf 'seinen' Charlemagne wie Deutschland auf 'seinen' Karl den Großen, ist bislang für „das erfundene Mittelalter“ wesentlich weniger über links- als über rechtsrheinische Gebäude berichtet worden. Diese Relation ändert sich hiermit.

Pfalzen im westlichen Teil des Frankenreichs

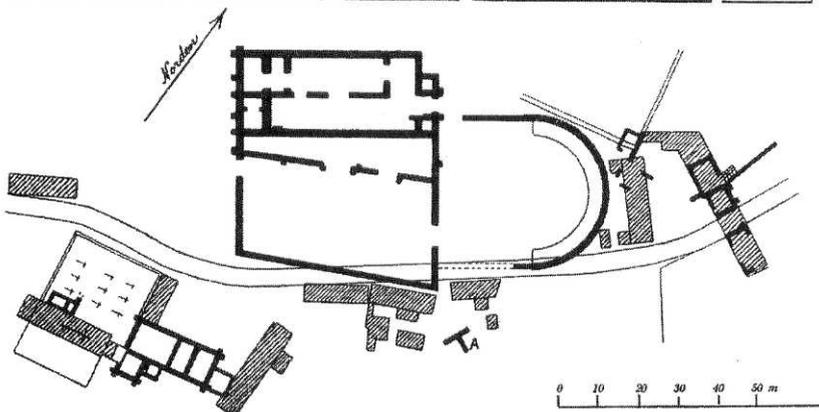
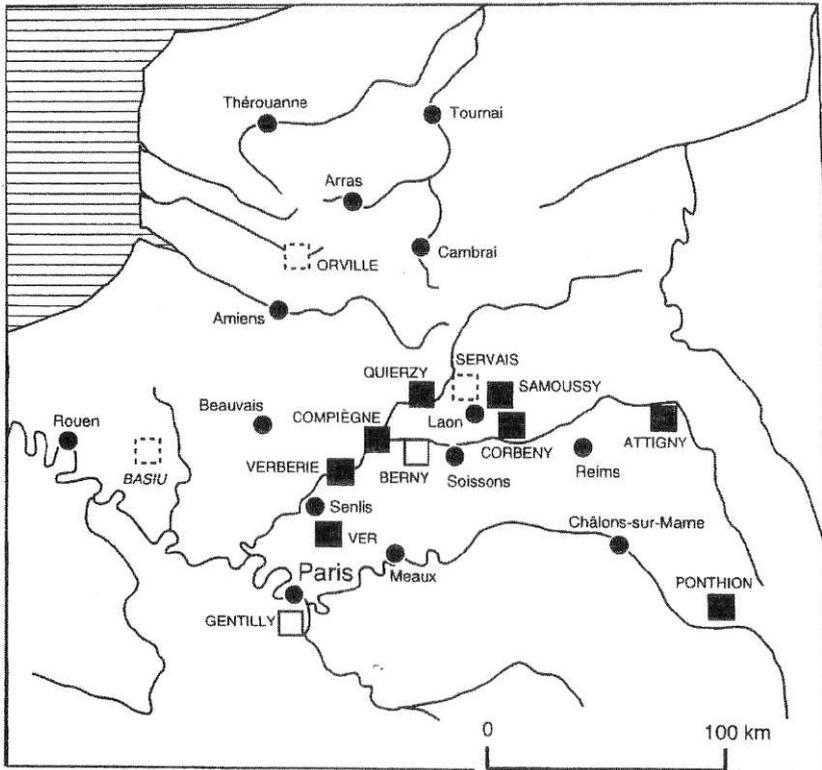
Das liegt nicht zuletzt daran, dass kein französischer Archäologe nach den berühmten karolingischen Pfalzen suchen wollte. Das gilt etwa für Quierzy und Compiègne, für Ver wie für Verberie, ebenso für Attigny oder Servais, so der kritische Mediävist Carlsruher **BRÜHL** [75]. Diese Ansicht von 1989 lässt sich heute leicht kontrollieren, nachdem der Aktuar Bernd **REMMLER** 2010 [= **R.**] eine entsprechende Auswahl vorgelegt hat und bei den einschlägigen *Wikipedia*-Einträgen auch aktuellste Befunde aufgeführt werden. Soviel vorab: Remmler [17] räumt bereits in der Einleitung ein, dass er den Mangel verwaltet: „Viel ist an den jeweiligen Orten nicht erhalten geblieben.“ Insofern lässt sich eine Liste mit relevanten Orten und eine zweite mit fundlosen Stätten bringen, wobei „relevant“ nicht automatisch Bestätigungen durch Funde bedeutet. Klar ist eines: Im Vergleich zu all den Bauten, die laut schriftlicher Quellen zwischen 476, dem 'offiziellen' Ende des weströmischen Reiches und dem Tod von Lothar I. (855) entstanden sein sollen, ist nur ein winziger Teil aufgefunden. Die Gesamtstatistik von Albrecht **MANN** [1965, 320 f.] der schriftlichen Zeugnisse besagt,

„daß wir im ganzen von 1695 ›Großbauten‹ wissen, 312 Kathedralen, 1254 Klöstern, 129 Königspfalzen [...]. Von allen diesen Bauten hat man nur 215 archäologisch untersucht, nur von einem Bruchteil von diesen sind Reste erhalten“ [Braunfels 1991, 58].

Seitdem ist zwar in Deutschland sehr, sehr viel ausgegraben worden, aber wenig in Frankreich. Die Fundmenge ist überschaubar geblieben.

Attigny (Département Ardennes) war schon im Besitz von König Chlothar II.; unter Pippin d. J. wurde es zur Königspfalz. 916 stiftete Karl der Einfältige eine Kapelle für die hl. Walburga. Ab ca. 928 wurde Attigny als Wirtschaftsgut (*fiscus*) gesehen, die Pfalz wird zuletzt 978 genannt [R. 123].

„Die Frage, wie die Pfalz Attigny ausgesehen hat, lässt sich derzeit gar nicht konkret beantworten, da bislang keinerlei Untersuchungen vorgenommen wurden“ [R. 127].



Wichtige Pfalzen in Nordfrankreich: ■ ab Pippin d. J. aufgesucht, □ nach 768 entstanden; • villae Pippins d. J. / **Pfalz Samoussy:** Grundriss [R. 52; 333]

Aktueller Stand: „Archäologische Grabungen wurden am Standort der Pfalz bislang nicht vorgenommen“ [wiki ↔ Königspfalz Attigny].

Compiègne (Oise) ist ab 875 als zweites Aachen gesehen worden [R. 143], trotzdem können 'konkrete' Aussagen nur unter Rückgriff auf historische Literaturangaben gemacht werden.

„Compiègne ist einer der wenigen Pfalzorte in Frankreich, an denen Ausgrabungen vorgenommen wurden, wenn auch nur »Rettungsgrabungen«. [...] Wo die Pfalzbauten der Merowinger gestanden haben, ist weiterhin völlig unbekannt. Und all das, obwohl Compiègne die zu ihrer Blütezeit am häufigsten erwähnte Pfalz des Westfrankenreichs war“ [R. 146].
Und ihr Ende ereignete sich erst im 12. Jh. [R. 149].

Corbeny (Aisne) nahe der Aisne. Pippin d. J. ließ die Stätte zur karolingischen Residenz ausbauen [R. 151], die dann Karl d. Gr., Ludwig d. Fromme und Karl de Kahle besuchten. Eine gewisse Bedeutung erhielt der Ort erst Ende des 9. Jh., aber nicht mehr als Königspfalz. Im „Ersten Weltkrieg wurde der Ort Corbeny so weitgehend zerstört, dass man vermuten muss, dass nunmehr auch die letzten Reste der Pfalz untergegangen sind“ [R. 152].

Laon (Aisne) wurde erst 955 als *palatium* bezeichnet und war als *castrum* „eine der wichtigsten königlichen Residenzen“ [R. 222]. „Was man von der Residenz der letzten Karolinger weiß, ist wenig, erhalten geblieben ist nichts“ [R. 224]. Und das, obwohl des großen Karls Mutter Bertrada aus Laon stammte.

Nijmegen (Nimwegen; Gelderland):

„Der Ausbau der *villa* zur Pfalz in der von Einhard angesprochenen Größenordnung ist wohl am Ende der Regierungszeit Karls des Großen zu sehen. Aus dieser Zeit sowie aus der Zeit der Ottonen sind jedoch keine Baureste mehr erhalten, wenn man von Kapellen absieht, die bei dem Neubau im elften oder zwölften Jahrhundert wiederverwendet wurden. [...] Es ist hoffnungslos, weitere Spuren der Pfalz zu finden, da man bei den Arbeiten Ende des achtzehnten Jahrhunderts das Gelände so gründlich umgepflügt hat, dass nicht einmal mehr die an anderen Plätzen häufig anzutreffenden Negative, also die Gräben im Boden aufzufinden sind, in denen die Fundamente einmal gestanden haben“ [R. 233].

Der älteste erhaltene Bauteil ist die Nikolauskapelle aus dem 11. Jh. [R. 235].

Ponthion (Marne): Wie andere französische Pfalzorte ist es heute ein winziges Dorf (110 Einwohner [R. 267]); die königliche Residenz von Merowingern und Karolingern hätte demnach zu keiner Ansiedlung geführt.

„Zur Lage und um Aussehen der Pfalz Ponthion ist fast nichts bekannt. [...] In der Summe bleibt festzustellen, dass man derzeit zur Pfalz Ponthion

nicht viel mehr weiß, als dass sie einmal existiert haben muss, wenn man sich an den schriftlichen Quellen orientiert oder nach unmittelbaren Resten fragt“ [R. 272 f.].

Quierzy (*Aisne*), der Sterbeort von Karl Martell, ist heute ein Ort mit lediglich 400 Einwohnern; er liegt

„vierzig Kilometer nordöstlich von Compiègne. In Quierzy stand eine der wichtigsten Pfalzen der Karolinger im westlichen Teil des Frankenreichs, von der jetzt allerdings oberirdisch nichts mehr zu sehen ist, und zu deren exakter Lage die Forschung sich nicht einmal einig wird“ [R. 275].

Während des Ersten Weltkriegs konnte Georg WEISE, später Professor für Kunstgeschichte, Ausgrabungen vornehmen, wobei Fundamentausrubrungs- und Befestigungsgräben zutage kamen.

„Die französischen Kollegen sehen Weises Arbeit und vor allem seine Folgerungen als kritisch an. Ihnen ist die Datierung zu ungenau, auch vermuten sie mehrere Bauphasen, eine erste im achten und eine zweite im neunten oder zehnten Jahrhundert, bei der bereits Material aus dem frühkarolingischen Bau zur Errichtung der ovalen Außenmauern wiederverwendet wurde. Allerdings haben sie in den nunmehr fast hundert Jahren seit Weises Aktivitäten auch keine Versuche unternommen, nach Bestätigung oder Widerlegung seiner Aussagen zu suchen“ [R. 288].

Insofern ist bislang auch keine Pfalzkirche gefunden worden [R. 287]. In den letzten Jahren wurde nicht graben [wiki → Königspfalz Quierzy].

In **Saint-Denis** (*Seine-Saint-Denis*) sind bis 1992 Rettungsgrabungen durchgeführt worden; neue Grabungsberichte liegen durch Michaël Wyss vor. Demnach handelte es sich um eine durch Gräben gesicherte Klosterpfalz, in der acht Kirchen und Kapellen verzeichnet sind, die jedoch keineswegs alle karolingischer Zeit entstammen, sondern auch dem 6. und viel späteren Jahrhundert [Wyss, 151]. Dagegen enthält der Grundriss nur einen einzigen Profanbau, der als karolingisch angesprochen wird. Seine Datierung beruht auf einem dort gefundenen Kapitell. „Es lässt sich der von der karolingischen Basilika bekannten Bauplastik zuordnen“ [Wyss, 154].

Nachdem dort die Widersprüche zwischen den von Abt Suger schriftlich festgehaltenen ‘Beschreibungen’ der merowingischen wie der karolingischen Basilika und dem materiellen Befund eklatant sind [Illig 1996, 348-380, speziell 364], lassen sich die Widersprüche nur so ausräumen: Es gab keine karolingische Basilika, sondern nur eine merowingische Kirche des 6. Jh. und dann normannische Ausbauten gegen 1070, bevor Abt Suger 1137 mit seinem gotischen Bau startete.

Samoussy (*Aisne*) ist heute so klein wie Quierzy. Während des Ersten Weltkriegs wurde Georg Weise von Qierzy nach Samoussy versetzt und

nutzte auch hier die deutsche Besatzungszeit, um 1917 Grabungen durchzuführen [R. 335 f.]:

„In der Summe hatte er [Weise] von der Pfalz Samoussy also vor allem die Königshalle identifiziert, dazu ein Wohngebäude etwas abseits und die Toranlage. Nicht gefunden wurden eine Kirche [...], ebenso wenig der Wirtschaftshof oder eine der Pfalz vorangegangene *villa* [...] Erst zur Zeit Karls des Kahlen wird Samoussy *palatium* genannt, so dass man die Baulichkeiten etwa in die Mitte des neunten Jahrhunderts legen kann.“

Die Zufahrt durch ein Torgebäude wurde im Zweiten Weltkrieg gesprengt, da zu eng für Militärfahrzeuge. Auf alten Fotos ist gut erkennbar, dass diese Öffnung dennoch viel breiter und höher war als die niedrige Pforte daneben, angeblich das eigentliche Pfalztor, mit einem ungefügten Megalithen als Türsturz [R. 331 f.] (s. S. 252). Insofern ist dem folgenden Satz zu misstrauen:

„Anders als bei Quierzy ist in der Forschung die Zuordnung der Funde zur karolingischen Pfalz nicht umstritten“ [wiki → Königspfalz Samoussy].

Die Moselstadt **Thionville** (*Diedenhofen; Moselle*) wurde von Pippin d. J. und siebenmal von Karl d. Gr. besucht. „Thionville verfügt über eine erstaunlich gut und vielfältig erhaltene Bausubstanz“, doch wird nichts aufgelistet [wiki → Thionville]. Aus Sicht von Remmler haben sich nur von der Pfalzkapelle Reste in einem Turmfundament gefunden. „Mehr ist über die Pfalz, ihren Standort oder gar ihr Aussehen nicht bekannt“ [R. 342]. Das berühmte *Diedenhofener Kapitular* mit seinen Anweisungen für Königsboten und den Slawenhandel kann leider keine Bausubstanz ersetzen.

Toulouse (*Haute-Garonne*): Diese Pfalz ist noch nicht bestätigt. Es gab eine Grabung, die Teile einer Grafenburg nachwies. „Es bleibt abzuwarten, was die Ergebnisse der Untersuchungen an Erkenntnissen über die Karolingerzeit in Toulouse zeigen werden“ [R. 2010, 344]. Im Internet sind noch immer keine Ergebnisse verfügbar.

Auch **Ver-sur-Launette** (lat. *Vernum; Oise*) kommt heute nicht über 1.000 Einwohner hinaus. Es war

„eine der wichtigsten der *villae* der Karolinger zu Zeiten, als sie noch formal im Schatten der merowingischen Frankenkönige standen. [...] Karl Martell ist im Jahr 733 im *fiscus* Ver bezeugt, Pippin der Jüngere im Jahr 748, wobei Ver nun schon die Qualität eines *palatium* besitzt. Nach der Übernahme des Königstitel im Jahr 751 blieb Ver einer der bevorzugten Aufenthaltsorte der Karolinger, obwohl nun die alten Pfalzen der Merowinger mit ihrem historisch gewachsenen Prestige ebenfalls zur Verfügung standen“ [R. 369].

Urkundlich nachgewiesen sind Pippin d. J., Ludwig der Fromme, sein Sohn Lothar, Karl der Kahle und Ludwig der Stammler [R. 369]. „Über die Lage oder gar das Aussehen der Pfalz ist nichts bekannt“ [ebd. 370].

Verberie (*Oise*), früher auch Wurembria genannt und damit den Verdacht nährend, dass für Karl Orte oder Flüsse mit Wurm eine Bedeutung haben sollten: die Reismühle und die Karlsburg an der Würm, Aachen an der Wurm und nun Wurembria an der – nein Oise. Weiterhin lässt sich nur mutmaßen, dass die Stadtpfarrkirche an der Stelle der karolingischen Pfalzkapelle gestanden haben soll. Diese Kirche stammt aus dem 12. Jh., doch ihr südliches Querschiff, früher als Chapelle Charlemagne bezeichnet, könnte etwas älter sein. An dem von Karl Martell besuchten Ort ließ Karl d. Gr. ein 420 m langes Palais bauen [wiki → Verberie]. „Allerdings ist heute von der Anlage in Verberie nichts mehr erhalten“ [R. 373]. Dem muss *Wikipedia* in seinem einschlägigen Artikel heute immer noch beipflichten.

Ein Reich auf Pergament

Um die Befunde anzureichern, hat Remmler [383-426] noch eine lange Liste von Örtlichkeiten zusammengestellt. Vorliegender Auszug umfasst 53 königlichen Besitztümer im heutigen Frankreich und (extra ausgewiesen) in Belgien. Er umfasst *merowingische* und *karolingische castra, villae* und Pfalzen.

| | |
|--|--|
| <i>Angeac</i> (kar. Königshof), | <i>Annappes</i> (kar. Domäne), |
| <i>Berny-Rivière</i> (mer. villa), | <i>Bézu-la-Forêt</i> (kar. Königsgut), |
| <i>Bigargium</i> (mer. palatium), | <i>Bonneuil-sur-Marne</i> (mer./kar. villa), |
| <i>Bourges</i> (kar. Pfalz), | <i>Brumath</i> (kar. palacio), |
| <i>Cambrai</i> (mer. Residenz), | <i>Captonnacum</i> (mer. palatium), |
| <i>Chalon-sur-Saône</i> (mer. Residenz), | |
| <i>Chasseneuil-du-Poitou</i> (kar. Königshof), | <i>Chelles</i> (mer. Residenz), |
| <i>Choisy-au-Bac</i> (mer. Pfalz), | <i>Clichy</i> (mer. Hauptresidenz), |
| <i>Crécy-en-Ponthieu</i> (mer. palatium), | |
| <i>Doué-la-Fontaine</i> (kar. Königshof), | <i>Ébreuil</i> (kar. Königshof), |
| <i>Épinay-sur-Seine</i> (mer. villa), | <i>Étrépagny-en-Vexin</i> (mer. villa), |
| <i>Gentilly</i> (kar. villa), | <i>Gondreville</i> (kar. Pfalz), |
| <i>Jupilles-sur-Meuse</i> (belg; kar. palatium), | <i>Landen</i> (belg. kar. Ort), |
| <i>Longlier</i> (belg. kar. Königsgut), | <i>Luzarches</i> (mer. Pfalz), |
| <i>Mâlay-le-Roi</i> (mer. palatium), | <i>Marlenheim</i> (mer./kar. Pfalz), |
| <i>Mayenne</i> (ausnahmsweise ein Gebäude, aber kein schriftlicher Hinweis), | |
| <i>Metz</i> (mer. Residenz), | <i>Montmacq</i> (mer. Pfalz), |
| <i>Nanteuil-le-Haudouin</i> (mer. Pfalz), | <i>Nogent-sur-Marne</i> (mer. villa), |
| <i>Noisy-le-Grand</i> (mer. curtis), | <i>Noyon</i> (mer. palatium), |

Orléans (mer. Residenz), **Orville** (kar. Pfalz),
Palaiseau (mer. palatiolum), **Paris** (mer. cathedrum regni),
Péronne (mer. villa und castrum),
Petegem (belg. kar. curtis, Ausgrabung ohne Befunde?),
Pîtres (kar. villa), **Reims** (mer. Residenz, kar. palatium erst 952),
Roumois (mer. palatium), **Rueil-Malmaison** (mer. villa; kar.),
Sélestat (*Schlettstadt*; kar. Pfalz), **Seltz** (mer. kar. Königshof),
Servais (kar. villa), **Soissons** (mer. Hauptstadt),
Tournai (belg., frühe fränkische Hauptstadt),
Valenciennes (mer. kar. Pfalz), **Vieux-Poitiers** (kar. Besitz),
Vitry-en-Artois (mer. villa).

Die Liste lässt erkennen, dass ungleich mehr königliche Güter links als rechts des Rheins gelegen sind. Sie macht außerdem deutlich, dass es den merowingischen (Teil-)Königreichen sehr gut tut, wenn man ihnen 139 von rund 275 Jahren (751 ./.. 476) streicht. Insgesamt ist die Ausbeute so mager, dass Remmler bereits im Untertitel seines Buches darauf hinweisen muss: *Die verschwundenen Paläste Karls des Großen*.

Auxerre als karolingisches ‘Highlight’

Bevor wir uns den französischen Kirchen und Kathedralen als solchen zuwenden – hier wird uns auch Carol HEITZ führen [= H.] –, greifen wir beispielgebend das burgundische Auxerre heraus, zumal es als ungemein wichtiger karolingischer Fundort gepriesen wird. Es liegt am Ufer der Yonne; die Stadtansicht am Fluss mit seinem hohen Ufer wird von den drei gotischen Kirchen St-Germain, St-Etienne und St-Pierre geprägt. Was ist über darunterliegende Bauphasen bekannt? St-Pierre lag nicht innerhalb der Stadt des 3., sondern nur in der des 11. Jh.; so gibt es keine karolingischen Fundmöglichkeiten. Gilt das auch für die kirchenhierarchisch wichtigste Kirche?

Kathedrale St-Étienne: Der gotische Prachtbau ist bereits die fünfte Kirche an diesem Platz:

- Von der ersten Kirche ist kaum etwas bekannt.
- Bischof Amâtre (386–418) lässt eine größere Kirche errichten.
- Bischof Desiderius (603–621) fügt eine Apsis mit Goldgrundmosaik an; Ende des 9. Jh. durch Brand vollständig zerstört.
- Bischof Herifried (887–909) lässt Neubau errichten, der 1023 durch Stadtbrand zerstört wird.
- Den gegen 1030 begonnenen Neubau der romanischen Kathedrale weiht Bischof Hugo von Châlon 1057 ein.
- Bischof Guillaume von Seignelay lässt 1215 die gotische Kathedrale beginnen, das romanische Langhaus wird ab ca. 1300 abgerissen.

Ältester Bauteil ist die romanische Krypta, die jedoch erst um 1030 errichtet worden ist. Auch hier findet sich demnach nichts Phantomzeitliches. Auxerres berühmte Darstellung des apokalyptischen Christus auf dem Schimmel wurde hier um 1100 gemalt.

Abteikirche St-Germain d'Auxerre

Diese Abteikirche liegt ebenfalls im Stadtzentrum und kann tatsächlich Älteres bieten.

- Bischof Germanus (378–448), der mit Eustochia verheiratet war [wiki ↔ Germanus von Auxerre] lässt eine Kapelle bauen, in der er bestattet wird.
 - Unter Königin Clotilde (Chlothilde, Chrodechild), Ehefrau von Chlodwig I., wird zu Anfang des 6. Jh. die Kapelle zur Basilika ausgebaut.
 - Ein Schwager Ludwigs des Frommen errichtet ab 841 eine größere, über 100 m lange Basilika. 857 sei die (erhaltene) Krypta weitgehend fertig gewesen [wiki ↔ Saint-Germain d'Auxerre]. Präziser: „Zwischen 841 und 856 schuf man ein neues, kompliziertes Kryptensystem, das mit einer Chorscheitelrotunde endet“ [H. 225].
 - Brände verlangten nach 1150 große Renovierungsarbeiten. Von der damaligen Doppelturmfassade steht heute nur noch der Südturm.
 - Abt Jean de Joceval lässt ab 1277 den gotischen Bau errichten. 1803 wurden Teile des Langhauses abgerissen, weshalb der romanische Turm separiert von dem heutigen Kirchentorso steht.
- „Wegen des abfallenden Geländes ist die Kirche im Osten mit mehreren übereinander liegenden Krypten ausgestattet, die den **bedeutendsten Komplex karolingischer Architektur in Frankreich** darstellen. Diese Kirche lebt also von der Geschichte der verschiedenen Vorgängerbauten, deren Bedeutung und Aussehen bis auf die Krypten allerdings umstritten ist“ [wiki ↔ Saint-Germain d'Auxerre; Hvhg. HI].

Die Formulierung mit dem „bedeutendsten Komplex karolingischer Architektur“ hat *Wikipedia* bei Klaus **BUSSMANN** [1977, 218] ohne Quellenangabe 'geklaut'. Dieser Architektur-„Komplex“ ist hier aufzuklären. Bußmann erläutert dazu: Von den einst übereinander liegenden Krypten findet sich unter dem gotischen Neubau neben der Grabkammer für den hl. Germain nur die untere.

„Der Kern der Krypta besteht aus einem mittleren tonnengewölbten Schiff, das Säulenreihen mit einem geraden Architrav aus Eichenholz von den Seitenschiffen trennen. Ein Korridor umgibt diese Kernzelle und verbindet sie im Osten über einen Zwischenraum mit einer Rotunde, der *Chapelle St. Maxime*, die beim gotischen Neubau durch eine zwölfckige Kapelle unter einem großen zwölfteiligen Rippengewölbe ersetzt wurde. [...] Um den Druck der großen Chorkapelle aufzufangen, die über der karolin-

gischen Rotunde errichtet werden sollte, war es nicht nur nötig, den karolingischen Bau zu erneuern, sondern man mußte wegen des abschüssigen Geländes eine dritte Kapelle unter die Rotunde setzen“ [Bußmann, 218 f.].

Obwohl also ab 1277 die ‘karolingische’ Krypta „zu erneuern“ war, bleiben zwei Daten unberührt: die Krypta ist 857 weitgehend fertig und der dortige Wandschmuck stammt von ca. 850.

Frankreichs älteste Fresken

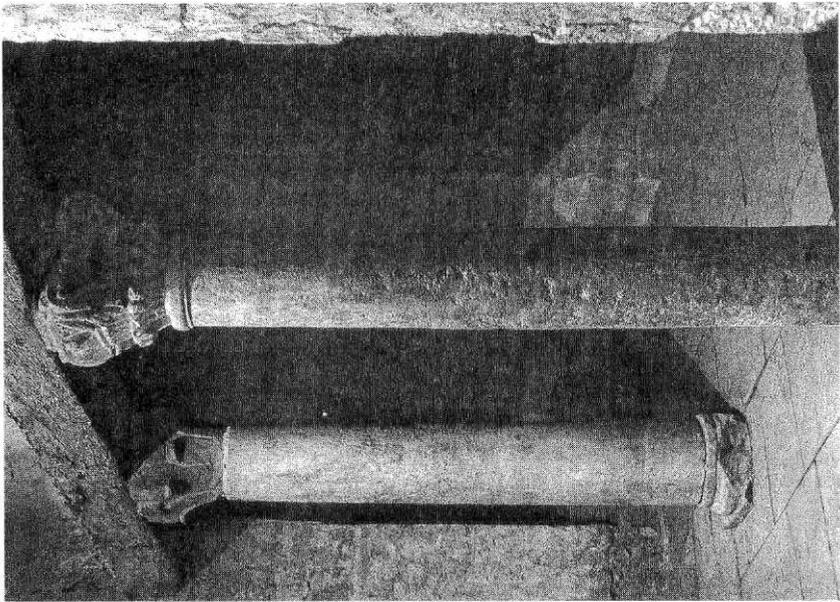
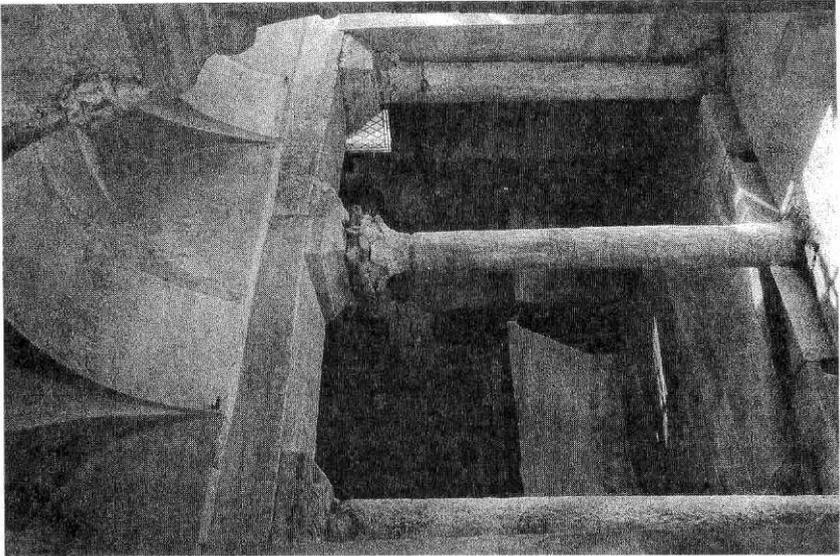
„In der ausgedehnten mehrgeschossigen Kryptenanlage sind **die ältesten bekannten Wandmalereien Frankreichs** zu sehen – aus der Zeit um 850. Sie wurden erst 1927 entdeckt. Sie zeigen u.a. die Gefangennahme des hl. Stephanus in deutlich urtümlich-archaischen Formen“ [wiki → Saint-Germain d’Auxerre; Hvhg. HI].

„Dank diesen Fresken lässt sich die Malkunst dieser Epoche studieren, denn die anderen Beispiele für karolingische Wandfresken sind viel schlechter erhalten; das gilt auch für die von Malles Venosta, Münstair, Naturns oder Castelseprio“ [fr.wiki → Abbaye Saint-Germain d’Auxerre; Übersetz. HI].

Damit scheint geklärt, dass es in Frankreich keine weiteren Fresken gibt, die der karolingischen Epoche zugerechnet werden, stammen doch die genannten Vergleichskunstwerke aus Südtirol und Graubünden (unten werden noch andere diskutiert). Bemerkenswert ist die Steinigung des hl. Stephanus, trägt das Fresko doch die Signatur „Fredilo le Sage“; dieser Künstler konnte Jerusalem fast isometrisch darstellen. Die den Karolingern zugewiesenen Fresken differieren in Farbgebung, Zeichnung und Komposition so stark wie die ottonischen, zu denen sie nach hier vertretener Ansicht gehören. Die Identität geht so weit, dass gegenwärtig Restauratoren und Kunsthistoriker bedenkenlos die Reichenauer Kirchengrausmalung von St. Georg vom späten 9. ins späte 8. Jh. zurückdatieren wollen [vgl. Illig 2017, 98 f.]. Stil ist dabei kein Differenzierungskriterium. In Auxerre fällt auf, dass das pflanzliche Geranke an den Gurtbögen als die Anfänge („*prémices*“) des romanischen Stil gesehen werden und dass die Halbsäulen im Trompe-l’œil-Stil gemalt, nicht gemauert sind [Chevallier]. Zwei Darstellungen mit Bischöfen werden bei 890 gesehen.

Die Krypta

Die Krypta selbst, die an die Grabkammer des hl. Germain anschließt, verdient hohe bauhistorische Aufmerksamkeit. Der zentrale Raum, dessen Tonnengewölbe auf hölzernen Architraven ruht – ‘selbstverständlich’ passend dendrochronologisch auf 820 bis 850 datiert [Chevallier] –, wirkt sehr altertümlich; allerdings finden wir in Jouarre (s.u.) eine ebensolche Architravkonstruktion, hier in Stein und dem 12. Jh. zugeschrieben. Im 9. Jh. sei dieser



Architrave in Krypten: hölzern, Auxerre, St-Germain, um 850; steinern, aber ebenso altertümlich wirkend, Jouarre, Ebregesiliskrypta, 12. Jh. [H. Abb. 106; 18].

Raum mit einem Umgang versehen worden, der den Zutritt für die Reliquienverehrer erleichterte. Er gilt als Werk des Grafen Conrad, das die Reliquien bewahren sollte, „wie dreihundert Jahre zuvor das Werk von Königin Clotilde“ [auxerre]. Der rechtwinklige Umgang ist noch um vier Kapellen bereichert worden, in denen sich die Fresken finden. Er führte auch zu einer Art Scheitelkapelle, hier als große Rotunde gestaltet (der gotische Neubau als Zehneck) und auf der Kirchenachse nach Osten vorangestellt. Ist das typisch karolingisch? Mitnichten.

Als Gegenbeispiel Dijon, St-Bénigne

Das bekannteste Gegenstück ist im ebenfalls burgundischen *Dijon* gebaut worden, 100 km von Auxerre entfernt. Dort in *St-Bénigne* hat sich nur das Untergeschoss erhalten, über dem einst eine Rotunde mit weiteren zwei Umgängen und einem darüberliegenden Fenstergeschoss stand. Ihre Maße: Außendurchmesser 23,50 m, innen 18,90 m; da es zwei Umgänge gab, blieb für den Innenraum nur eine Kuppel von 4,5 m Spannweite, 18 m über dem Kryptaboden; die Länge des Ensembles betrug 114 m [wiki ↔ Kathedrale von Dijon]. Das Untergeschoss ist heute in der Mitte überwölbt; ursprünglich öffnete es sich frei nach oben. Für diese Kirche sind Baudaten erhalten: Beginn 1001 durch Wilhelm von Volpiano [vgl. Illig 2005]. (Mittlerweile sieht man als mögliches Vorbild die Grabeskirche von 335 in Jerusalem, die damals gerade noch stand, bevor sie 1009 Kalif al-Hakim zerstören ließ [wiki ↔ Kathedrale von Dijon].) Die Baugeschichte in Dijon:

- 511 baut König Clovis für den hl. Bénigne die Grablege in einer Krypta.
- 535 wird darüber eine Basilika errichtet.
- 871 hätte ein Bischof die Kapelle Sainte-Marie restauriert. Spolien mit 'karolingischem Flechtwerk' wurden im 19. Jh. eingesetzt.
- 1000 wird die angeblich baufällige Kirche abgerissen, und Wilhelm von Volpiano errichtet als Neubauten drei Sakralräume über den Resten des 9. Jh.: eine unterirdische Kirche, eine Kirche zu ebener Erde und die Rotunde im Scheitel der Kirche. So ergibt sich ein Ensemble von über 100 m Länge und 25 m Breite.
- Ab 1280 (bis 1393) wird der gotische Bau errichtet, dem das unterste Geschoss der Rotunde als Krypta dient. Die Rotunde selbst wird 1792 zerstört [fr.wiki ↔ Cathédrale Saint-Bénigne de Dijon].

Hier ist kein Bauteil aus dem 1. Jtsd. sichtbar, die Rotunde entsteht zwischen 1001 und 1018 [fr.wiki ↔ Abbaye Saint-Bénigne de Dijon].

Zwei weitere Parallelen in Flavigny und Regensburg

Ganz ähnlich gelagert ist der Fall bei der *Abtei St-Pierre von Flavigny*. Auch hier ist eine zentrale Krypta von unteren und oberen Krypten umringt. Die

gewölbten Umgangsstollen münden über ein kurzes Verbindungsschiff in eine Chorscheitelrotunde. Heute ein Sechseck – wahrscheinlich aus dem demselben 11. Jh. wie St-Bénigne –, steht sie „auf einer kreisrunden älteren Sohle aus dem 9. Jh.“ [H. 225]. Die enge Confessio, wie die von St. Germain von vier Säulen getragen, ist hier bereits mit Kreuzgratgewölben geschlossen. Die Kapitelle wirken urtümlich, doch zu ihnen gibt es zahlreiche Gegenstücke aus der Romanik. In der unteren Außenkrypta steht ein reich ornamentierter Pfeiler: „Anfang des 11. Jhs.? Eher Ende 9. Jh.“ [H. 225]. Heitz entscheidet sich für die ältere Datierung; dort ist auch Flechtwerk gemeißelt, wie es aus hier vertretener Sicht für 10./11. Jh. typisch ist [Illig/Anwander, 227-260].

Ein weiteres Gegenstück existiert in *St. Emmeram zu Regensburg*. Hier ist die Kirche im Westen 1050 um die fein gewölbte Willibald-Krypta erweitert worden – doch das ist zu spät im Vergleich zu Dijon. Aber im Osten gibt es ein überaus ähnliches Ensemble zum Teil unter der Kirche: Die von *Sintpert 780 gebaute Ringkrypta*, an die sich vor der Kirche die Ramwold-Krypta von 980 anschließt.

Damit haben wir drei Beispiele, in denen wie in Auxerre die Kirchenachse im Bereich der ersten Jahrtausendwende verlängert worden ist.

Zur Entwicklung der Unterkirchen

Andernorts bin ich bereits der Evolution der Krypten nachgegangen [Illig/Anwander, 500-503]:

- 550–600 erste Ringkrypta in Sant’Apollinare in Classe, Ravenna;
- 790 weitere Ringkrypta in St. Emmeram, Regensburg;
- 821 erste Stollenkrypta in der Einhardsbasilika, Steinbach;
- Frühes 9. Jh. erste Winkelgangkrypten, ergänzt um Kapellen;
- 900 weitere Ringkrypten in Béziers und Chartres;
- 950 erste Hallenkrypten, etwa Clermond-Ferrand, Gernrode.

Einer glatten Evolutionslinie widerspricht, dass die urtümlicheren Typen wie Stollen- oder Winkelgangkrypta erst nach der eleganteren Ringkrypta aufgetaucht wären, die aber im 10. Jh. weiterhin gebaut wird. Um diesen Widerspruch zu beseitigen, habe ich 2002 vorgeschlagen, im 10. Jh. Ring- und Stollenkrypta nebeneinander zu sehen. Für St. Emmeram bringt dies zusätzlich Ordnung in die dortigen Gewölbebauten, denn bislang rangiert der tonnengewölbte Gang volle 200 Jahre vor der nächsten Regensburger Wölbung in der Erhardikapelle.

Für *St. Georg auf der Reichenau* ergab sich damals, dass seine von vier Säulen getragene Krypta, die durch drei Stollen erreichbar ist, ebenfalls aus der Zeit nach 955 stammen kann [beides Illig/Anwander 2002, 502]. Damit kann

dann auch diese Kirche als Bau aus dem späteren 10. Jh. eingestuft werden, aus der Zeit der Ausmalung, die lange unbezweifelt in der zweiten Hälfte des 10. Jh. oder sogar um 1000 gesehen worden ist [beides simultan bei wiki → St. Georg (Reichenau-Oberzell)]. Da mittlerweile die Ausführung der Fresken im ersten Putz nachgewiesen ist [vgl. Illig 2017, 99], soll jedoch die Malerei ins späte 9. Jh. vordatiert werden. Doch mindestens ebenso gut kann die Malerei im Kontext mit der Buchmalerei im späten 10. Jh. bleiben, während der Bau vom späten 9. Jh. in das späte 10. Jh. verjüngt wird, dem er in der Bauausführung ohnehin besser entspricht.

Eine Übersicht über französische Kirchenbauten

Der Kunsthistoriker Marcel AUBERT [1973] hat – laut Klappentext seines Buches – 365 kirchliche Baudenkmäler der französischen Romanik zusammengestellt [= A.]. Nachdem diese Epoche mit den Karolingern gewichtige Vorläufer hatte, sollten ihre Spuren zu gewissen Teilen auch in diesen Bauwerken zu finden sein, sind doch häufig Projekte nicht nach einheitlich durchgehaltenem Plan entstanden. Anders als im nichtrömischen Deutschland setzte die ‘flächendeckende’ Christianisierung bereits im 4. Jh. ein, wie u.a. Dutzende von Bischofskirchen belegen. Entsprechend viele Märtyrer gab es – oder wurden vor diesem Hintergrund erfunden. Doch welche Bausubstanz wird als merowingisch oder karolingisch eingeschätzt?

Nehmen wir gleich die erste Kirche [„1.“, A. 519] als Beispiel: *Saint-Philibert (Philibert) de Grandlieu (Département Loire-Atlantique)*. Der hl. Philibert wurde am Hof von König Dagobert erzogen, gründete dann die Abtei Jumièges in der Normandie, später dann das aquitanische Kloster Noirmoutier, in dem er 685 auch starb; sein Leichnam wurde nach Grandlieu gebracht. Laut Chronikberichten wird hier die erste Kirche zwischen 814 und 819 errichtet, autorisiert durch Karls d. Gr. Sohn Ludwig: „ihr gehören die Vierungsbögen und ein großer Teil der Querschiffarme“ [ebd.]. Ab 836 entsteht die Krypta mit Zugängen und Umgang. 847 brennt die Kirche zum Teil ab und wird danach erneut errichtet. Doch wann entstand das Langhaus? Im 9. oder 10. Jh.? Die

„gestelzten Rundbögen [der Langhausarkaden] erinnern auch an karolingische Kunst, aber die Wandvorlagen und die doppelt gestuften Scheidbögen kündigen romanischen Formcharakter an“ [A. 519].

Heitz [H. 213] weist in seinem Buch über präromanische Kirchenbauten auf divergierende Datierungen hin:

„Das Mittelschiff ist sehr verschieden eingestuft worden: von Lasteurie, De la Croix und Grand ins 9., von Brutails, Lesueur und jüngeren Forschern ins 11. Jh. Der regelmäßige Wechsel von schönem weißen Qua-

derstein und doppelter Ziegelschicht verleitet zu einer karolingischen Datierung; der komplizierte kreuzförmige Grundriß der Pfeiler weist eher – wie bei Saint-Vorles in Châtillon-sur-Seine – auf das frühe 11. Jh. hin. Was jedoch nicht ausschließt, daß die Kernsubstanz der Pfeiler doch bis auf den ersten Bau aus dem 1. Viertel des 9. Jhs. zurückreichen kann.“

Zur Erinnerung: Der kreuzförmige Grundriß der Pfeiler von Aachens Pfalzkapelle war der 13. meiner Punkte gegen ihre Datierung ins späte 8. Jh. [Illig 1996, 251 f.]. Die französische *Wikipedia* sieht ein Bauwerk des 9. Jh., nimmt aber die (später verstärkten) Pfeiler aus. „Die Bögen stammen aus der karolingischen Epoche.“ Allerdings wurden sie zwischen 9. und 12. Jh. durch romanische Bögen verstärkt. Von karolingischen Querhausarmen und Vierungsbögen (die heute vollständig restauriert sind) ist keine Rede. Die Krypta sollte karolingisch sein, doch das wird nicht angemerkt. Der Sarkophag des hl. Philibert ist merowingisch [fr.wiki ↔ Abbaye de Saint-Philbert-de-Grand-Lieu].

An diesem Beispiel werden die massiven Schwierigkeiten deutlich, zweifelsfrei karolingisches Mauerwerk zu identifizieren.

Diese Schwierigkeit kennzeichnet auch *Saint-Romain-le-Puy* (Loire), hier allerdings zu Gunsten der Frühromanik: Da gibt es den Chorbau „des frühen 11. Jahrhunderts“. Aber:

„Die Kapitelle mit ihrer zarten Ornamentik aus Voluten, Rosetten und Flechtwerk erinnern an karolingische Schmuckmotive und sehen ihnen zum Teil zum Verwechseln ähnlich“ [A. 525].

Nachdem das in Frankreich ohnehin seltene Flechtwerk auf deutschem Boden zwingend ins 10./11. Jh. gehört, braucht das eigentlich keine zusätzliche Bestätigung. Im Weiteren hören wir bei Aubert sehr viel von karolingischen Königsstiftungen und -gründungen, von Schenkungen und anderen urkundlichen Erwähnungen; aber wenn es um Bausubstanz geht, sieht es beängstigend leer aus.

Vielleicht 150 Seiten weiter treffen wir auf die Abtei *Saint-Savin-sur-Gartempe* (Vienne), die ‘selbstverständlich’ von Karl d. Gr. gegründet und von Ludwig d. Frommen bedacht worden ist. Das zeigen Fresken in der Krypta, „deren Mauern vielleicht karolingisch sind“ [A. 570]. Die franz. *Wikipedia* geht heute für die Kirche wie für ihre beiden Krypten von einem Baubeginn in der ersten Hälfte des 11. Jh. aus [fr.wiki ↔ Saint-Savin-sur-Gartempe].

Eine Spur könnte sich bei *Valcabrière, Saint-Just* (Haute-Garonne) ergeben. Die Kirche wurde im 11. Jahrhundert und Ende 12. Jahrhundert“ errichtet. Das „heutige, zu wiederholten Malen veränderte Bauwerk bewahrt in seinen Mauern noch viele Spuren älterer Bauten“ [A. 608]. Doch da diese Kirche in einer römischen Nekropole errichtet worden ist, braucht es nicht zu wun-

dern, dass in ihren Mauern römische Sarkophagreste oder Steine einer *villa* zu entdecken sind [wiki → Saint-Just-de-Valcabrère], jedoch keine Spuren von Merowingern oder Karolingern.

Die Basilika *Sainte-Madeleine von Vézelay (Yonne)* wäre ein Kandidat, wurde doch hier laut Chroniken im 9. Jh. eine Benediktinerabtei gegründet. Doch die Brände von 873 und 1120 verlangten einen völligen Neubau; allenfalls ihre Vorkirche ab 1140 ist „vielleicht ein Anklang an karolingische Vorkirchen“ [A. 623].

In *Vienne (Isère)*, in der *Abtei Saint-André le Bas* treffen wir wieder auf einen möglichen Befund:

„Zur Kirche des 9. Jahrhunderts gehört die 9,60 m breite und 6,60 m tiefe Apsis, die sich unter einem Triumphbogen öffnet, der von zwei kannelierten antiken Säulen getragen wird“ [A. 628].

Für die franz. *Wikipedia* sieht das mittlerweile anders aus. Sie kennt zwei Bauabschnitte, von denen der ältere mit der angesprochenen Apsis ins 11. Jh. fällt [fr. wiki → Abbaye de Saint-André-le-Bas de Vienne], der zweite ins 12. Jh.

Der erste Hinweis auf reale Hinterlassenschaft der Karolinger bezieht sich auf die Kathedrale *Saint-Trophime von Arles (Bouche-du-Rhône)*. Das Langhaus wird um 1140 errichtet, doch:

„Ein Teil der Fassade und der Seitenmauern gehört zur erzbischöflichen Kirche der Karolingerzeit, das Querhaus zur Kirche des 10. oder beginnenden 11. Jahrhunderts“ [A. 635].

Das gilt so ähnlich noch heute: „so sind z. B. die unteren Seitenwände des Schiffes Teile der Vorgängerkirche“. Da es auch im 10. Jh. eine Bauphase gab, sind diese Mauerreste jedoch nicht automatisch karolingisch. Erst 972 sind die Gebeine des Titularheiligen in die Kirche überführt worden [wiki → St-Trophime (Arles)].

Es bleibt noch eine einzige Kirche: *Germigny-des-Prés (Loiret)*, das eigentliche Aushängeschild für karolingische Architektur in Frankreich, übertrifft es doch die Krypten von Auxerre deutlich. Sie wird von Karls Ratgeber Theodulf errichtet und am 3. Januar 816 geweiht. Dieser ursprüngliche Zentralbau (Grundriss S. 250) wird wegen der Annalen von Fleury gerne der Aachener Pfalzkirche zur Seite gestellt; daran richtig ist, dass auch sie ein vollständig überwölbter Zentralbau ist, wenn auch in viel kleinerem Maßstab. Das den gesamten Zentralbau umgebende Quadrat ist mit einer Seitenlänge von 10,40 m konstruiert [Hansmann/Bongartz, 57 f.]. Darin wird der eigentliche Mittelraum über hohen Arkaden von einer Kuppel geschlossen, die nur ca. 4 m spannt; über ihr noch der zentrale Turm. Formal handelt es sich – von diesem Turm abgesehen – um eine byzantinische Kreuzkuppelkirche (auch wenn

die Kreuzarme mit Tonnen und die Eckräume mit Kuppelsegmenten gewölbt worden sind). Mit einer West-Ost-Ausdehnung von ca. 17 m hätte sie fast zur Gänze in Aachens Oktogon gepasst, nur die Ostapsis hätte ein wenig in den Umgang geragt. Die Idee des Zentralbaus ist im 15. und 19. Jh. zerstört worden, indem ein Langschiff angebaut und auch noch verlängert wurde. Der Turm soll bereits zum Bau des 9. Jh. gehört haben, ein Laternenturm,

„der aber ohne direkte Nachfolge blieb [...] denn die wohl frühesten mittelalterlichen Laternentürme stammen aus dem 11. Jahrhundert und finden sich in der Normandie“;

der älteste burgundische Laternenturm wird erst im 13. Jh. über Notre Dame in Dijon errichtet [wiki → Laternenturm]. Da Kirchtürme in Mitteleuropa erst ab Ende des 10. Jh. entstehen, wird auch von da her der Bau deutlich zu alt eingestuft. Das gleiche gilt für die Bogenstellung vor der Apsiswand unter dem erhaltenen Mosaik. Hier zeigt sich bereits eine Zweischaligkeit der Wand, die nach dem 11. Jh. stärker gesucht wird und in der Gotik zur diaphanen Wandstruktur führt. Vermutlich ist auch die Steinbearbeitung ‘zu gut’ für das frühe 9. Jh., doch für ein klares Urteil ist hier im 19. Jh. zu gründlich restauriert worden.

Hervorzuheben ist das einzige goldgrundige Mosaik Frankreichs: in der Hauptapsis die Bundeslade mit zwei Engeln. Außerdem fallen die Bogenstellungen auf, da sie hufeisenförmig zusammenlaufen. Daraus zog Aubert [10 f.] einen Fehlschluss: So

„ließ Theodulf [...] ein leidenschaftlicher Sammler orientalischer Dinge, eine Kapelle nach östlichem Typus erbauen. Die sassanidischen Kuppeln, die Dreipaß- und vielgezackten Bogen, die gestuften Konsolen nach Vorbildern von Cordoba und Cairouan und die chaldäischen Fabelwesen zeugen unter anderen Details vom Eindringen des Orients in den Okzident“.

In dieser Zeitschrift ist fast zu oft darauf hingewiesen worden, dass die fränkischen Kontakte zur islamischen Welt im besten Fall ganz einseitig nur vom Kaiser ausgegangen wären; nichts weist darauf hin, dass der angesprochene Kalif Harun ar-Raschid jemals geantwortet hätte. Nicht unter Karl, sondern drei Jahrhunderte später gab es ab dem Ersten Kreuzzug Kontakte mit dem Morgenland. Zuvor hat der spätere Papst Silvester II. als einer der ersten morgenländische Gelehrsamkeit auf der iberischen Halbinsel gesucht. Dass bereits 200 Jahre vor ihm fränkische Bauleute zu Studienzwecken dorthin gereist wären oder gar ein Moslem als Baumeister verpflichtet worden wäre, ist auszuschließen. Insofern liegt es nahe, die kleine, ursprünglich als Zentralbau realisierte Kirche in jenes 12. Jh. zu bringen, in das bereits Aachen verbracht worden ist [vgl. Illig 1996; 2014]. Dann passt wieder zusammen, dass sowohl die Mosaiksteine für Aachen wie die für Germigny-des-Prés aus Ravenna geholt worden sein sollen. Auch die Quadertechnik spricht unmittel-

bare für die Stauferzeit. Hufeisenbögen verwendete die westgotische Architektur, die vom 6. Jh. bis 711 geblüht haben soll. Da bereits von mir vorgeschlagen worden ist, deren Bauten – so mit sauberem Quaderwerk gemauert und gewölbt – ins 11./12. Jh. umzudatieren [Illig 1999, 106-110], wird die Datierung von Germigny-des-Prés ins 12. Jh. zwanglos möglich.

Das Werk von Carol Heitz [= H]

Der Archäologe und Kunstgeschichtspräsident Carol HEITZ hat sich mit den erhaltenen vorromanischen Bauten Frankreichs auseinandergesetzt, um „La nuit des temps“ [H. 7], also um die Nacht der damaligen Zeit aufzuhellen. Nun treten für uns hinzu:

Die *Krypta der Abtei St-Médard von Soissons*, die als einziger Bauteil der Kirche überdauert hat. Sie wird seit 1887, seit Eugène Lefèvre-Pontalis der Zeit von 817 bis 841 zugeschrieben, doch Werner Jacobsen erhob 1983, also fast ein Jahrhundert später Einspruch: Er „datiert sie in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts“. Die Krypta wurde 1079 erstmals schriftlich genannt [fr.wiki ↪ Abbaye Saint-Médard de Soissons].

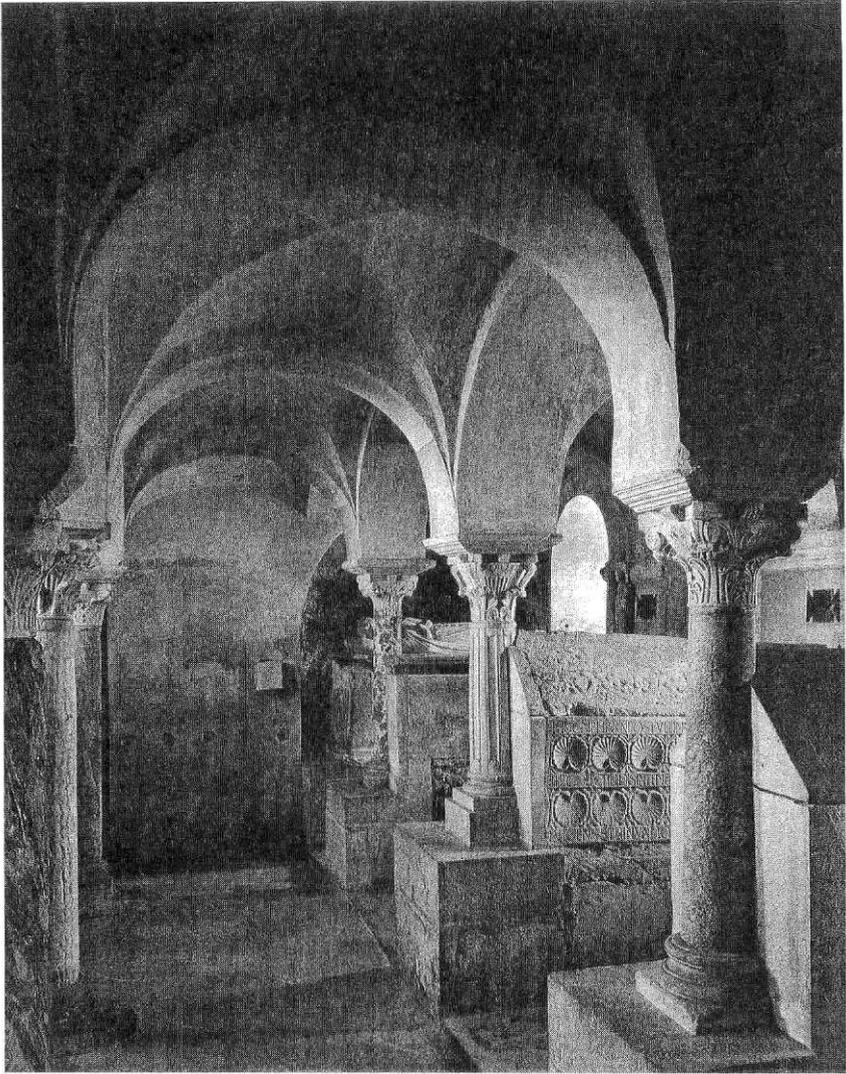
Die *St-Pauls-Krypta von Jouarre* gilt als Kleinod merowingischer Kirchenbaukunst; sie ist einziger Überrest der Abteigründung von 680 (erste Gründung um 630 im Rahmen der Columban-Missionierung), wurde aber „erst im 12. Jh. eingewölbt“ [H. 209]. Mit ihr verglichen gilt:

„Viel primitiver, obwohl um gute vier Jahrhunderte jünger, ist die *Ebregesiliskrypta*, die im Süden an die Paulskrypta des Nonnenklosters von Jouarre anschließt. [...] Die Tonnengewölbe wie die groben, kaum behauenen Kapitelle stammen vom Beginn des 12. Jhs.; vor der Grabnische des Heiligen haben allerdings Säulen und sogar Kapitelle aus dem 7. Jh. beim Umbau Wiederverwendung gefunden“ [H. 210].

Hier ist anzufügen, dass die Gewölbe der *Ébregesiliskrypta* auf einem steinernen Architrav ruhen, also so konstruiert sind, dass man sie sehr viel früher als im 12. Jh. ansetzen könnte (s. o., Stichwort Krypta St-Germain, Auxerre).

Nun stellt sich die Frage, wie niedrig die St-Pauls-Krypta von Jouarre jahrhundertlang vor ihrer Einwölbung gewesen wäre. Nolte geht als Berichterstatter von einer Flachdecke aus. Sie wäre vermutlich kaum zwei Meter hoch gewesen. Die Kapitelle der tragenden Säulen sind dagegen erstaunlich gute Arbeiten, vielleicht wiederverwendet. Und ein Drittes:

„Eine Aussage zum Mauerwerk kann ich doch machen. Im Westen der Krypta Saint-Paul findet sich ein dem römischen »opus reticulatum« nachgeahmtes Mauerstück, das mir sehr bekannt erschien. Farbiger und reicher sah ich es an der karolingischen Königs-Halle Lorsch. Dort sind die Steine durchgehend farbig, in Jouarre ist wohl nur der Mörtel eingefärbt“ [Nolte].



Jouarre, St-Pauls-Krypta mit merowingischer Grablege für Bischof Agilbert und Äbtissinnen, um 680 datiert, erst im 12. Jh. eingewölbt [H. Abb. 14].

Die Ähnlichkeit ist tatsächlich auffällig und wird auch heute gesehen [fr.wiki → Cryptes de Jouarre]. Nachdem die Torhalle von Lorsch von mir – in Anlehnung an Robert de Lasteyrie – im frühen 12. Jh. angesetzt wird [Illig 2017, 239], könnte sich die Datierung für Jouarre unter Umständen beträchtlich verschieben (s.u. Baptisterium von Poitiers). Die in der Krypta aufgestellten Sarkophage werden dem 7. Jh. zugewiesen [H. 210], das ich mit 'sehr frühes 7. Jh.' präzisieren möchte, um sie damit der Zeit vor 614 zuzuordnen.

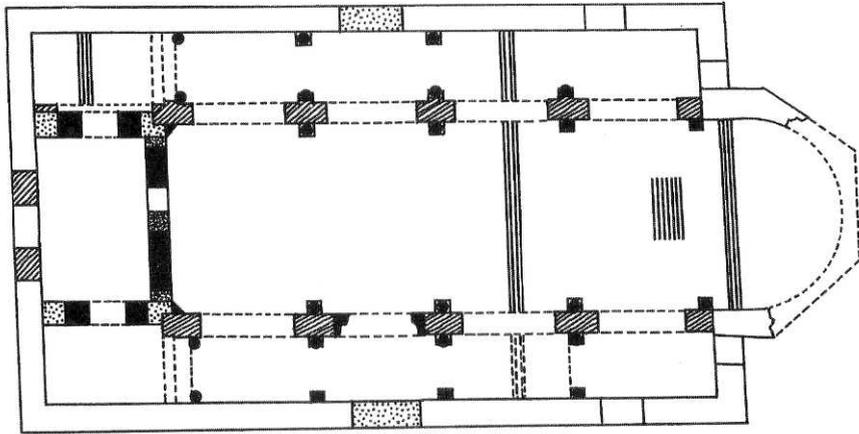
St-Pierre in Jumières bringt bereits Vertrautes:

„Der Westteil dieser wahrscheinlich aus dem 10. Jh. stammenden Kirche ist hochinteressant. Eine große Mittelempore wird von zwei Treppentürmen gerahmt. Die drei Innenseiten dieses Westwerks verhalten sich ihrer Wandgliederung noch durchaus karolingisch“ [H. 211].

Indem noch der Geist der Karolinger gespürt wird, bestätigt sich zwanglos, dass bei einem Ineinandergehen von karolingischer und ottonenzeitlicher Baukunst der 'ältere' Impuls noch spürbar ist.

Die Fresken von ***St-Pierre-les-Églises*** bei Chauvigny werden wegen vieler widersprüchlicher Datierung von Heitz mit Castelseprio verglichen [vgl. Illig 1996, 325, 329]. Obwohl ein karolingischer Bau, stamme das gewaltige Kreuzigungsfresko „vom Ende des 9., spätestens aus dem 1. Viertel des 10. Jhs.“ [H. 214]. Lange Zeit wurden es dem 12. Jh. zugeschrieben, dagegen sprach jedoch angeblich die Farbpalette. ¹⁴C-Proben ergaben eine Zeitspanne von 782 bis 984 [fr.wiki → Saint-Pierre-les-Églises]. Aus hier vertretener Sicht lässt sich ein Datum gegen Ende des 10. Jh. vertreten.

Das riesige ***Baptisterium von Poitiers*** muss uns wenig bekümmern. Schon 1996 sprach Prof. Friedrich Prinz in der Rundfunkdiskussion mit mir von einem „großen chronologischen Verschiebebahnhof“, weil es abwechselnd dem 6. und dem 7. Jh. zugeschrieben werde und damit nicht als Prüfstein für oder gegen das erfundene Mittelalter benutzbar sei [vgl. Illig 1996a, 116]. Diese offene Datierung – „6. oder 7. Jh.“ – bringt auch Heitz [218]. Hierbei geht es um die christlich motivierte Umgestaltung eines römischen Zivilbaus aus der Mitte des 4. Jh., weswegen es als „das älteste christliche Bauwerk Frankreichs“ bezeichnet wird [wiki → St-Jean de Poitiers (Baptisterium)]. Heitz geht von einer weiteren Bauphase um das Jahr 1000 aus, die sich durch übereinander liegende romanische und gotische Fresken bestätigt. Der römische Bau kennt am Giebel und darunter pilasterartige Lisenen und Dreiecksgiebel, die eine Verbindung zu Lorsch's Torhalle erkennen lassen. Deshalb muss aber nicht das 4. Jh. in die direkte Nachbarschaft des 12. Jh. gerückt werden; es ist ausreichend, wenn diese antikisierenden Baudetails im 12. Jh. wieder aufgegriffen worden sind.



- | | | | |
|---|--------------|---|--------------------|
|  | römisch |  | romanisch I |
|  | merowingisch |  | romanisch II |
|  | ottonisch |  | gotisch und später |

0 10 m

Saint-Pierre-aux-Nonnains in Metz: Grundriss [H. 15].

Diese Kirche fällt aus der Reihe, weil hier von vornherein die Karolinger ausgeschlossen worden sind. Eine römische Zivilbasilika (4. Jh.) mit nur einem großen Saal (34 x 19 m) und Apsis wurde Ende des 6. Jh./Anfang des 7. Jh. für ein Nonnenkloster zur Kirche umgebaut [H. 14]. Das Kloster erlebte im 7., 8. und 9. Jh. „große Stunden“ [H. 15], aber keinerlei Bautätigkeit. Im 10. Jh. verfiel das Kloster. Erst ab 989 wurde der Raum zu einer dreischiffigen Basilika umgebaut. Nur die Chorschranken – heute im *Musée de la Cour d'Or* von Metz – sollen im 8. Jh. hinzugefügt worden sein.

„Die Entwicklung der Peterskirche auf der Zitadelle in Metz ist symptomatisch: In einem römischen Großbau – der in geringeren Proportionen der Trierer Konstantinsbasilika glich – richtete sich ein merowingisches Kloster ein, aber erst in nachkarolingischer Zeit fühlte man das Bedürfnis – und brachte man auch die dazu nötigen Mittel auf –, den alten Raum der traditionellen Dreischiffbasilika anzugleichen. Hinzu kommen am Ende so »ottonische« Elemente wie die Westempore und wahrscheinlich ein mächtiger Einturm darüber.“ [H. 15]

Ebenso wenig muss das *Hypogäum* bei Poitiers (*Hypogée des Dunes*) beunruhigen. Es wurde früher dem „frühen 7. Jh.“ zugeschrieben, von Heitz eher dem frühen 8. Jh. [H. 218]; das in ihm gefundene Schächerrelief wird auf 6./7. Jh. datiert [fr.wiki ↔ Hypogée des Dunes]. In seiner ‘Primitivität’ ließe es sich auch noch im 11. Jh. einordnen, da die plastische Gestaltung erst nach 1000 einsetzt, bis ca. 1080 sehr unbeholfen bleibt, um dann in gestalterischer wie handwerklicher Hinsicht förmlich zu explodieren.

„Ein schöner spätkarolingischer Bau ist auch *St-Généroux*, 50 km nördlich von Poitiers gelegen“ [H. 219; Hvhg. HI]. Er wird von Heitz [219] noch im 9. Jh. gesehen, während aktuell das 10. Jh. präferiert wird [*st-Généroux*], womit hier nichts mehr zu tun bleibt.

Hochberühmt ist die Abtei *St-Guilhem-le-Désert*, am Hérault und im gleichnamigen Departement gelegen. Sie soll 804 von Wilhelm von Aquitanien gegründet worden sein, einem Kampfgefährten Karls d. Gr. „Von der im 11. Jh. umgebauten, 1076 geweihten Kirche scheint nur noch das erste Joch einer früheren Bauperiode anzugehören“ [H. 221]. Der Kreuzgang wurde mit Geldern von John D. Rockefeller II nach New York verbracht, dort mit anderen aufgekauften Überresten vermengt, neu zusammengesetzt und damit für die Kunstgeschichte praktisch wertlos.

An der Stiftskirche *St-Vorles* in *Châtillon-sur-Seine* (Côte d’Or) erfreut „noch die typisch karolingische Doppelsilhouette: ein breites Ost- und ein etwas kürzeres Westquerschiff, beide von viereckigen Türmen überragt“ [H. 226]. Doch gebaut wurde sie unter Bischof Bruno von Langres (980–1015), was nicht mehr bezweifelt wird [vgl. wiki ↔ St-Vorles (Châtillon-sur-Seine)].

In *Gigny (Jura)* habe Berno im letzten Jahrzehnt des 9. Jh. mit Mönchen aus Cluny die Abbatte St-Pierre gegründet. An der Kirche ist bis 1500 gebaut worden [fr.wiki ↔ Abbaye Saint-Pierre de Gigny].

„Die runden Pfeiler des hohen, seit dem 12. Jh. tonnengewölbten Mittelschiffes sind so archaisierend, daß man sie für jene des Berno errichteten Urbauens ansieht. Im Chor ist noch viel Mauerwerk aus karolingischer Zeit erhalten, so die Zugänge zu den Oberkrypten“ [H. 230]. Für die franz. *Wikipedia* ist das Kirchenschiff „premier art roman“, gemäß Nikolaus Pevsner Bezeichnung für das 11. Jh. (das „premier âge romain“ läge 50 Jahre früher) [fr. wiki ↔ Abbaye Saint-Pierre de Gigny; ↔ Art Roman]. Insofern hat sich die Ansicht durchgesetzt, dass ein archaisierender Stil nicht so alt sein kann wie der archaische.

Unter der Kathedrale von *St-Jean-de-Maurienne* liegt eine 23 m lange Krypta, in deren Datierung wir uns nicht einmischen wollen: das 6. Jh. des Urbaus, eine Rekonstruktion des 8./9. Jh. oder 3. Viertel des 11. Jhs.“ [H. 231].

Aktueller Stand: „Es gibt eine Debatte zwischen Spezialisten über das Alter der Überreste“ [fr.wiki → Cathédrale Saint-Jean-Baptiste de Saint-Jean-de-Maurienne]. Eine Verjüngung ist also jederzeit möglich.

In **Grenoble** wurde die einstige Église St-Oyand im 11. Jh. derart zugeschwemmt, dass die Mönche darüber die Kirche Saint-Laurent errichteten und die ursprüngliche Kirche zur *crypte Saint-Oyand* umformten. Auch hier wogen die Meinungen hin und her: „Zuerst ins 6. Jh. datiert, ist die Unterkirche von der Wissenschaft wesentlich verjüngt worden: 8. oder beginnendes 9. Jh.“ Und es könnte gelten:

„Ein merowingisches Oratorium kann also sehr wohl in frühkarolingischer Zeit eine durchgehende Restaurierung erfahren haben“ [beide: H. 231].

Mittlerweile sehen die Spezialisten im 6. Jh. einen flachgedeckten Raum, der im 7. Jh. gewölbt worden ist. Dafür sollen auch die 20 Kapitelle der tragenden Säulen sprechen, „die die karolingische Periode ankündigen“ [grenoble]. Für Heitz stand ihnen ein „Datum kurz vor oder nach 800“ zu [H. 231]. Darüber habe es eine karolingische Kirche gegeben, die den Benediktinermönchen 1012 übertragen und die im 12. Jh. modifiziert wurde [grenoble].

Bislang ist kaum ein merowingisches Gewölbe bekannt (auch nicht in Jouarre). Insofern ist die These zulässig, diese Krypta ins späte 10. Jh. zu verbringen. Kapitelle, die das ‘Karolingische’ ankündigen, würden dazu passen.

Vaison-la-Romaine (*Vauchuse*) besitzt seit dem 4. Jh. eine Kathedrale *Notre-Dame-de-Nazareth*, zu der die franz. *Wikipedia* nichts von Relevanz sagen kann. Für Heitz [232] ist die Choranlage von Bedeutung. Sie stammt aus dem 11. Jh., ist demnach frühromanisch; die Strebepfeiler dürften für die Einwölbung im 12. Jh. angefügt worden sein. Dazu gibt es die Grundmauern einer älteren, wohl ungewölbten Apsis: „6./7. Jh. (?) oder erst 10. Jh.“ [H. 232]. Dieser Datierungsstreit illustriert einmal mehr unser Zentralproblem.

Ähnliches zeigt sich in **Venasque**, das zum Ende des 6. Jh. Bistum geworden ist.

„In diese Zeit ist auch das sogenannte *Baptisterium*, wenigstens was seine Ursprünge anbelangt, datiert worden, was aber nicht haltbar ist. Die kreuzförmige Konchenanlage stammt frühestens aus dem 11. Jh., sie zeigt z. B. klare Verwandtschaftsbezüge zur Apsis von Vaison“ [H. 232].

Heute wird das evolutiv gelöst: Es „ist in der merowingischen Epoche (6. Jahrhundert) erbaut und in mehreren Anläufen bis in die romanische Epoche umgearbeitet worden“ [fr.wiki → Baptistère de Venasque].

Bei Heitz [233] folgt unmittelbar das nächste Datierungsproblem; es betrifft die **Magdalenenkapelle** nordöstlich von **Bédoin**, am Fuße des Mont Ventoux, an einem dreischiffigen frühromanischen Bau.

„Die Bögen des Schiffes ruhen auf teils mit Halbsäulen, teils mit Pilastern verstärkten quadratischen Pfeilern. Deren Kämpfer haben ein durchaus vorromanisches Profil: Die mehrfach abgetreppten, kaum vorgekragten Platten erinnern stark an karolingisches Gesims, was diesen Bau [...] ins frühe 11. Jh. einweist“ [H. 233].

Bei *Wikipedia* [fr.wiki ↔ Bédoin] bestätigt sich das 11. Jh. Wenn die Verwandtschaft mit einem karolingischen Gesims einen Bau ins 11. Jh. bringt, dann setzt das im Grund das erfundene Mittelalter bereits voraus.

Noch auf der letzten Textseite bringt Heitz [234] ein weiteres Beispiel dafür, dass offenbar in der Auseinandersetzung mit romanischen Bauten zunächst gerne auf die Karolinger zurückgegriffen wurde, bis stete Forschung den Nachweis führte, dass zu weit zurückgegriffen worden ist. So auch im Falle der *Chapelle Notre-Dame von Aubune*, eines einsam gelegenen provençalischen Heiligtum. Es

„wurde lange Zeit als frühromanischer, ja sogar karolingischer Bau angesehen. Das breite Querschiff, unter einem einzigen Giebeldach liegend, die drei direkt angesetzten Apsiden, das einschiffige Langhaus, auch das grobe Baumaterial, schienen für eine frühe Datierung einzutreten. Jüngste Bauuntersuchungen, die sich vor allem den Detailformen zugewendet haben, verweisen diese Kirche nun ins 2. Viertel des 12. Jhs., den eleganten, 21 m hohen Turm mit seinen durchlaufenden, kannelierten Pilastern sogar an das Ende dieses Jahrhunderts“ [H. 234].

Auch bei *Wikipedia* [wiki ↔ Notre-Dame d'Aubune] ist von Karolingisch nichts mehr bekannt; vielmehr wird die Apsis der Kapelle im 11. Jh., der Turm im 12. Jh. gesehen. In der französischen Version [fr.wiki ↔ Notre-Dame d'Aubune] werden dieselben Daten vertreten, obwohl eine Legende die Kapelle mit Karl d. Gr. verbindet: Er (oder sein Großvater Karl Martell) habe nach einem Sieg über die Mauren diese Kapelle errichten lassen. Der Kampfplatz hieß *Cimetière des Sarrasins* (Friedhof der Sarazenen).

Weitere karolingische Bauwerke in Frankreich – eine Albernheit

Natürlich können die hier behandelten Kirchen und Kapellen die Reichtümer Frankreichs nicht ausschöpfen. Deshalb soll auch noch eine Liste mit 17 Bauwerken abgearbeitet werden, die *fr. Wikipedia* unter „Architecture carolingienne“ ins Netz gestellt hat:

- *Kathedrale Notre-Dame von Verdun*, „eine echte Synthese von karolingischer und ottonischer Architektur“. Allerdings führt der angegebene Link zu der Auskunft, dass die Kathedrale ab 990 nach einem rheinisch-romanischen Plan errichtet worden sei. Dies die erste von einer ganzen Reihe weiteren Fehlanzeigen.

- Die vielleicht karolingische *Kathedrale* von *Reims* ist bereits 1210 abgebrannt und durch den gotischen Riesenbau ersetzt worden.
- Die *Abbaye de Saint-Riquier*, also *Centula*, ist bis 881 zweimal von den Normannen derart zerstört worden, dass keine Überreste geblieben sind.
- Die Kirche *Saint-Léger d'Ébreuil* „wurde ab dem 10. Jh. erbaut“.
- Die Kirche *Notre-Dame-de-la-Basse-OEuvre* von *Beauvais* „wurde am Ende des 10. Jahrhunderts im karolingischen Stil errichtet“!
- *Vignory*: Die angesprochene Kirche *St-Étienne* wurde zu Beginn des 11. Jh. gegründet.
- Zur Kirche von *Germigny-des-Prés* siehe oben.
- „*Saint-Germain* dans la Cote-d'Or“ – davon gibt es zu viele, ohne dass eine aus der vorromanischen Zeit zu finden wäre.
- Zur Abtei *St-Philbert-de-Grand-Lieu* siehe oben.
- Die Abtei von *Jumièges* wurde vielleicht in die Liste aufgenommen, weil sie 654 durch den hl. Philibert gegründet worden ist. Doch die Klosterkirche und heutige Ruine ist erst ab dem Jahr 1000 errichtet worden.
- Die Kirche *Saint-Pierre* von *Lemenc* steht an der Stelle eines Merkurtempels; sie wurde vielleicht im 6. Jh. gebaut und enthält romanische Anteile des 11. Jh. ebenso wie gotische.
- Die *Abtei Saint-Michel de Cuxa* soll zwar 840 etwas oberhalb des heutigen Standorts gegründet worden sein, doch nach einer Zerstörung durch Unwetter wechselten die Überlebenden nach Cuxa, wo 953 die erste Kirche eingeweiht worden ist. An dieser Kirche wird die französische Zeiteinteilung demonstriert; hier
„lässt sich hier um die Jahrtausendwende der Übergang von der präromanischen Architektur zum *premier art roman méridional* (erste Hauptphase der Romanik, geprägt durch lombardische Einflüsse) verfolgen“ [wiki → *Abbaye Saint-Michel-de-Cuxa*].
- Zur *Abtei von Flavigny* siehe oben.
- Zur *Abtei Saint-Germain d'Auxerre* siehe oben.
- Zu *Labourse*, einem 3.000-Seelen-Ort, ist nur zu erfahren, dass die Kirche *Saint-Martin* die älteste im Département Pas-de-Calais sein dürfte.
- In *Doué-la-Fontaine* sei im letzten Viertel des 9. Jh. eine *Aula* gebaut worden, die aber Mitte des 10. Jh. durch einen Brand zerstört, die Überreste dann für eine Festung genutzt wurden. Es wird allerdings auch eine *karolingische Motte* genannt, die zu Beginn des 10. Jh. errichtet und dann mehrmals neugestaltet worden ist. Sie erinnert daran, dass alle Burgen, die gerade in Deutschland den Karolingern zugeschrieben werden, daran scheitern, dass im 10. Jh. der Burgenbau ganz primitiv mit dem Ausheben eines Rundgrabens und dem Aufwerfen eines Hügels begann, auf den dann eine hölzerne Befestigung gesetzt worden ist. Derartige Motten entstehen

ab dem 10. Jh. und halten sich zumindest in Deutschland bis ins 12. Jh. [vgl. Illig/Anwander, 149-151].

- Das *Château de Mayenne* ist im 10. Jh. errichtet und dann wiederholt erweitert und umgebaut worden. Es wird der Zeit von Karl dem Einfachen zugeschrieben.

Damit löst sich wenigstens ein Rätsel dieser wirren Liste: Die Karolinger haben anders als im Rechtsrheinischen auf französischem Gebiet mit Unterbrechungen bis 987 regiert. Dann wurde Hugo Capet zum König von Frankreich gewählt; die ihm nachfolgenden Kapetinger regierten bis 1328. Doch auch Karolingerbauten im 10. Jh. entschuldigen diese wüste *Wikipedia*-Liste nicht.

Beobachtungen beim Steinbau

Die beiden Bezugsquellen Aubert und Heitz bringen verschiedentlich Hinweise auf Gewölbe- und Steinbearbeitungstechnik in Früh- und Vorromanik.

Gehen wir in die Zeit kurz vor und um die erste Jahrtausendwende. Aus der Ebene des Forez ragen vulkanische Hügel auf. Einen von ihnen schmückt unweit von Montbrison das Gotteshaus *Saint-Romain-le-Puy* (60 km nordöstlich von Le-Puy). Hier wurde zwischen 980 und 983 eine Kirche errichtet und 1007 zum umfriedeten Priorat ausgebaut. Bis 1017 wurde dann die Apsis abgerissen, eine Krypta und darüber ein Chor gebaut. Zwar oben schon zitiert, soll die Dublette zeigen, dass scheinbar karolingische Steinbearbeitung ohne weiteres um 200 Jahre verjüngt werden kann.

„Der Chorbau [...] Die Kapitelle mit ihrer zarten Ornamentik aus Voluten, Rosetten und Flechtwerk erinnern an karolingische Schmuckmotive und sehen ihnen zum Teil zum Verwechseln ähnlich“ [A. 525].

Ambitionierter Gewölbebau scheint in Burgund mit der Rotunde von *Dijon, St-Bénigne*, einzusetzen: 1001 begonnen, heute als Krypta dienend.

„Die Gewölbe dieses kreisförmigen Doppelpelungangs zeigen mit ihren erstaunlichen Durchdringungen von Ringtonnen und Kreuzgratgewölben das hohe Können ihrer Erbauer“ [A. 524].

Da hat Marcel Aubert einen Moment aus den Augen verloren, dass diese erstaunlichen Durchdringungen von Ringtonne und Kreuzgratgewölben in Aachens Pfalzkirche sogar noch besser gelungen sind, aber mehr als 200 Jahre älter wären.

Ein Vorfahre der Habsburger hat in *Ottmarshaim (Haut-Rhin, Elsass)* 1030 ein Nonnenkloster gestiftet, das 1049 geweiht worden ist. Die westliche Vorhalle wurde erst Anfang des 13. Jh. zum Turm aufgestockt und Teile der Außenwände restauriert. 1445 brannte die Kirche aus und verlor ihre Fresken.

Das innere Oktogon durchmisst 10,90 m [M. Untermann in Jarnut u.a., 223]; Aachen überbietet dieses Maß um rund 40 Prozent.

„Wesentliche Teile des Kernbaus sind nicht originale Bausubstanz, romanisch ist im Wesentlichen die achteckige Trommel, Fenster und Gesimse sind aber neuromanische Zutaten. Das älteste Mauerwerk aus dem 11. Jh. zeigt kleine, gut behauene Bruchsteine mit regelmäßigen Gerüstlöchern. Andere Mauerwerksarten deuten an, dass es sich um Restaurierungen, nicht um Umbauten handelt“ [wiki ↔ Abteikirche Ottmarsheim].

Die Verbindung zur Aachener Pfalzkirche ist unübersehbar:

„Ottmarsheim ist für die Methodik der Kunstgeschichte deshalb wichtig, weil nur dieser Bau unzweifelhaft sichert, dass es im 11. Jahrhundert genaue, für damalige wie heutige Betrachter eindeutig erkennbare, vollständige Nachbildungen der Aachener Marienkirche Karls des Großen gegeben hat“ [M. Untermann in Jarnut u.a., 224].

Aber ein Umstand bleibt sehr auffällig:

„Trotz seiner kleinen Ausmaße, oder vielleicht gerade deshalb, kommt Ottmarsheim die besondere Bedeutung zu, **das älteste Bauwerk am Oberrhein** zu sein, in dem sich **die drei alten Wölbarten** vereinigt finden: Kuppel, Tonnen- und Kreuzgratgewölbe“ [A. 527; Hvhg. HI].

Der Bau entstand also gleichzeitig mit Speyer I. Bei der ersten Ausbaustufe des späteren Kaiserdoms waren nur die Seitenschiffe gewölbt, nicht aber Mittelschiff und Vierung. Das gelang erst nach 1100. Insofern kann Ottmarsheim die Wölbungspriorität noch vor Speyer für sich beanspruchen. Doch das bleibt ein provinzielles Datum, wenn weiter im Norden fast 250 Jahre früher in Perfektion gewölbt worden wäre. Aus hier vertretener Sicht ist Ottmarsheim ein Vorläufer des Aachener Gotteshauses.

Die Verbesserung der Steinmetztechnik lässt sich ein Stück weit innerhalb Frankreich verfolgen. Die Neuerungen beginnen ebenfalls in Burgund; in **St-Philibert-de-Tournus** lässt sich für den um 1050 fertigen Kreuzgang sagen:

„Die in die Mauer der Abteikirche eingelassenen Rundpfeiler, die breiten, von Gurtbögen unterteilten Kreuzgratgewölbe, die mit derben Säulen bewehrten Mauerpfeiler – alles spricht hier für die konsequente Anwendung der kurz nach 1000 in Burgund gebräuchlichen Bautechnik (siehe St-Bénigne in Dijon, St-Vorles in Châtillon-sur-Seine usw.)“ [H. 223].

Nun gilt Burgund als eine Region, in der besonders früh der Gewölbebau entwickelt worden ist. Umso auffälliger, dass selbst hier die 'karolingische' Fähigkeit, Kirchen in allen Teilen zu wölben, trotz Germigny-des-Prés vollständig in Vergessenheit geraten war. Übrigens hätten hier die ungetauften Normannen die *villa* des Theodulf vollständig zerstört, aber die Kirche geschont.

Außerhalb von Burgund, nahe der Loiremündung dauern die Erneuerungen länger. In *Saumur (Maine-et-Loire)* wird für die Kirche *Notre-Dame de Nantilly* die Einwölbung in der Zeit von 1100 bis 1130 [saumur] oder bis 1150 [A. 560] gesehen. Betonenswert erscheint:

„Das ursprünglich einzige, saalartige breite Schiff (13 m) besitzt ein Tonnengewölbe, das – eine ziemlich ungewöhnliche Erscheinung – **aus Quadern besteht und mit Gurtbögen verstärkt** ist. [...Über den Bögen einer Kolossalordnung] liegen die Gurtbögen der Tonne, die auch noch von **Strebpfeilern** an der Außenmauer abgestützt werden“ [A. 560; Hvhg. HI].

Es war also in dieser Zeit noch nicht allgemein üblich, Gewölbe aus bearbeiteten Quadern mit Gurtbögen zu bauen, wie sich auch in *Saint-Dalmazy (Aveyron)* zu Ende des 11. Jh. zeigt, da man dort noch mit „groben Kalkbruchsteinen“ gebaut hat [A. 602]. Doch in dieser ersten Hälfte des 12. Jh. entsteht nach hier vertretenen Meinung auch die schwere Aachener Kuppel aus Hausteinen [Illig 2014]. Bei ihr konnten (erstmalig) die Gurte entfallen und statt äußerer Strebpfeiler schlanke Lisenen angefügt werden, weil ihre Aufgaben von eisernen Ringankern übernommen wurden. Und so konnte es dann im zweiten Drittel des 12. Jh. weitergehen, etwa in *Saint-Béat (Haute-Garonne)* mit der Kirche *Saint-Cyriaque*:

„Die Kirche hat bescheidene Ausmaße, aber Quaderwerk [...] das Mittelschiff hat Tonnengewölbe, die Seitenschiffe Halbtonnen [...]. Flache Lisenen betonen die Joche und tragen zusammen mit skulptierten Konsolen das kräftige Kranzgesims“ [A. 609].

Oder in *Arles (Bouches-du-Rhône)* die *Kathedrale Saint-Trophime*: „Im 12. Jahrhundert verwendete man schönes Quaderwerk mit dünnen Fugen“, dazu „mächtige Pfeiler mit Vorlagen“ und „gestufte Gurtbögen“ [A. 635].

Im 12. Jh. gab es also saubere Hausteine, während es um 800 ganz anders ausgesehen haben müsste, wie Aubert [576] beiläufig für die Kirche *Saint-Gilles* von *Puyéroux (Charente)* und das Ende des 11. Jh. feststellt:

„Die Benediktiner, die das Innere des Altarraums sorgfältig ausgeschmückt hatten, verwendeten auf die Außenseite keine Mühe; das Mauerwerk dürfte zur Zeit der Karolinger nicht anders gewesen sein“ [Ch. Daras laut A. 576],

nämlich ohne jede Wandgliederung mit Lisenen, Friesen oder Sonstigem und ohne auf Sicht gearbeitete Wandsteine. Bei dieser durchaus bedenkenswerten Äußerung muss der Kunsthistoriker natürlich die Kirchen von Aachen und Germigny-des-Prés einen Moment lang vergessen haben.

Resümee

Zunächst fällt auf, dass französische Behörden und Institute kein Interesse daran haben, karolingische Pfalzen zu erforschen. Es gehört zur Ironie der Geschichte, dass die beiden einzigen nennenswerten Ausgrabungen ein Deutscher während des Ersten Weltkriegs mit ganz unzulänglichen Mitteln durchgeführt hat. Seitdem wären exakt 100 Jahre Zeit gewesen, der französischen Kultur ihre vermeintlichen Wurzeln zurückzugeben. Jedoch Fehlanzeige. Vielleicht ist daran eine Haltung schuld, die Prof. Michel Parisse von der Sorbonne auf dem Deutschen Historikertag, 2000 in Aachen, vertreten hat. Als Sektionsleiter für die Vorträge zu „*Karl der Große zwischen Faktizität und Aktualität*“ erläuterte er, „Charlemagne ist eine Insel in der Geschichte“; schon wenige Jahre nach seinem Tod habe die Legendenbildung eingesetzt.

„Dieser Karls-Mythos ist heute für die Franzosen wichtiger als die historische Figur [...] Es gibt inzwischen einen Karl für das Volk und einen für die Historiker [...] Der legendäre Charlemagne hat sich längst von der historischen Figur getrennt [...] Was die Öffentlichkeit heute von Karl dem Großen weiß und mit ihm verbindet, ist wichtiger als die faktische Wirklichkeit“ [Pressestelle der RWTH Aachen, vgl. Illig 2000, 627 f.].

Bei einer derartigen Grundeinstellung braucht niemand die faktische Wirklichkeit von karolingischen Pfalzen, villae oder Hofhaltungen. Insofern gäbe es zwar gemäß chronikalem Wissen viel mehr linksrheinische Herrschersitze, doch lässt sich kaum ein Foto mit einem baulichen Überrest zeigen.

Das wirft auch in Frankreich ein schales Licht auf all jene pergamentenen Zeugnisse, aus denen die Historiker den Zeitrahmen gewinnen, der dann dem Frühmittelalter aufgezwungen wird. Doch es ist zumindest fahrlässig, Urkunden höher als Baudenkmäler über und im Boden einzuschätzen, wenn hinreichend bekannt ist, aus welchen Gründen derartige 'Zeitzeugen' erfunden oder auch klar gefälscht wurden.

Wer die unendlich reiche Kirchenlandschaft Frankreichs Revue passieren lässt, muss einräumen, dass der karolingische Anteil auffällig klein ist. Selbstverständlich konnte sie hier bei weitem nicht ausgeschöpft werden, doch gerade mit dem Band von Carol Heitz liegt eine Auswahl vor, die als repräsentativ einzuschätzen ist. Es lässt sich davon ausgehen, dass die allermeisten sonstigen 'karolingischen' Überreste noch weniger überzeugend ausfallen als die von Heitz beschriebenen und von seinem Fotografen Jean Roubier festgehaltenen Bauten. Ähnlich wie auf deutschem Boden gibt es linksrheinisch zahllose Bezugspunkte zu den Karolingern, aber wenn der Bestand im Einzelnen geprüft wird, dann reduzieren sich die Beweisstücke dramatisch; übrig bleiben einige wenige steinerne Zeugnisse, die vielleicht, aber nur vielleicht für das fragwürdige Geschlecht sprechen.

Und die Merowinger? Sie sind in Frankreich schwach vertreten, doch zumindest in Chroniken besser als in Deutschland. Rechtsrheinisch lassen sich nur zwei Bauwerke leidlich auf sie zurückführen: Früher glaubte man im Dagobertsturm noch merowingische Bausubstanz zu erkennen. Heute gilt:

„Die Burg Meersburg, auch Alte Burg oder Altes Schloss, in Meersburg am Bodensee gilt durch die Erbauung der ersten Burg an dieser Stelle im 7. Jahrhundert als älteste bewohnte Burg Deutschlands, doch ist aus jener Zeit keine Bausubstanz mehr erkennbar“ [wiki ↔ Burg Meersburg].

Und in Herrsching am Ammersee rekonstruierte man über einem Steinfundament des 7. Jh. eine kleine Kirche aus unbehauenen Steinen und einem Strohdach (im Archäologischen Park). Damit scheinen die oberirdischen Spuren bereits aufgezählt zu sein.

In Frankreich gibt es dagegen zahlreiche Kloster- und Kirchengründungen, die zumindest auf merowingische Zeit zurückgehen sollen. Freilich haben sich hier frühchristliche Bauten des 4. und 5. Jh. erhalten, die einfach übernommen und weitergeführt werden konnten. Aber die Überreste ihrer Königssitze muss nachdenklich machen. Es tut diesem Geschlecht sehr gut, wenn von ihren 275 Jahren die Hälfte, genau genommen die letzten 139 Jahre ersatzlos gestrichen werden. Es ist davon auszugehen, dass die vom Holzbau kommenden Franken nicht vom Anfang ihrer Herrschaft an Steinbauten errichtet haben, so dass allenfalls 50 bis 60 Jahre für derartige Kirchen, Klöster oder Pfalzen anzusetzen sind.

Die Gründe sind dieselben wie auf der anderen Rheinseite: In einem aufblühenden Christentum werden die frühen, noch schlecht gebauten Kirchen abgeräumt und durch immer größere Gotteshäuser ersetzt. Da aber die Standorte an alte Legenden geknüpft waren, musste meist an Ort und Stelle gebaut und somit die früheren Kirchen 'in den Untergrund' gedrängt werden. Ansonsten gilt eine Begründung für beide Gebiete, die in Frankreich dank des Islams noch plausibler ausfällt: Laut den Chroniken gab es zu Ende des 9. bis ins 10. Jh. hinein 'passende' Zerstörungen durch Normannen, aber auch durch Dänen, Ungarn und Sarazenen. Im Falle von Arles und St-Trophime [wiki ↔ St-Trophime (Arles)] werden Überfälle von gleich drei der vier Völkerschaften genannt, wenn auch für den falschen Zeitpunkt. Es ist seit langem klar, dass einem erfundenen kulturellen Höhepunkt unter Karl d. Gr. ein Absturz auf 'Normalnull' folgen muss, um die Zeiten davor und danach zueinanderzubringen. Da sind zerstörerische Elemente unverzichtbar.

Literatur

- A. = Aubert, Marcel (²1973): *Romanische Kathedralen und Klöster in Frankreich*; Vollmer, Wiesbaden (¹1966)
auxerre = *L'Abbaye St-Germain d'Auxerre*; <http://www.auxerre.culture.gouv.fr/fr/>

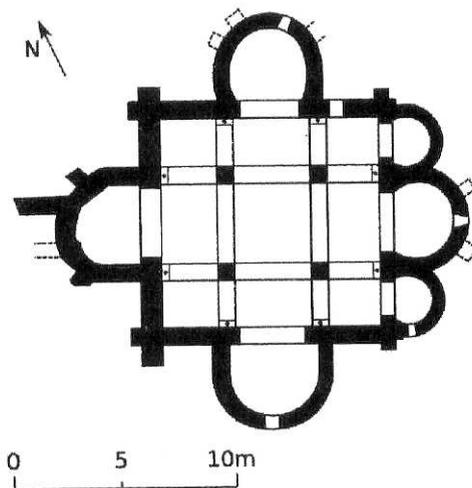
- Braunfels, Wolfgang (1991): *Karl der Große*; Rowohlt, Reinbek (1972)
- Bühl, Carlrichard (1989): *Aus Mittelalter und Diplomatie. Gesammelte Aufsätze*. 2 Bände; Hildesheim
- burgund = *Le site sur l'Art Roman en Bourgogne* [nach Kirchen geordnet]; <http://www.bourgogneromane.com/edifices/auxerre.htm>
- Bußmann, Klaus (1977): *Burgund · Kunst · Landschaft · Geschichte · DuMont Kunst-Reiseführer*; DuMont, Köln
- Chevallier, Amandine (2015): *Voyage dans le temps au cœur des cryptes de l'Abbaye Saint-Germain d'Auxerre*; <https://burgondiart.wordpress.com/2015/07/11/voyage-dans-le-temps-au-coeur-des-cryptes-de-labbaye-saint-germain-dauxerre/>
- grenoble = *Musée archéologique Grenoble · Saint-Laurent*; <http://www.musee-archeologique-grenoble.fr/1576-l-eglise-carolingienne-vers-l-an-800-.htm>
- Hansmann, Wilfried / Bongartz, Marianne (2011): *Das Tal der Loire · Schlösser, Kirche und Städte im Garten Frankreichs*; DuMont, Ostfildern
- H. = Heitz, Carol (1982): *Gallia praeromanica · Die Kunst der merowingischen, karolingischen und frühromanischen Epoche in Frankreich*; Schroll, Wien (Fotos: Jean Roubier)
- Illig, Heribert (2017): *Karls leere Bücherkiste · Wer bewahrte das antike Wissen?* Mantis, Gräfelfing
- (2014): *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Mantis, Gräfelfing
 - (2005): Wilhelm von Volpiano. Im Schnittpunkt von Zeiten und Linien; *Zeitensprünge* 17 (3) 635-660
 - (2000): Den Mythos erinnern, Karl vergessen · Rings um den Historikertag zu Aachen; *Zeitensprünge* 12 (4) 626-637
 - (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Mittelalter erfunden wurden*; Econ, München
 - (1996a): Streit ums zu lange Frühmittelalter? Mediävisten stolpern über hohe Ansprüche und leere Zeiten; *Zeitensprünge* 8 (1) 107-120
 - (1996): *Das erfundene Mittelalter · Die größte Zeitfälschung der Geschichte*; Econ, Düsseldorf
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit · Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters · Eine systematische Studie* in zwei Bänden; Mantis, Gräfelfing
- Mann, Albrecht (1965): Großbauten vorkarolischer Zeit und aus der Epoche von Karl dem Großen bis zu Lothar I.; in Braunfels, Wolfgang / Schnitzler, Hermann (Hgg. 1965): *Karl der Große · Lebenswerk und Nachleben*. 3. von 5 Bänden: *Karolingische Kunst*; Düsseldorf, 320 f.
- Nolte, Werner (o.J.): *Die Merowingischen Krypten von Jouarre*; <http://www.wernernolte.de/index.php/architektur-des-mittelalters/sakralarchitektur/vorkarolingisch/die-merowingischen-krypten-von-jouarre>
- R. = Remmler, Bernd (2010): *Spurensuche, die Karolinger · Die verschwundenen Paläste Karls des Großen*; Pro Business, Berlin
- saumur = Eglise Notre-Dame de Nantilly · Plan de synthèse; <http://saumur-jadis.pagesperso-orange.fr/lieux/nantegli.htm>

st-Généroux = *Eglise de Saint-Généroux*; <http://www.tourisme-deux-sevres.com/votre-sejour/a-voir-a-faire/107889-eglise-de-saint-generoux>

Untermann, Matthias (2007): Zentralbaukirchen als Mittel der Repräsentation. Visuelle Kommunikation durch Architekturzitate; in Jarnut, Jörg / Ehlers, Caspar / Wemhoff, Matthias (2007): *Zentren herrschaftlicher Repräsentation im Hochmittelalter · Geschichte, Architektur und Zeremoniell* (in der Reihe: *Deutsche Königspfalzen*, 7. Bd; Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 221-236

wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel; sowohl deutsche (wiki) wie französische (fr.wiki) Artikel

Wyss, Michaël (2010): Die Klosterpfalz Saint-Denis im Spiegel der Archäologie; in Sennhauser, Hans-Rudolf (Hg. 2010): *Pfalz – Kloster – Klosterpfalz St. Johann in Müstair · Historische und archäologische Fragen*. Tagung 20.-22. September 2009 in Müstair · Berichte und Vorträge; vdf, Zürich, 147-162



St-Germigny-des-Prés: Grundriss des ursprünglichen Zentralbaus [R. 401]. Zum Vergleich: Das innere Oktagon der Aachener Pfalzkirche spannt ca. 15,60 m (zu S. 234).

Samoussy und Schmidmühlen

Ein 'unpassender' Vergleich von Heribert Illig

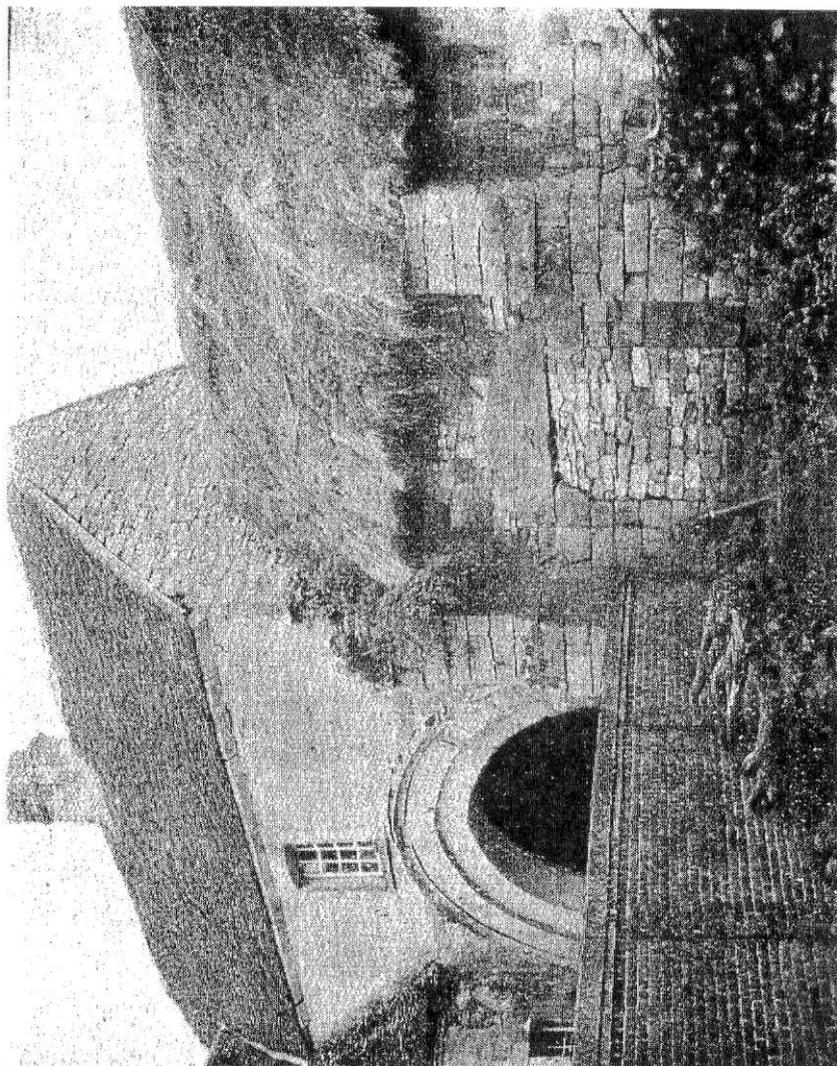
Pfalz Samoussy

Der Ort, 20 km nordöstlich von Laon gelegen, war in der Merowingerzeit eine Jagddomäne, weshalb ein Text des 19. Jh. von einem königlichen Gebäude berichtet, das für die Königin Brunehaut (Brunhilde) errichtet worden sei. Mehrere königliche Aufenthalte werden für Karolinger berichtet:

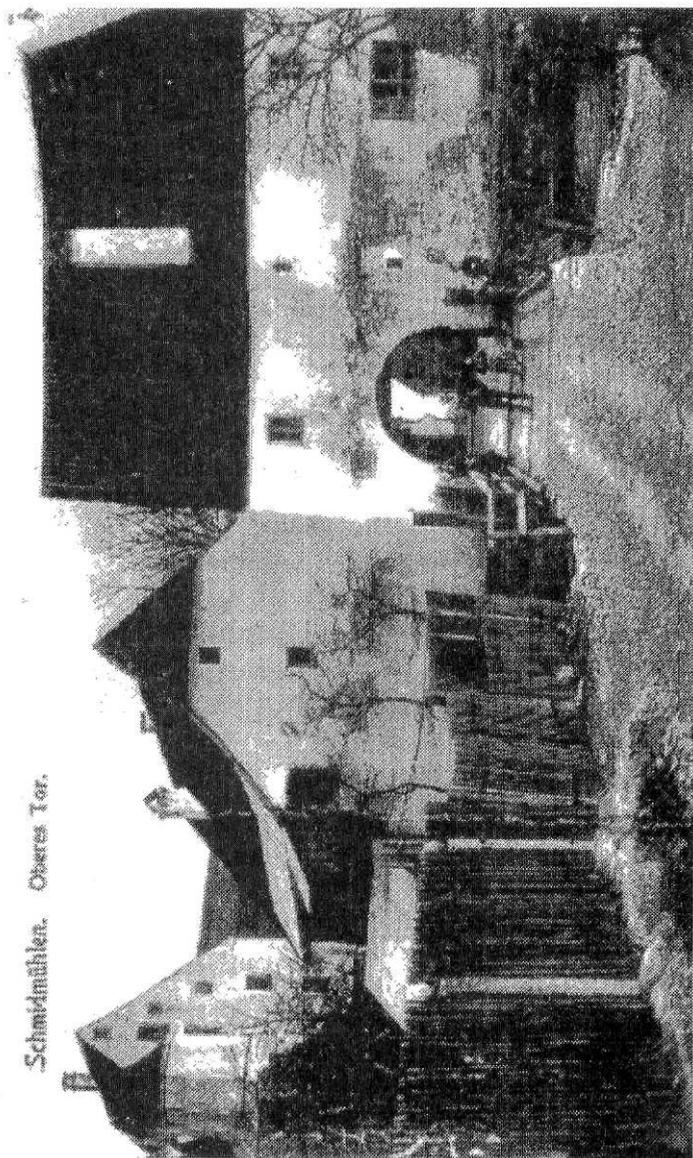
- 766 feiert Pippin in der *Salmontiagum villa* das Weihnachtsfest.
- 769 und 771 stellt Karlmann Urkunden aus, in denen Samoussy als *pala-tium* bezeichnet wird, während die Chroniken von *villa* schreiben. Er stirbt an diesem Ort, was für seinen Bruder Karl (d. Gr.) „ein glückliches Ende“ bedeutet, wie eine Historikerin ironisiert [Rogeanu].
- 774 weilt Karl der Große hier; er, der nach Meinung der Samoussiens hier geboren worden ist.
- 816 und 830 ist Ludwig der Fromme präsent.
- 841, 867 und 867 weilt Karl der Kahle in seiner Pfalz.
- 868 wird der Zehnte und damit die königliche Verfügbarkeit über die Einkünfte der Pfalz an das Kloster Saint-Denis abgetreten.
Ab da wird Samoussy als Pfalz nicht mehr erwähnt.
- 12. Jh. Der Ort wird als Besitz adliger Familien erwähnt, doch nicht als ehemaliger Pfalzort.

Von einer Aufwärtsentwicklung kann gesprochen werden, hat doch der Ort 1793 nur 74, doch 2014 bereits 376 Einwohner. Somit hat sich um diese Pfalz nie eine nennenswerte Ansiedlung gebildet. Auch französischen Archäologen lag nie an dieser Pfalz. Dagegen hat der Kunsthistoriker Georg Weise im Ersten Weltkrieg die Gelegenheit ergriffen, hier zu graben. Insofern kann heuer sein hundertstes Grabungsjahr gefeiert werden.

Weise begeisterte sich für einen damals noch stehenden *Torbau*, durch den die einzige Zufahrt zum Ort führte: eine bogenüberspannte Durchfahrt in einem E+1-Haus mit Satteldach, das laut Weise aus der Mitte des 12. Jh. stammte. Daneben war noch die frühere Durchfahrt zu erkennen: zwischen zwei Stützpfeilern ein urtümliches Tor aus Quadersteinen; urtümlich, weil mit einem mächtigen Monolithen überdeckt, der keinesfalls einem königlichen Karolingerbau entspricht. Schlimmer noch: Das Tor hatte eine Öffnung von vielleicht 2 m Breite und 2,20 m Höhe. Hier hätte also auch ein Kaiser zu Fuß gehen müssen. Trotzdem blieb es für Weise beim karolingischen Torbau, weil sich in der Nähe zum Teil mächtige Fundamentausbruchsgräben fanden.



Samoussy: Toranlage, 1917 fotografiert. Links das jüngere Rundbogentor, das für Militärfahrzeuge zu klein war, rechts das angebliche Pfalztor mit Megalithsturz. Beidseitige Stützmauern mit Läufern und Bindern, die Torummauerung dagegen unbeholfen (die Vermauerung ohnehin) [Remmler, 331].



Schmidmühlen. Oberes Tor.

Schmidmühlen: Oberes (Lauteracher) Tor, Fotografie von 1920/30. Im 15. Jh. erbaut, im 18. Jh. nach Einsturz neu und wohl höher gebaut. 1952 abgerissen, weil für Militärfahrzeuge zu klein [Popp].

Im Norden stand ein Gebäude von 50 x 22 m, das im Osten zwischen zwei Türmen ein 4,5 m breites Portal hatte, „offensichtlich ein Repräsentationsbau“ [Remmler, 334]. Südlich davon ergab sich ein Hof in Form eines verschobenen Rechtecks; den verbleibenden, spitzwinkligen Platz nahm ein Gebäude ein, das durch große Öffnungen zum Hof orientiert war. Erstaunlicherweise fand sich zwischen Torbau und Halle eine halbkreisförmige Mauer mit einer beachtlichen Fundamentstärke von 2,25 m, an deren Innenseite auf drei Meter Breite Bodenplatten lagen. So erkannte Weise schließlich eine Königshalle mit Hof, ein Wohngebäude und die Exedra, die seitdem gerne mit der von der Pfalz Ingelheim verglichen wird:

„In der Architektur des frühen Mittelalters ist Ingelheim gemeinsam mit der Königspfalz Samoussy/Frankreich das einzige Beispiel für einen halbkreisförmig gebogenen Gebäuderiegel“ [vgl. wiki → Ingelheim].

Auffälligerweise ähnelt die römische Exedra vom Forum in Köln der Ingelheimer Exedra am besten. Das sollte beim Vergleich mit Samoussy beachtet werden [vgl. Illig 2014, 120]. Holger Grewe rätselt als Ausgräber in der Königspfalz von Ingelheim über Samoussy:

„Ein exedraförmiger Halbkreisbau ist auch in der Pfalz Samoussy bekannt. Der Befund ist jedoch undatiert und könnte auf einen antiken Vorgängerbau am Platz zurückgehen“ [Grewe in Fenske/Jarnut/Wemhoff, 159, Fn 25].

Er sieht also in Samoussy genau das, was in Ingelheim auf keinen Fall sein darf: einen Römerbau. Eine Kirche ließ sich in Samoussy nicht nachweisen; die erhaltene stammt aus gotischer Zeit.

Mangels Originalsteinen wurde auch hier nach Schriftquellen datiert: Da unter Karl dem Kahlen von *palatium* die Rede ist, werden ihm die Bauten zugeschrieben [Remmler, 335]. Allerdings erwähnt derselbe Autor, dass schon unter Karlmann Urkunden von *palatium* sprechen [eb. 329]. Welche Bauten? Im Jahr 2009

„fanden wir von den von Weise erwähnten karolingischen Resten nichts mehr vor. Der Tümpel, von den Einwohnern point d'eau genannt, war zugeschüttet worden, die Toranlage verschwunden. Die Wiese, auf der die Fundamente der Pfalz entdeckt worden waren, ist zum Glück fast noch unbebaut, hier steht lediglich ein Schuppen“ [ebd. 336].

Der Torbau ist im Zweiten Weltkrieg von den Deutschen mit einer Mine gesprengt worden, um Lastwagen und Panzern den Weg zu öffnen. Heute wird der wissenschaftliche Stand so beschrieben:

„In Samoussy wurden die Grabungsarbeiten zu oberflächlich durchgeführt, um eine wirklich wissenschaftliche Studie erheben zu können – vor allem angesichts der Tatsache, daß es viele Unsicherheiten in Bezug auf die Datierung der Fundamentreste gibt, die nur flüchtig untersucht

wurden (9. oder 11. Jh.?). [...] Der Saalbau in Samoussy, dessen zeitliche Einordnung unsicher ist, maß 50 x 22 m und grenzte an einen 97 m langen Hof, der in einem Kreisbogen endete“ [Annie Renoux in Fenske/Janrut/Wemhoff, 40].

Korrekt wäre: Das gesamte Ensemble ist 97 m lang. Es ergeben sich nun verschiedene Möglichkeiten: Da man von einer römischen *villa* mit dem Besitzernamen Salmuncius ausgeht, könnte es sich bei der Exedra durchaus um einen römischen Überrest handeln. Damit wäre geklärt, warum weder das Torgebäude noch der Hof lagemäßig mit dem Halbkreis korrespondiert. Ganz aus der Reihe fiel eine (Königs-)Halle mit zwei Türmen, doch die Türme werden rasch weggeblendet. Für Michael Wyss gilt für den Hallenbau von Samoussy:

„Er gehört somit wie Saint-Denis zum geläufigen Typ der zweigeschossigen, langgestreckten Pfalzbauten wie er auch in Frankfurt am Main und Paderborn vorliegt“ [Fenske/Janrut/Wemhoff, 177].

Weder in Frankfurt noch in Paderborn sind Türme bekannt. Deshalb ließe sich eher an eine Kirche denken, deren Chor dann zwischen ihnen gelegen hätte. Schließlich fällt auf (s. Abb.), dass die Mauerteile direkt neben dem ‘Megalithor’ schlecht, das heißt ohne Läufer und Binder gelegt worden sind, anders als bei den flankierenden Stützmauern. Diese könnten demnach römischer Herkunft sein. Dann ist das Tor später mehr schlecht als recht zwischen diese beiden Mauern eingefügt worden, mit hier gefundenen römischen Quadern, unter denen sich der megalithische Deckstein gefunden haben mag, da die Römer vor großen Formaten nicht zurückschreckten. Aber selbst gemauert haben sie dieses Tor nicht. Das alles spricht nicht unbedingt für die Karolinger, deren Pfalz schon im 12. Jh. nicht mehr erinnert wird. Aber irgendwer wird hier aus römischen Spolien ein Tor errichtet haben.

Eisenhammer Schmidmühlen

Von der ‘Königspfalz’ nun in die Oberpfalz, genauer gesagt in die heutige Oberpfalz, da Schmidmühlen wegen einer Distanz von 3 km nicht immer zur Oberpfalz gehört hat. Hier gibt es weder eine Pfalz noch Berichte über eine solche, dafür immerhin 2.330 Einwohner. Erstmals wurde der Ort urkundlich 1010 als *smidimulini* genannt. Der Name ist auffällig, da zur Hälfte lateinisch (Mühle: *molina*, allerdings Maultier: *mulinus*), während der Schmied (*faber ferrarius*) deutsch bezeichnet wird. Das könnte sich trivialerweise auf das Maultier des Schmiedes beziehen, ergäbe aber für einen Ortsnamen wenig Sinn. Also wohl doch eine Kombination aus Schmiede und Mühle. Diese Bezeichnung muss sich keineswegs auf Hammerschmieden mit wassergetriebenen Schwanzhämmern beziehen, sondern allgemein auf Schmiede und

Mühlen, wird doch die Erfindung der wassergetriebenen Hammermühle erst im späten 11./frühen 12. Jh. gesehen [vgl. Illig 2014, 152 f.].

Die Lokalität war begünstigt, da sich hier die Lauterach mehrfach aufteilt, um dann in die Vils zu münden, auf der Schiffstransporte zur Donau möglich waren. So entstand hier eine ganze Reihe von Mühlen, die sich zu bedeutenden Hammerwerken entwickelten. Im 14. Jh. galt Schmidmühlen als größter Eisenhammer im damaligen Bayern. Der Ort befestigte sich zwischen 1424 und 1427. Das geschah durch vier Markt- und zwei Hammertore; ansonsten vertraute man auf die Wasserläufe ringsum. Das Obere Tor (Lauteracher Tor) trug die Jahreszahl 1424. Es stürzte nach über drei Jahrhunderten ein. 1785 wurde es mit einem runden Bogen wieder aufgebaut. 1945, im Zweiten Weltkrieg beschädigten es amerikanische Panzer. Notdürftig wiederhergerichtet wurde es 1952 ganz abgebrochen, weil es den Verkehr allzu stark behinderte.

Auf dem Vorkriegsphoto ist das Torhaus mit der kleinen Durchfahrt gut zu erkennen. Der Ursprungsbau aus dem 15. Jh. dürfte noch kleiner gewesen sein, weil der offene Bogen des Neubaus berichtenswert erschien.

Hier gibt es Parallelen mit Samoussy: Beide Tore fielen einem Weltkrieg zum Opfer. Wichtiger ist jedoch, dass das Bogentor des französischen Orts vom Aussehen her nicht aus dem 12. Jh. stammen muss, denn solches Mauerwerk ist auch noch viel später hochgezogen worden. Dementsprechend mehr Zeit steht für das ältere Tor von Samoussy zu Verfügung.

Nachspiel

Von der großen Zeit Schmidmühlens zeugen zwei Hammerschlösser. Das sog. Untere Schloss entstand noch in der Gotik, die Ausstattung ist vom italienischen Barock geprägt. Hammerbesitzer Johann Hector von Vischbach

„ließ sich ein Schloss nach Vorbild italienischer Adelspaläste erbauen. Berühmtestes Beispiel für diesen Schlosstypus ist der Mittelbau von Schloss Nymphenburg in München. Phantasievolle Stuckdecken von italienischen Künstlern und Fresken von Hans Georg Asam, dem Vater der Gebrüder Asam, erheben das Schmidmühlner Hammerschloss zu einem der wichtigsten Bauwerke des Landkreises“ [wiki → Schmidmühlen].

Das obere Schloss, heute als Rathaus dienend, stammt in seiner Substanz aus dem 14. Jh. und erhielt um 1600 seine gegenwärtige Form. Die Wände des Rittersaals

„sind mit Fresken geschmückt, die in heiter moralisierender Art der Renaissance Tugenden und Monatsdarstellungen zeigen. Ähnliche Renaissancefresken dieser Güte findet man in Bayern nur noch auf Burg Trausnitz in Landshut“ [ebd.].

Die Wittelsbacher ließen in Landshut ihre Burg Trausnitz ab 1516 im Stil der italienischen Renaissance ausstatten, ab 1536 dann in der Stadt das erste Renaissanceschloss nördlich der Alpen errichten. Oben auf der Trausnitz ist besonders die freskierte Narrentreppe (fertiggestellt 1579) berühmt. Wenn die Schmidmühlner Hammerbesitzer über Jahrhunderte hinweg sogar mit Landesfürsten konkurrieren konnten, warf ihr Gewerbe mehr als beachtliche Gewinne ab.

Erwähnt werden darf in diesem Zusammenhang auch der berühmteste Sohn Schmidmühlens, der Bildhauer Erasmus Grasser (um 1450–1516), der 1480 seine weltberühmten Moriskentänzer für den Festsaal im Alten Rathaus Münchens schnitzte. Insofern schlägt der unbedeutende Markt Schmidmühlen die legendäre Kaiserpfalz Samoussy, was erhaltene Kunst- und Architektur-schätze anbelangt, um Längen.

Literatur

- Fenske, Lutz / Jarnut, Jörg / Wemhoff, Matthias (2001): *Deutsche Königspfalzen · Beiträge zu ihrer historischen und archäologischen Erforschung · Fünfter Band · Splendor palatii. Neue Forschungen zu Paderborn und anderen Pfalzen der Karolingerzeit*; Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen
- Illig, Heribert (2017): Frankreichs frühmittelalterliche Bauten · Eine Tour d’Horizon; *Zeitensprünge* 29 (2) 220-250
- (*2014): *Aachen ohne Karl den Großen · Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Mantis, Gräfelfing
- Popp, Josef (2015): Mehrere Tore sicherten einst den Markt · Mit der Erhebung zum Markt 1270 durfte sich Schmidmühlen befestigen. Die Insellage schützte, aber auch Tore wurden gebaut; *Mittelbayerische.de*, 13. 05.
- Remmler, Bernd (2010): *Spurensuche, die Karolinger · Die verschwundenen Paläste Karls des Großen*; Pro Business, Berlin ·
- Rogeanu, Olivier (2014): Les secrets de Charlemagne dévoilés; *Le Vif*, 18. 06.
- Weise, Georg (1923): *Zwei fränkische Königspfalzen. Bericht über die an den Pfalzen zu Quierzy und Samoussy vorgenommenen Grabungen*; Tübingen
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel

Geschichte und Mythos, Fälschung und Wahrheit (Die Antrittsvorlesung vor 31 Jahren)

Nicholas Brooks

In einer typisch barocken und epigrammatischen Nebenbemerkung erklärte der Komponist Richard Wagner in seinem Essay *Oper und Drama*: „Der Mythos ist Anfang und Ende der Geschichte“, ebenso „Die Tonsprache ist Anfang und Ende der Wortsprache“ und „Das Gefühl ist Anfang und Ende des Verstandes“.* Wagners Maxime zu Gesang und Sprache überlasse ich gern den Antrittsvorlesungen zukünftiger Musik- oder Linguistik-Professoren und den Philosophie- oder sogar den Psychologie-Professoren die Maxime bezüglich Gefühl und Verstehen – das ist der Vorteil einer Antrittsvorlesung bei der immer enger werdenden Spezialisierung in unserem modernen Bildungswesen. Aber ich möchte Wagners Dreiklang insofern weiterverfolgen, als es um Mythos und Geschichte geht. Für die Denker des 19. Jahrhunderts, die Geschichte hauptsächlich als die politische Geschichte von Nationalstaaten oder von entstehenden Nationen verstanden, war es ganz klar, dass die Geschichte mit Mythos ‘begann’: Die Ursprungsgeschichten der germanischen Völker (wie auch der Griechen und Römer) strotzten von Legenden, und die frühe Geschichte könnte man deshalb als Ordnen und Erläutern von Mythen beschreiben.

Für einen Deutschen der Generation nach 1870, als die im 19. Jahrhundert erzählte nationalistische Interpretation der Legende des im Kyffhäuser schlafenden Kaisers Friedrich durch die Einigung Deutschlands bestätigt zu sein schien, mochte es besonders offensichtlich sein, dass der Mythos auch „das Ende der Geschichte“ war. Dies könnte sogar ein Thema für einen Professor der Gegenwartsgeschichte sein, wenn es in Birmingham solch einen Lehrstuhl gäbe. Wo hört die Geschichte auf und beginnt der Mythos (Politik und Journalismus)? Wenn es hier so aussieht, als beleidigte ich Studenten der Politik und Anhänger des edlen journalistischen Berufsstandes, so muss daran erinnert werden, dass wir in einer Gesellschaft leben, in welcher der PR-Mann allmächtig das ‘Image’ (den Fernsehmythos?) der Regierenden sowie der mächtigen Institutionen (und selbst der Universitäten) weißwäscht, und dass wir in einer Gesellschaft leben, in der Politiker, kaum sind sie in den Ruhestand getreten, selbst oder durch Ghostwriter ihre Memoiren auf die langmütigen Leser der Sonntagszeitungen loslassen, wobei sie versuchen, ihr eigenes Image der Geschichte, des Mythos, den sie der Nachwelt hinterlassen wollen, zu verewigen. Man kann also schon sagen, dass Mythos in verschiedenen Bedeutungen „das Ende der Geschichte“ ist.

Aber wenn wir nicht Napoleon Bonapartes ironische und bittere Bemerkung aus seinem Inselexil akzeptieren wollen, „Geschichte ist ein Mythos, den zu glauben sich die Menschen einigen“ (wobei die Ironie besonders beißend ist, da man weiß, dass Napoleon versucht hat, einige seiner eigenen Briefe zu fälschen), dann müssen wir zu dem Schluss kommen, dass die Rolle des Historikers darin besteht, solche Mythen aufzudecken und die Ziele zu erklären, denen zu dienen sie ersonnen wurden – in alter, mittelalterlicher und moderner Zeit. Mythos ist also nicht so sehr „der Anfang und das Ende der Geschichte“, sondern Geschichte ist die Erläuterung und Zerstörung von Mythos. Daher ist entscheidend für die Qualität der Geschichtsschreibung das Geschick des Historikers beim Aufdecken der Beweggründe und der Unterstellungen derjenigen, die ihre Aufzeichnungen für die Nachwelt hinterlassen haben. Aus diesem Grund werde ich mich heute Abend nicht so sehr mit den traditionellen chronologischen Grenzen des Mittelalters befassen, auch nicht mit den traditionellen thematischen Aufteilungen innerhalb der Geschichte (Sozial-, Wirtschafts-, Politik-, Religions-, intellektuelle usw. Geschichte). Ich betrachte lieber die Geschichte als ein ‘nahtloses Gewebe’ und behaupte, dass der Historiker, der sich am meisten seiner Stellung in der gegenwärtigen Gesellschaft und der Faktoren bewusst ist, die das Überleben seiner Evidenz bis zum heutigen Tag bestimmen, wahrscheinlich die aufschlussreichste Geschichte produzieren wird.

In einer für ihn typisch wegweisenden und prägnanten Abhandlung hat mein Vorgänger Ralph Davis darauf aufmerksam gemacht, dass die Normannen (von deren militärischen, politischen und architektonischen Leistungen im 11. und 12. Jahrhundert die Mediävisten, insbesondere die britischen Mediävisten, geschwärmt haben) tatsächlich nur aufgrund der bewussten Fabrikation eines normannischen ‘Mythos’ durch eine Reihe von klösterlichen und kirchlichen Autoren, von Dudo von St. Quentin in den 1020er Jahren bis [Robert] Wace und Benoît de Sainte Maure in den 1160ern und 1170ern, eine identifizierbare Nation waren. Soweit wir das heute überblicken, wurde der Mythos, dass die Normannen tatsächlich „Nordmänner“, d.h. skandinavische Wikinger, waren, erst zu einer Zeit schriftlich niedergelegt, als die markanten skandinavischen Charakteristika der normannischen Herrscherdynastie und Aristokratie (sofern diese überhaupt jemals existierten) völlig verschwunden waren. Die „Normannen“ des 11. und 12. Jahrhunderts waren Christen, nicht Heiden; sie sprachen Französisch, nicht Altnordisch, und sie kämpften als Ritter zu Pferde unter dem sich entwickelnden ritterlichen Kodex Nordfrankreichs, keineswegs zu Fuß mit Rundschild und Axt in der altehrwürdigen Wikingermanier. Die Annahme, dass die Menschen in der Normandie zu dieser Zeit in irgendeinem echten Sinn „Normannen“ waren, erwies sich daher als Mythos.

Doch gab es noch ein bisher vorwiegend ignoriertes Merkmal, mit dem man die Normannen unterscheiden konnte und das aus ihrer skandinavischen Vergangenheit zu stammen scheint. Ich meine natürlich die normannische Haartracht! Wenn wir der Evidenz des Wandteppichs von Bayeux trauen können (was wir hier doch sicher dürfen), so hatten nicht nur die normannischen aristokratischen Ritter, sondern sogar die normannischen Diener und Pferdeknechte eine unverwechselbare Haartracht, die man sonst nirgends im christlichen Westen fand: Normannische Männer hatten den Hinterkopf total geschoren – alles Haar hinter einer Linie von Ohr zu Ohr über den Scheitel. Vor dieser Linie, auf dem Vorderkopf, ließ man das Haar lang wachsen. Durch die Annahme dieser grotesken Haartracht – die jedenfalls für moderne Augen grotesk erschien, bis wir uns seit kurzer Zeit an die Selbstverstümmelung der ‘Skinheads’ oder die vielfarbigen Kakadu-Frisuren der ‘Punks’ gewöhnt hatten – verkündeten die Normannen tatsächlich ihre skandinavischen ‘Wurzeln’. So schrieb zu Beginn des 11. Jahrhunderts ein englischer Schreiber einen Brief in altenglischer Sprache, in dem er seinen „Bruder“ Edward tadelte: „indem du die englischen Bräuche aufgibst, denen deine Väter folgten, und die Bräuche der heidnischen Männer liebst, die dir das Leben missgönnen [... zeigst du,] dass du deine Rasse und deine Vorfahren verachtest, da du dich zu deren Kränkung auf dänische Weise anziehst, mit *nacktem Nacken* und *geblendeten Augen* [...] Ich werde nichts Weiteres über diese schandhafte Mode sagen [...] außer, dass derjenige verflucht sein wird, der in seinem Leben heidnischen Bräuchen folgt und seine eigene Rasse entehrt.“

Wir müssen also anerkennen, dass die Normannen eine bewusste Aussage über ihre Herkunft machten, wie unecht sie auch immer sein mochte, wenn sie „dänische“ oder eigentlich Wikinger-Haartracht trugen. Eltern heutiger Teenager sind sich der Gefahr bewusst, dass der soziale Druck der gleichaltrigen Freunde wichtiger sein kann als die Familie, und dass die Frisur ein besonders wirksames Symbol der Zugehörigkeit ist, ein Mittel, um die Mitgliedschaft in einer bestimmten Gemeinschaft zu demonstrieren. Die mittelalterliche Welt, wie die alten und primitiven Gesellschaften auch heute noch auf der ganzen Welt, wusste dies sehr wohl.

Daher werden die Köpfe von Sklaven (wie auch von Mädchen, die mit dem Feind kollaborierten), völlig geschoren, daher werden die Köpfe von Mönchen großenteils geschoren („Sklaven Gottes“), und deshalb ist das Haar freier Männer und Frauen lang, das der königswürdigen Merowinger-Fürsten ganz besonders lang. Die Normannen (wie alle Völker Nordfrankreichs) waren in Wirklichkeit eine Mischrasse aus keltischen, romanischen und germanischen Elementen. Aber da sie den nationalen Mythos ihres normannischen Ursprungs kundtun und ihn durch ihre äußerst markante ‘Nordmänner’-

Haartracht bekräftigen wollten, ist es nicht überraschend, dass sie und ihre Nachbarn ihre Besonderheit bald akzeptierten.

Mindestens eineinhalb Jahrhunderte lang genossen die Normannen einen erfolgreichen nationalen Mythos, obwohl sie bereits lange vor dem Ende des 11. Jahrhunderts die Haartracht zugunsten von 'weibischem' langem Haar aufgegeben hatten. Aber was ist mit den Engländern? Hatten sie keinen nationalen Mythos? Obwohl die Diskussion des englischen Ursprungs nicht mit den Begriffen von Dr. Davis formuliert wurde, wurde vor kurzem kraftvoll argumentiert, dass die Idee eines einzigen englischen Volkes (*gens*) ein praktischer und starker „Mythos“ sei, der von der frühmittelalterlichen Kirche den politisch zersplitterten Angelsachsen aufgezwungen wurde – zunächst von Papst Gregor I., dann von der Kirche von Canterbury, und am einflussreichsten von Beda*, dem Mönch und Geschichtsschreiber aus Northumberland.

Bedas *Kirchengeschichte des englischen Volkes (gentis)* war daher nicht nur eine Meisterleistung der Forschung und Organisation, die sofortige und verdiente Beliebtheit erlangte; sie gab auch allen angelsächsischen Völkern einen Anteil an der 'englischen' Geschichte und lieferte anderen Völkern ein einflussreiches Vorbild für ihre nationale Geschichte. Ich muss jedoch bekennen, dass ich meine Zweifel hege, wie weit diese Beweisführung verfolgt werden sollte, und ob Mythos und geschichtliche Realität hier noch entflochten werden müssen. Ein Teil des Problems liegt in *unserer* Unfähigkeit zu entscheiden, ob wir das einzelne lateinische Wort *Angli* als „die Angeln“ oder „die Engländer“ übersetzen sollen. Manchmal denke ich perverserweise, es würde uns helfen, wenn wir es vermeiden könnten, die frühmittelalterliche Geschichte vom Standpunkt unserer modernen, nationalistischen Vorurteile zu sehen, wenn wir Bedas großes Werk als die *Kirchengeschichte des englischen Volkes* betrachteten. Diese Version von Bedas Titel würde es klarer machen, dass dies das Werk eines Angeln aus Northumberland war; es könnte auch helfen, die äußerste Unsicherheit anderer früher Autoren zu erklären, ob sie über Angeln oder Sachsen schrieben. Wir wären dann vielleicht weniger überrascht, dass die westlichen und nördlichen Nachbarn der sogenannten „Angeln“ in Mercia und Northumberland sie einheitlich als „Sachsen“ betrachteten (und sie heißen bis heute „Sassenachs“); andererseits betrachtete jenseits des Ärmelkanals Papst Gregor I. die „sächsischen“ oder „jütischen“ Bewohner Südens als „Angli“.

Da die Archäologen keinen praktischen Weg gefunden haben, die Angeln in England von den Sachsen zu unterscheiden, trotz der vielen gedruckten Texte, die diesem Thema gewidmet sind, scheint es mir gewagt anzunehmen, dass die Kirche für ihre eigenen Zwecke den Mythos einer einzigen englischen *gens* auf eine andere Ethnie übertragen habe. Im Gegenteil waren es vermutlich die Kriegerkönige und Dynastien des 6., 7. und 8. Jahrhunderts,

die ihre eigenen Mythen aufzwingen, indem sie behaupteten, ihre Völker seien eindeutig Angeln oder Sachsen oder Jüten, während dies tatsächlich nur auf ihre eigenen Herrscher zutraf. Die Verwirrung unter den englischen Quellen mag eher die Tatsache widerspiegeln, dass die Angelsachsen von Anfang an eine mehr oder weniger einförmige Mischrasse waren; viele der wichtigen sprachlichen, materiellen und ethnischen Unterschiede entwickelten sich erst lange nach der Niederlassung in Britannien. Wenn dem so ist, müssen wir sehr vorsichtig sein beim Feststellen, welche Mythen erklärt werden müssen.

Auch die Mythen anderer Völker hatten schwankende Geschichten. Es ist schwierig festzustellen, was die ursprüngliche Funktion des Mythos vom schlafenden Kaiser Friedrich im Kyffhäuser war. Im 15. und frühen 16. Jahrhundert ging man davon aus, dass der Kaiser zurückkehren würde, um eine korrupte Kirche zu reformieren und in die Schranken zu weisen. Dies war vielleicht nicht die erste Form des Mythos; es ist tatsächlich ein weiter Weg von dort zur Annahme des 19. Jahrhunderts, dass der fragliche Kaiser überhaupt Friedrich Barbarossa war und dass er erwachen, das deutsche *Volk* [im Original auf deutsch] vereinigen und wieder ein deutsches Reich schaffen würde. Es ist eine Charakteristik mancher Mythen, dass sie unendlich anpassbar sind. Mitte der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts, als die deutsche Wiedervereinigung und der deutsche Nationalismus ungeliebte Themen waren, schien Friedrich allerdings in seinem ostdeutschen Berg sehr tief zu schlafen, anscheinend begraben unter Mythen erheblich jüngerer Datums, die von der Regierung gesteuert wurden.

Im Gegensatz dazu weiß man, dass die Legenden von König Artus von Britannien sich bereits im 12. Jahrhundert enormer Beliebtheit erfreuten, besonders seit Geoffrey von Monmouth sie als ernsthafte Geschichte verkleidet hatte, was William von Malmesbury als „Liedchen, die von den Briten geträllert werden“ abgetan hatte. Geoffreys *Geschichte der Könige von Britannien* ist eine brillant erdachte Neuschöpfung aus Mythos, Gesang und kompletter Erfindung, die als ehrliche Geschichte daherkommt. Aber ihre Wirkung bestand nicht darin, einen Glauben der Briten zu stärken, dass sie wieder auferstehen und die Sachsen unter der Führung eines neuen Artus vertreiben würden, der sich dank seiner Heilung auf der Insel Avalon erholt hatte.

Als britischer nationaler Mythos hat er versagt angesichts der Realitäten der politischen Uneinigkeit und der relativen Armut der britischen und bretonischen Fürstentümer. Die phänomenale Beliebtheit von Geoffreys *Historia* und der Gesänge des Artus-Kreises war ein Spiegelbild nicht ihres Erfolges als nationaler Mythos, sondern als internationaler oder Klassenmythos. Die Mythen von König Artus wurden zur Literatur der Ritterklasse in der Romanisch und Germanisch sprechenden Welt, und – was auch immer Geoffreys

Absicht gewesen sein mag – dieser Mythos wurde in Höfen und adligen Häusern sowohl in England als auch in *la douce France* akzeptiert, sowie jenseits der Alpen und des Rheins, gerade weil seine politische Botschaft entschärft war.

Es ist leicht, eine herablassende Haltung gegenüber den haarsträubenderen Mythen einzunehmen, die wir im Frühmittelalter finden – beispielsweise hat Fredegar im 7. Jahrhundert die Legenden des alten Troia verwendet, um für die Franken eine mythische Vorgeschichte zu schaffen, oder Cäsar wurde in die Genealogie eines Herrschers in East Anglia im 8. Jahrhundert aufgenommen, oder es wurde behauptet, alle Königshäuser im 8. Jahrhundert in England stammten von dem mythischen Kriegsgott Wotan ab. Wir mögen unsere Geschichte gut genug kennen, um solche Absurditäten zurückzuweisen, aber wir müssen anerkennen, dass neue oder junge Nationen unserer Tage noch immer Mythen für nötig befinden, die die Gegenwart rechtfertigen. Vermögen wie noch nie zuvor werden heute von denen gemacht, die eine Geschichte für das amerikanische Volk vor Christoph Kolumbus erfinden, wobei sie noch weniger materielle Evidenz haben als Geoffrey von Monmouth. Obwohl es heute in der Gelehrtenwelt bekannt ist, dass der Runenstein von Kensington* und die Vinland-Karte* Fälschungen sind, wächst die Geschwindigkeit der 'Entdeckung' angeblicher Runen-Inschriften in den USA und der angeblichen Entzifferung von nicht vorhandenen Runen Jahr für Jahr und dehnt sich immer weiter über den nordamerikanischen Kontinent aus.

Nicht zufrieden mit der Entwicklung eines Wikinger-Mythos für die Amerikaner sind – obwohl sie keinerlei philologische oder epigraphische Kompetenz besitzen – „Professor“ B. Fell* und seine Genossen weitergegangen und haben Inschriften in Ogam, Punisch und Hieroglyphen in beiden amerikanischen Kontinenten 'entdeckt' und damit völlig mythische keltische, karthagische und ägyptische Siedler zur proto-amerikanischen Mischung hinzugefügt.

Der irre Rand der Archäologie und der Geschichte ist reich bestückt und es ist von dort nur ein kurzer Schritt zu Besuchen von außerirdischen Wesen von anderen Galaxien, wie sie Erich von Däniken und andere seines Schlages verfochten haben. Wir sollten auch nicht annehmen, dass nur die Amerikaner einen unstillbaren Durst nach Mythen haben. Am letzten Sonntag erschien im *Observer*-Magazin eine ganzseitige Anzeige für ein Buch mit dem Titel *Hat die Jungfrau Maria in England gelebt und ist sie dort gestorben?* Mit kühnem Wunschdenken behauptet der Autor, er sei Millionär und Autor zahlreicher Bücher über Geschäftspsychologie. Er nennt sich *Victor Dunstan**, womit er eine Verbindung zum größten Abt von Glastonbury schafft. In einer Reihe unwahrscheinlicher Behauptungen, dass die Verwandten der Mutter Jesu in „England“ gelebt haben (das damals noch gar nicht existierte), stützt er sich auf alte Manuskripte und unveröffentlichte Dokumente in verschiede-

nen englischen und kontinentalen Bibliotheken. Soweit man dies aus dieser Anzeige erkennen kann – ein großartiges Thema für ein Seminar im ersten Jahr eines Kurses über „Prinzipien und Methoden“ – beruht dieses Beispiel dieser Art vorwiegend auf den „Glastonbury-Legenden“*, die im 12. und 13. Jahrhundert erfunden wurden, als die Notwendigkeit des größten Klosters in England, sich als Hauptzentrum für Pilgerfahrten zu entwickeln, zu immer unglaublicheren Behauptungen für das Alter seiner Beziehung zum Christentum führte. Aber die mittelalterlichen Mythos-Erfinder in Glastonbury kannten und respektierten wenigstens ihre Bibel, im Gegensatz zu Herrn Dunstan. Die menschliche Leichtgläubigkeit nimmt zu verschiedenen Zeiten eben verschiedene Formen an. Das Geschick der Mythen-Erfinder besteht darin, den Mythos den Wünschen und Normen der Zeit so eng anzupassen, dass er angenommen wird, wie unwahrscheinlich er auch immer sein mag. *Mundus vult decipi, ergo decipiatur* – die Welt will betrogen sein, also soll sie betrogen werden.

Ich habe beiläufig den Runenstein von Kensington und die Vinland-Karte erwähnt, zwei Fälschungen, die eine wichtige Rolle bei der Stärkung der Idee gespielt haben, Amerika sei lange vor Kolumbus von westeuropäischen Völkern besiedelt worden. Hier gehen wir nun zur Fälschung über und stellen fest, dass sie am wirksamsten ist, wenn sie im Dienste eines mächtigen Mythos steht.

Unter den archäologischen Fälschungen der letzten hundert Jahre war die dramatische „Entdeckung“ und Rekonstruktion des sog. „Piltdown-Menschen“ (*Eonathropus Dawsoni*) zwischen 1908 und 1913 bei weitem die erfolgreichste; er schien das fehlende Bindeglied zwischen Affen und Mensch zu sein, nach dem Paläontologen seit Darwins *Über die Entstehung der Arten* (1859) und *Die Abstammung des Menschen* (1891) gesucht haben. Ohne den intellektuellen Aufruhr, den Darwin hervorgerufen hat und der zwei Generationen englischer Gentlemen der Zeitalter Viktorias und Edwards VII. in eifrige Fossiliensammler, Geologen und Archäologen verwandelt hat, wäre der „Piltdown-Mensch“ unvorstellbar gewesen. Erst 1953, als die Mode des Fossiliensammelns in Großbritannien abgeflaut war und die führenden Beteiligten (sowohl der Täuscher als auch die Getäuschten) schon lang im Grab lagen, haben drei Wissenschaftler ihre Kompetenzen zusammengelegt und bei einer Reihe von Untersuchungen zusammengearbeitet, die schnell die betrügerische Zusammenstellung eines halbversteinerten menschlichen Schädels mit einem künstlich gefärbten und erhärteten Orang-Utan-Kiefer, dessen ausgeprägteste Charakteristiken entfernt worden waren, ans Licht brachten. Erst 1955, in J.S. Weiners populärwissenschaftlicher Darstellung, zeigte der Finger des Verdachtetes zaghaft auf Charles Dawson*, den geachteten Rechtsan-

walt und interdisziplinären Altertumsgelehrten, der aufgrund einer erstaunlichen Reihe von Entdeckungen, an denen er beteiligt war, der „Zauberer von Sussex“ genannt wurde. Selbst dann blieben noch Zweifel, und es wurde angedeutet, Dawson sei ein unschuldiger Enthusiast, der von seinem Kollegen – dem bisher untadeligen Sam Woodhead, Schulmeister und öffentlicher Lebensmittelanalytiker in Brighton – getäuscht worden war.

Wenn neue Theorien vorgestellt werden sollen, sollte man zu Vorsicht raten. Doch muss ich gestehen, dass mir die Vorveröffentlichung des Versuchs, Dawson freizusprechen, äußerst wenig überzeugend vorkommt. Es war Dawson, der die Kiesschicht bei dem Straßenbau neben der Straße nach Pilt-down als mögliche fossilhaltige Schicht identifizierte, und der 1908 die Straßenarbeiter ersuchte, nach Fossilien Ausschau zu halten. Es war Dawson, der dann die zerbrochenen Schädelfragmente sammelte, als sie auch tatsächlich auftauchten, und der behauptete, dass die Schicht dem Pleistozän oder dem Pliozän entstamme. Es war Dawson, der den Kieferknochen fand, und es war er, der den gelehrten Paläontologen Arthur Smith Woodward und den jungen Teilhard de Chardin in die Ausgrabungen involvierte, wo sie weitere wichtige Fragmente fanden, und der Woodward dafür begeisterte, die Rekonstruktion des Kopfes des Pilt-down-Menschen herzustellen und den Fund gemeinsam mit ihm zu veröffentlichen. Dies beweist seine Schuld nicht – lediglich, dass er die Gelegenheit hatte. Wir sollten auch der Tatsache, dass Dawson in den archäologischen und geologischen Kreisen von ganz Sussex misstraut wurde, nicht zu viel Aufmerksamkeit schenken. *Odium academicum* für den anscheinend erfolgreichen Amateur ist auch heute nicht unbekannt. Dawson war sicherlich ein angesehener Geologe und ein zu Recht berühmter Fossilien-sammler, obwohl heute langsam Zweifel über einige seiner ‘Entdeckungen’ geäußert werden. Auch sollten wir Dawson nicht unbedingt verurteilen, weil er selbst unter den Maßstäben seiner Zeit ein schlechter Archäologe war, dessen chaotische Ausgrabungen in der Höhle von Lavant (1893) neolithische Feuersteine, römische Funde und mittelalterliche Holzsigel hervorbrachten (oder angeblich hervorbrachten), aber nie veröffentlicht wurden. Wir sollten Dawson auch nicht verurteilen, weil er in seinem eigenen Namen eine *Geschichte des Schlosses in Hastings* verlegte, die zum Teil wortwörtlich ein unveröffentlichtes Manuskript des Altertumsforschers William Herbert kopiert, und wir sollten auch nicht beunruhigt sein, wenn sein Bericht über die Eisenindustrie in Wealdon für seine Ausstellung von 1903 sich (wie viele Ausstellungskataloge) als hastig geschriebene Arbeit aus zweiter Hand herausstellt. Hastige Gelehrte mit zu vielen Eisen im Feuer sind nicht unbedingt Fälscher!

Zwei Dinge verurteilen Dawson in meinen Augen. Erstens war er nicht nur mit dem Pilt-down-Menschen, sondern auch mit einer erstaunlichen Reihe

von 'Entdeckungen' zwischen 1893 und 1913 verknüpft. Einige wurden von anderen aufgrund von Material, das Dawson zur Verfügung stellte, veröffentlicht, einige wurden von Dawson veröffentlicht, aber es hieß, sie seien von anderen entdeckt worden, die in der Zwischenzeit gestorben seien. Von mehreren hieß es, sie seien kurz nach der Entdeckung zerfallen, aber nicht ehe sie von Dawson oder ihrem Entdecker doch noch gezeichnet werden konnten. Alle sind seltsam, mehrere sind unglaublich, und nicht weniger als vier wurden von unabhängigen Personen als Fälschungen ausgewiesen.

1893 stellte Dawson eine angeblich römische Gusseisenfigur zur Schau, die vermeintlich 20 Jahre früher zusammen mit Münzen Hadrians gefunden wurde; damals wurde sie verworfen, wohl ein Guss aus dem 19. Jahrhundert. 1894 veröffentlichte er über ein Boot, das nach Stürmen an der Küste von Sussex freigelegt worden sein soll. Dieses außerordentliche Boot, so behauptete Dawson kühn, sei eine „Zwischenform“ zwischen einem britischen „Coracle“ [ein Boot aus einem mit Leder bezogenen Holzgerippe] und einem Wikinger-Langschiff, aber es sei, kurz nachdem er es gezeichnet hatte, zerfallen. Im gleichen Jahr veröffentlichte er eine neolithische Axt mit einem verkohlten und verzierten Holzgriff, der noch intakt war, aber auch dieser war praktisch zerfallen, nachdem er ihn gezeichnet hatte.

Dawsons Interesse an Eisenarbeiten aus Sussex führte dazu, dass er um die Jahrhundertwende die Uhr des Eisenwerks von Ashburnham erwarb, die an einem gewissen Punkt ihrer Geschichte ein graviertes Zifferblatt erhielt, von dem man heute weiß, dass es eine anachronistische Fälschung ist, keine Darstellung bemerkenswert früher Eisentechnik. 1906 war er an der Entdeckung gefälschter 'römischer' Ziegel und Backsteine beteiligt, die in die Ausgrabung der römischen Strandbefestigung gegen die Sachsen bei Pevensey eingeschleust wurden und eingestempelte Inschriften mit dem Namen des Kaisers Honorius trugen. Ein angeblich normannischer Sporn, von dem man heute denkt, dass er nichts dergleichen ist, und ein bemerkenswerter versteinertes Fisch, von dem behauptet wurde, er sei eine „Kreuzung“ zwischen einem Karpfen und einem Goldfisch, folgte 1909, und eine angebliche Karte der Schmiede von Maresfield aus dem 18. Jahrhundert (die aber eine Fälschung ist) kam 1911.

In dieser kumulativ unglaublichen Liste finden wir Muster, die auch beim Piltdown-Menschen vorkommen: ein Interesse für Fortschritte in der Evolution oder der Technik, eine erste Entdeckung durch 'Arbeiter', einen 'Schäfer', 'Fischer' oder dergleichen, das Erkennen durch Dawson, die Hinzuziehung bekannter Gelehrter bei der endgültigen Entdeckung oder Veröffentlichung, und die Einschleusung gefälschter Evidenz in die Ausgrabungsstätten. Wenn Dawson beim Piltdown-Menschen 1911/12 tatsächlich wirklich hinter

Licht geführt wurde, dann müssen wir auch annehmen, dass erfahrene Fälscher ihn in den vorangegangenen zwanzig Jahren betrogen haben.

Das zweite Stück Beweismaterial, das zur Überführung ausreicht, befindet sich in der Arbeit Dawson, wo ich ihm das erste Mal begegnet bin. 1907 veröffentlichte Dawson einen Artikel über die Restaurierung des Wandteppichs von Bayeux. Dawson hatte hier ein äußerst wichtiges Problem aufgedeckt: Wie stellen wir die heutige Richtigkeit des Wandteppichs fest, wenn er nicht mit den frühesten Stichen (aus dem 18. Jahrhundert) übereinstimmt? Dawsons Lösung – er beschuldigte den auf antike Themen spezialisierten Künstler [Charles Alfred] Stothard und die Restauratoren von 1842, die seinen Entwürfen folgten, der betrügerischen Fälschung – stellt sich als völlig unannehmbar heraus, wenn man die frühesten Stiche und die Zeichnungen aus dem 19. Jahrhundert mit dem Wandteppich selbst vergleicht. Immer wieder zeigt es sich, dass die Stiche aus dem 18. Jahrhundert im Vergleich zu den nicht restaurierten Teilen des Wandteppichs richtig sind. Immer wieder bestätigt eingehender Vergleich die gelehrte Richtigkeit Stothards. Dawson hatte nicht den Vorteil der jüngsten hervorragenden Farb reproduktionen des Wandteppichs, aber in seinem Artikel sehen wir die Mentalität des zwanghaften Fälschers, der Anschuldigungen vorbringt, weil sein Verstand genau so funktioniert.

Das Klima eines gelehrten Gentleman und öffentlichen Ruhmes, das Dawson noch lang nach seinem Tod 1916 vor Enthüllung bewahrte, trotz der Missgunst Einzelner und der Verdächtigungen der örtlichen Gelehrten, hat eine fast genaue Parallele im Werdegang von Dawsons jüngerem Zeitgenossen, *Sir Edmund Backhouse**, wie man auch viele ihrer Arbeitsmethoden vergleichen kann. Backhouse war ein brillanter Orientalist und Sprachforscher und ein erstaunlicher Scharlatan. So wie Dawson ein äußerst großzügiger Gönner von Museen war, so machte Backhouse die *Bodleian Library* in Oxford zur reichsten Sammlung chinesischer Manuskripte und gedruckter Bücher (ganz zu schweigen von Fälschungen) in Westeuropa. Wie Dawson prangerte Backhouse die von anderen Sinologen veröffentlichten Fälschungen an. Wie Dawson ließ Backhouse seine aufwendigste und erfolgreichste Fälschung nicht nur in seinem eigenen Namen, sondern auch in dem eines geachteten Journalisten, J.O.P. Bland, veröffentlichen – nämlich das Tagebuch des chinesischen Höflings Ching-San, das die Hauptquelle von Bland und Backhouses *China unter der Kaiserwitwe* (1910) wurde. Wie Dawson beging Backhouse eine ständig anwachsende Reihe von Schwindeln – falsche Schiffbauverträge für die vielgeplagte Firma *John Brown & Co.* von Clydeside, erfundene und riesige Waffengeschäfte als Geheimagent der britischen Regierung im Ersten Weltkrieg, falsche Währungsgeschäfte für die *American Bank Note Company* und so weiter und so fort. Die von ihm Betrogenen waren so

beschämt, dass er nie öffentlich angeprangert wurde. Er wurde tatsächlich erst entlarvt, als das Manuskript seiner Memoiren – voller glaubwürdiger, aber übertriebener Sex-Abenteuer mit den literarischen Figuren seiner Jugend – in die skeptischen Hände des „Regius Professors“ für Moderne Geschichte an der Universität Oxford zur sicheren Überbringung an die *Bodleian Library* gelangte. Dieser, Hugh Trevor Roper (später Lord Dacre) konnte kein einziges chinesisches Zeichen lesen, aber er konnte aus den Unterlagen derjenigen, die Backhouse kannten und unter seinen betrügerischen Machenschaften gelitten hatten, ein erstaunlich verurteilendes Bild zusammenstellen.

Ähnliche Lehren kann man aus den Werdegängen anderer verbogener und erfolgloser Fast-Genies ziehen, die auch auf Gebieten tätig waren, wo das öffentliche Interesse groß, aber die Expertise sehr selten war. Hier kann man den Kunstfälscher [Han] van Meegeren und seine falschen Vermeers nennen, oder Tom Keating und seine Samuel Palmers, oder Thomas Wise, Büchersammler und Bücherdieb sowie zwanghafter Fälscher von ‚Erstausgaben‘ englischer Dichter; oder den großen Fälscher klassischer Texte und Inschriften, François Lenormant*; und es entbehrt nicht der Ironie, dass ausgerechnet Trevor-Roper*, der brillante Enthüller von Backhouses toller Karriere endloser Betrügereien, vor kurzem seinen vorsichtigen Segen zur Veröffentlichung der gefälschten *Tagebücher Adolf Hitlers* gegeben hat. Wer von uns würde nicht ebenso leichtgläubig sein unter dem Druck und den Versuchungen von Fernsehen und auf Gebieten jenseits unserer wahren Kompetenz?

Für den modernen Historiker ist die Fälschung von Urkunden oder Texten eine seltene Erscheinung unter der riesigen Masse überlebender archivalischer und erzählerischer Aufzeichnungen; wenn einmal eine Fälschung entdeckt wird, so vermute ich, dass sie eine vergnügliche Abweichung auf ungewöhnliche Pfade bringt. Für Mediävisten, oder richtiger für die Frühmediävisten, sind Fälschungen ein ewig gegenwärtiges Problem, das einen hohen Anteil der bestehenden Evidenz betrifft. So hat beispielsweise der große deutsche Erforscher der Diplomatie, Harry Bresslau, darauf hingewiesen, dass mehr als 50 Prozent der bestehenden Urkunden mit den Namen der fränkischen Merowingerkönige (das sind die aus dem 7. und 8. Jahrhundert) tatsächlich Fälschungen sind. In England hat Dr. Clanchy die Aufmerksamkeit auf die Tatsache gelenkt, dass von den Erlassen und Urkunden, die dem Herrscher Edward dem Bekenner aus dem 11. Jahrhundert zugeschrieben werden, kaum 40 Prozent allgemein als echt akzeptiert werden. Natürlich wurden bestimmte Könige und Päpste von den Fälschern besonders bevorzugt (und Edward war einer von ihnen), aber es ist auch allgemein wahr: Je älter eine mittelalterliche Urkunde zu sein behauptet, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie gefälscht ist. Das kommt nicht daher, dass Alter an sich eine

wünschenswerte Eigenschaft war, sondern dass im Mittelalter nur wenige Leute wussten (oder beweisen konnten), wie ein frühes Dokument auszusehen hatte. Die Gefahr der Entlarvung war daher umso kleiner, je älter es zu sein vorgab.

Das Schema des Vorkommens der mittelalterlichen Fälschungen ist in den letzten Jahren von britischen und kontinentaleuropäischen Gelehrten eingehend untersucht worden und man ist sich weitgehend einig, dass man zwar verschiedene Arten von Fälschungen in jedem Jahrhundert des Mittelalters findet, dass aber das Schema nicht gleichförmig ist. Ein kurzer, aber dramatischer Höhepunkt wird mit einer Gruppe erstaunlicher Fälschungen im neunten Jahrhundert erreicht: die Konstantinische Schenkung (wie wir sie nun nennen) wurde von einem Johannes dem Diakon mit dem Beinamen „mit den verstümmelten Fingern“ gefälscht, um die Unabhängigkeit und die anwachsenden Gebietsansprüche des Papsttums zu unterstützen; oder die „Pseudo-Isidorischen Dekretalen“, eine Sammlung erfundener päpstlicher Urkunden, die in einem nordfranzösischen bischöflichen Zentrum (Reims?) hergestellt wurden; oder die große Reihe vielfältiger Texte und Urkunden, die in Le Mans fabriziert wurden, um die Gebietsansprüche seiner Bischöfe zu unterstützen. Aber man ist sich einig, dass das große Zeitalter der Fälschungen zwischen dem späten 11. und dem späten 12. Jahrhundert lag.

Morey und Brooke schrieben über diese Zeit: „Ehrbare Männer und ehrbare Gemeinschaften fälschten, wie sie noch nie vorher gefälscht hatten und danach auch nie wieder fälschen sollten.“ Das Phänomen ist über ganz Europa verbreitet, nicht auf irgendein Königreich, eine Provinz oder Region begrenzt. Es ist zweifellos ein Spiegelbild der anwachsenden Verwendung schriftlicher Aufzeichnungen und daher des wachsenden Bewusstseins der Unzulänglichkeit der bereits vorhandenen Akten. Das enorme Anwachsen in der Möglichkeit von Schulbildung auf allen Ebenen in Westeuropa im 12. Jahrhundert und das daraus entstehende Anwachsen der Fähigkeit zu lesen und zu schreiben sowie die Entwicklung in der Einrichtung von Archiven sind alle, wie Clanchy uns gelehrt hat, ein wesentlicher Bestandteil einer großen Umformung in der mittelalterlichen Geschichte: die schrittweise Umstellung von einem hauptsächlichlichen Verlass auf das menschliche Gedächtnis auf einen hauptsächlichlichen Verlass auf schriftliche Unterlagen. Zuerst gab diese Entwicklung der Fälschung einen großen Schub, da Kirchen feststellten, dass ihre Urkunden nicht länger den Anforderungen einer neuen Zeit genügten, und sie sich zu liefern bemühten, was nicht vorhanden war. Aber auf lange Sicht enthielt die Renaissance des 12. Jahrhunderts bereits den Samen für den Niedergang der Fälscherei. Als Regierungen und Höfe sich mehr an die Verwendung schriftlicher Zeugnisse gewöhnten, erfanden sie Mittel, Dokumente schwieriger fälschbar zu machen; später stellten sie sicher, dass von erzielten Einigun-

gen und ausgestellten Urkunden ein Register geführt wurde. Natürlich waren Beamtenapparate keineswegs immer effizient, wenn es um das Auffinden spezieller Urkunden in ihren Registern ging; aber die bloße Tatsache, dass bekannterweise derartige Register existierten, machte es weniger einfach, Urkunden zu fälschen. Der Strom der Fälschungen von Urkunden spiegelt also die weitgehenden Entwicklungen in der Kulturgeschichte Europas wider. Es ist klar, dass das neue „Zeitalter der Regierungsregister“ – das in England, Frankreich und dem päpstlichen Hof zu Beginn des 13. Jahrhunderts oder etwas davor beginnt – das Ende des großen Zeitalters der Fälschungen darstellte, oder bestimmte Wege für die Fälscher wenigstens teilweise verschloss.

Wenn wir uns vom breiten Bild mittelalterlicher Fälschungen zu den einzelnen Fälschern wenden, dann begegnen wir sofort einem großen Kontrast zu den Fälschern der Neuzeit. Mittelalterliche Fälscher – soweit wir etwas über sie wissen – waren keine kauzigen intellektuellen Außenseiter, die besonders empfindlich waren. Es gab im Mittelalter einige professionelle Fälscher, und es gab auch Falschmünzer, die den normalerweise gesichtslosen Fälschern von Geldscheinen und Kreditkarten unserer Tage entsprachen. Aber Falschmünzerei war ein schweres Verbrechen, sowohl im weltlichen als auch im kirchlichen Recht, und für Laien sehr gefährlich. Bei seinem Weihnachtshof 1124 ließ Heinrich I. alle Münzmeister Englands zusammenrufen und ließ sie dadurch verstümmeln, dass er ihre rechte Hand abschlugen und sie kastrieren ließ – eine radikale Methode, seinen Zorn zum Ausdruck zu bringen –, weil viele von ihnen Münzen gefälscht oder entwertet hatten. Damit verhängte er eine Strafe, die auf die römische Gesetzgebung bezüglich Fälschung von Goldmünzen und auf die Gesetze der langobardischen Könige Italiens aus dem 7. und 8. Jahrhundert zurückging; aber Fälscher, die einem Orden angehörten, entgingen der Verstümmelung aufgrund ihres geistlichen Standes. Sie wurden lediglich ihres Amtes enthoben und aus ihrem Orden entfernt.

Gregor von Tours berichtet, wie Bischof Ägidius von Reims abgesetzt wurde, als durch den Rechtsvertreter dargelegt wurde, dass die Urkunden, die er einem Hof von Bischöfen in Metz vorgelegt hatte, Fälschungen waren. Wenn Fälschung damals ein schweres Verbrechen war, so ist es für den heutigen Gelehrten schwierig, nicht schockiert zu sein, wenn er versteht, dass die überwiegende Mehrzahl mittelalterlicher Fälschungen von oder im Auftrag von Mönchen gemacht wurden. Es erweist sich, dass es unter den „Dienern Gottes“ einen erheblichen Anteil von Meisterverbrechern gab. Wir können unseren Schock mildern, indem wir darauf hinweisen, dass klösterliche Archive aus dem 12. Jahrhundert um einiges besser überlebt haben als bischöfliche Rechtsurkunden, von weltlichen gar nicht erst zu sprechen. Aber wir sollten vorsichtig sein, ehe wir aus dem starken Anwachsen von Fälschun-

gen im 12. Jahrhundert darauf schließen, dass sie nicht ernstgenommen wurden, dass jeder wusste, dass es vorkam und man sich einig war, dass man ein Auge zudrücken sollte. Deutsche Wissenschaftler haben die Ansicht vertreten, dass mittelalterliche Fälscher die Absicht hatten, mit ihrer Arbeit Gottes Plan auf Erden durchzuführen und die Dinge in ihrer richtigen Ordnung einzurichten oder wiederherzustellen. Fälschung war nach [Horst] Fuhrmanns Ansicht eine Bemühung, Ordnung herzustellen, und das, was als die Wahrheit und die Gerechtigkeit angesehen wurde, zu schützen und durchzusetzen. Aber wenn man versucht, den Fälscher und seine Selbsttäuschung zu verstehen, besteht doch sicherlich die Gefahr, dass wir das Ausmaß der von ihm verübten Täuschung herunterspielen.

Dass die meisten mönchischen Fälscher zur Verherrlichung und Verteidigung ihres eigenen Ordens oder ihres eigenen Klosters und nicht zum direkten persönlichen Vorteil arbeiteten, ist klar. Der Mönch Guerno, dessen Geständnis auf dem Sterbebett irgendwann zwischen 1119 und 1131 aufdeckte, dass er Urkunden für die Klöster St. Médard in Soissons, St. Ouen in Rouen und auch für St. Augustin in Canterbury gefälscht hatte, gestand auch, dass er für seine Arbeit einige kostbare Schmuckstücke erhalten und sie bis zu seinem Ende in St. Médard aufbewahrt hatte. Doch ist es schwierig, diese Schmuckstücke – selbst in der gemeinschaftlichen Welt des Benediktinerklosters – in irgendeiner Weise als ‘Bezahlung’ für seine Arbeit zu betrachten. Außerdem stellte sich heraus, dass ein sehr hoher Anteil der mittelalterlichen Fälscher, die identifiziert wurden, aus den allerhöchsten Reihen der kirchlichen und mönchischen Gesellschaft kam. Dies waren keine Männer, die private Gewinne machen mussten, um ihre Karriere voranzubringen. Prof. [Henry A.] Cronne zeigte, dass Robert de Sigillo („mit dem Siegel“), der Heinrichs I. Kanzlei vorstand und sein Siegel bewahrte, als er sich zurückzog, um seine letzten Tage als Mönch in der Abtei von Reading zu verbringen, bald damit beschäftigt war, eine königliche Urkunde für die Brüder in Reading zu fälschen. Es ist klar, dass die Ankunft eines neuen Bruders, der Spezialkenntnisse davon hatte, wie genau königliche Dokumente abgefasst wurden, eine zu große Chance bot, als dass man diese verpassen wollte. Dr. Eleanor Searle hat gezeigt, dass Abt Walter von der Battle-Abtei – eine Gründung des Eroberers – selbst für die Reihe von Fälschungen verantwortlich war, die den Kampf der Abtei in der Mitte des zwölften Jahrhunderts unterstützte, sich von bischöflicher Einflussnahme zu befreien.

Noch dramatischer ist das Beispiel Osberts von Clare, der reformierende und kritische Prior von Westminster, der 1138 die erste vollständige Fassung des *Lebens des heiligen Edwards des Bekenners* fertig stellte und der im darauffolgenden Jahr nach Rom aufbrach, um die päpstliche Zustimmung zur Verehrung des Heiligen zu erlangen. Osbert brachte drei riesige Urkunden

mit, die in goldener Schrift geschrieben und Edward zugeschrieben wurden, um die Sache für die Heiligkeit des Königs zu stärken. Aber diese Schriftstücke waren gefälscht, und Dr. P[ierre] Chaplais hat gezeigt, dass ihre stilistischen und wörtlichen Parallelen wie bei vielen anderen in den Archiven von Westminster darauf hinweisen, dass Prior Osbert selbst der Fälscher war. Indem ich die kirchliche Hierarchie hinaufsteige, sei es mir erlaubt, das Beispiel des Erzbischofs Wulfred von Canterbury zu nennen, der im frühen neunten Jahrhundert einen heroischen Kampf führte, die Herrschaft über die Klöster in Kent den aus Mercia stammenden Herrschern Kents und deren Verwandtschaft zu entreißen. Es gibt gute Gründe zur Annahme, dass der Erzbischof selbst angesichts sowohl königlichen als auch päpstlichen Drucks die Urkunden fälschte, die angeblich zeigten, dass die früheren Könige von Mercia und Kent den Erzbischöfen gerade die Rechte, um die der Streit ging, gewährt hatten.

Solche herausragenden Fälscher, die bereits auf dem Höhepunkt ihrer mönchischen oder kirchlichen Karriere stehen, kann man nicht mit den zwanghaften Fälschern und Schwindlern der Neuzeit vergleichen, die akademische oder künstlerische Anerkennung oder privaten Gewinn suchten. Mittelalterliche Fälschung entstammte nicht so sehr den persönlichen psychologischen Unzulänglichkeiten des Fälschers, als dem Druck auf seine Institution und dem erheblichen, intern erzeugten Druck, der in zölibatären Gemeinschaften hochgebildeter Mönche oder Nonnen entstehen kann. Niemand ist davon in Unkenntnis, der den faszinierenden, aber gewundenen Bericht des Thomas von Marlborough im *Evesham Chronicle* über den Druck liest, der ihn dazu brachte, die anhaltende Rebellion der willensstärkeren Mönche gegen den zügellosen und tyrannischen Abt Roger Norreys anzuführen.

Als aber der Bischof von Worcester einzugreifen versuchte, um den Streit zu schlichten und die rechte mönchische Ordnung wiederherzustellen, machten die Rebellen und der Abt gemeinsame Sache, um dem bischöflichen Eindringling zu widerstehen. Schließlich gingen sie mit ihrem gemeinsamen Rechtsanliegen gegen die Visitation durch den Bischof nach Rom. Dort untersuchte 1205 die päpstliche Kurie die gefälschten päpstlichen Bullen, die die Deputation aus Evesham, angeführt von Thomas, hergestellt hatte, um ihren Fall für Freistellung zu untermauern. Papst Innozenz III., der selbst ausgefeilte Richtlinien zur Aufdeckung von Fälschungen päpstlicher Urkunden verfasst hatte, konnte sich in diesem Fall nicht auf die päpstlichen Register beziehen – denn von Papst Konstantin aus dem frühen 8. Jahrhundert war kein Register erhalten geblieben. So reichten der Papst und die Kardinäle die Urkunden herum, zogen an den Fäden, mit denen die Bleibullen festgemacht waren, und erklärten sie für echt. Hier sehen wir, warum so viele Fälschungen frühmittelalterlichen Herrschern und Päpsten zugeschrieben wurden. Selbst

die am besten organisierten Kanzleien, selbst der Papst, dem die Bedrohung durch eine Fälschung am meisten bewusst war, konnte eine gut gemachte Fälschung nicht erkennen, wenn sie vorgab, alt genug zu sein.

Ich glaube, aus diesem Grund wurde so ein großer Anteil mittelalterlicher Fälschungen von Mönchen aus alten Klöstern, d.h. von 'schwarzen' oder Benediktinermonchen aus Klöstern verübt, die in den frühen Jahrhunderten des Mittelalters gegründet worden waren. Es gibt keinen Grund zu der Annahme, dass solche Klöster eine größere Anzahl von Kriminellen enthielten, als die neueren reformierten Orden des 12. und 13. Jahrhunderts. Aber nur die vor langer Zeit gegründeten Orden hatten die Möglichkeit zu behaupten, dass sie von frühen Königen oder Päpsten Zuwendungen erhalten hätten. Außerdem konnten nur sie heftige Enttäuschung darüber fühlen, dass ihre frühesten Aufzeichnungen in so ärgerlicher Weise über die lebensnotwendigen Themen wie Privilegien, Land und Rechtsprechung ungenau waren oder schwiegen, über die nun im 12. Jahrhundert gestritten wurde.

Nachdem er die Bischöfe von Worcester besiegt hatte, kehrte Thomas von Malmesbury zurück zu seinem Kampf mit Abt Roger. Als Roger schließlich 1213 entfernt wurde, war der Weg frei für die Beförderung von Thomas, zunächst zum Prior und dann 1229 zum Abt. Es ist bereits bekannt, dass der wunderbar detaillierte Bericht über diese Kämpfe und die Geschichte seines Klosters, die er im *Evesham Chronicle* hinterlassen hat, es verlangte, dass er ältere Berichte aus Evesham fälschte. Es ist noch festzustellen, ob er persönlich für die gefälschten Bullen verantwortlich war, die 1205 in Rom vorgelegt wurden, und welche seiner Vorgänger im 12. Jahrhundert für die erstaunliche Reihe gefälschter Urkunden verantwortlich waren, die behaupteten, Schenkungen an Evesham von angelsächsischen Königen zu sein. Unter etwa 28 vorhandenen Urkunden scheint keine ein Kopie einer echten zu sein. Hier erwartet ein wunderbares Forschungsthema einen gewissenhaften Forscher.

Es ist natürlich möglich, in den Berichten der 'Entdeckung' mittelalterlicher Fälschungen enge Parallelen zu den Ausreden zu finden, die moderne Fälscher wie Backhouse und Dawson gebrauchten, um die Umstände der Erscheinung von Fälschungen zu erklären. Brände in der Kathedrale von Canterbury 1067 und der Abtei von Croyland 1091 lieferten eine praktische Ausrede für die Unfähigkeit der Gemeinde, korrekt versiegelte päpstliche Bullen oder königliche Erlasse vorzulegen. Man konnte dann auch sagen, dass die Entdeckung der 'Kopien' (die wir als Fälschungen erkennen können) in einem passenden, vergessenen Winkel von wundersamen Enthüllungen begleitet war. Der Mönch, Historiker und vielleicht auch Fälscher von Canterbury, Eadmer, beschreibt, dass es 1120 aussah, als sei der Gerichtsfall über die Vorrangstellung von Canterbury über den Bischofssitz von York und alle anderen Bischofssitze in Großbritannien verloren, weshalb die Mönche auf

Gott vertrauten und durch göttliche Eingebung nach langer Suche in einigen alten Evangeliiaren fast ein Dutzend päpstlicher Bullen verschiedener Daten vom 7. bis zum 11. Jahrhundert fanden, die in den Augen Canterburys ihre Ansprüche bestätigten.

Mindestens eines dieser Evangeliiare hat bis zum heutigen Tag überlebt, doch ist es noch nicht ausreichend untersucht worden, weil es von Sir Robert Cotton im frühen 17. Jahrhundert auseinandergenommen wurde und die Blätter, auf welche die päpstlichen Briefe geschrieben wurden, nun in getrennte Bände eingebunden sind. Dank der kodikologischen Detektivarbeit des verstorbenen N[eil] R[iple]y Ker ist es jedoch möglich, den Inhalt der sogenannten „Athelstan-Evangelien“ in der Form zu rekonstruieren, in der sie auf dem Hochaltar der Kathedrale von Canterbury lagen. Dieses schöne Buch mit seiner klassischen karolingischen Minuskelschrift und den goldenen Initialen hat anscheinend einst dem deutschen König Otto I. und seiner Mutter Mathilda gehört und wurde dann von König Athelstan der Christ Church in Canterbury geschenkt. Die Inschriften mit den Namen Otto und Mathilda und diejenigen, die die Schenkung Athelstans an Christ Church in Prosa und Reim festhielten, wurden von verschiedenen Schreibern aus dem zweiten Viertel des 10. Jahrhunderts in vorhandene Seiten unbeschriebenen Pergaments zwischen dem Ende eines Evangeliums und dem Anfang des nächsten eingetragen. Irgendwann vor ca. 1030 wurde der Band neu gebunden – vielleicht wegen eines schöneren Einbands –, gleichzeitig wurde die Möglichkeit genutzt, zwischen den Evangelien weitere unbeschriebene Seiten einzufügen.

Es kann sein, dass man ursprünglich die Absicht hatte, vor jedes Evangelium einleitende illuminierte Seiten zu stellen und das Buch so dem Muster der prächtigsten Englischen Altarbücher anzupassen. Wenn dem so war, so wurde dieser Plan nie ausgeführt. Das Beispiel der Einfügung der Hinweise auf Athelstans Geschenk war wohl zu verführerisch. Zwischen ca. 1030 und 1125 wurde eine Reihe von Urkunden und Vorrechten sowie zahlreiche kurze Vermächtnisse an die Kathedrale auf jedem Zoll des Platzes eingefügt, den dieses heilige und königliche Buch zur Verfügung stellte. Aufgrund ihrer Kürze können wir die Echtheit der kurzen Bemerkungen zu Vermächtnissen und Erbschaften feststellen, aber jede königliche Urkunde und jede päpstliche Bulle, die komplett in diesem Evangeliiar eingetragen wurde, ist tatsächlich eine Fälschung. Diese triste Reihe beginnt mit der allerersten Urkunde, die von dem Hauptschreiber der Christ Church Gemeinde, dem Mönch Eadui Basan, zwischen das Lukas- und das Johannes-Evangelium eingesetzt wurde. Diese Urkunde gab vor, eine Neugründung des Mönchskapitels der Kathedrale in Jahr 1006 durch König Aethelred II. zu sein, mit der Bestätigung des Königs für allen (ausführlich aufgelisteten) Landbesitz der reformierten Gemeinde.

Diesem Beispiel folgend scheinen die unbeschriebenen Flächen zwischen den Evangelien als Magnet für die Fälscher von Canterbury gewirkt zu haben; mindestens acht verschiedene Schreiber haben im Verlauf des folgenden Jahrhunderts weitere neunzehn gefälschte Urkunden eingetragen. Zu diesen gehören die berühmten „Privilegien-Fälschungen“ von Canterbury, die schließlich 1123* in der päpstlichen Kurie entlarvt wurden, obwohl sie nicht alle zur selben Zeit und auch nicht vom selben Schreiber in das Evangeliar geschrieben wurden. Bei einigen der Einträge können wir Spuren von Überarbeitungen und Änderungen feststellen, anscheinend vom Fälscher selbst; bei anderen scheinen wir eine Reinschrift vor uns zu haben. Aber in diesem heiligen Buch, das auf dem Altar Christi in Canterbury lag, können wir nicht das Werk eines einzelnen, zwanghaften Fälschers feststellen, sondern erkennen einen Band, dessen unangreifbare, sowohl heilige als auch königliche Autorität ihn zum idealen Ort zur Einfügung von Fälschungen machte und diesen ein Ansehen gab, womit das Fehlen echter Urkunden mit echten Wachssiegeln oder Bleibullen wettgemacht wurde.

Es ist interessant (obwohl nicht ohne Gerechtigkeit), dass fast keine dieser Fälschungen auf lange Sicht für die Mönche und den Bischofssitz von Canterbury die Rechte und Privilegien gesichert zu haben scheint, um die gestritten wurde. Trotz der Bemühungen der mönchischen Fälscher scheint es, dass die lügende Feder nicht immer stärker war als das stumpfe Schwert, und dass die Welt nicht immer getäuscht werden wollte. Es gab noch immer Platz für historische Wahrheit, wenn auch nur, weil die Widersacher der Mönche größeren Einfluss behielten als sie selbst.

Der Historiker hat der Öffentlichkeit gegenüber die Pflicht, Mythen aufzudecken, Fälschungen zu enthüllen und zu zeigen, welche privaten, institutionellen und Regierungsinteressen dahinterliegen. Ob die Welt es bemerkt oder weiterhin getäuscht werden will, muss von unserer Fähigkeit abhängen, den Fall in einer Form darzulegen, die die Welt anzieht, statt sie abzustoßen, d.h. wie wir unser Studienfach darbieten. Ich hoffe, meine heutigen Worte haben gezeigt, dass die Suche nach der historischen Wahrheit die Aufdeckung von Fälschung und Mythos erfordert, ob in mittelalterlichen Chroniken und Urkunden, in archäologischen Museen und Ausgrabungsberichten, oder in der Populärliteratur und den angeblichen Memoiren und Tagebüchern unserer eigenen Zeit. Es ist eine spannende und wichtige Aufgabe.

Erläuterungen

NICHOLAS BROOKS (1941–2014) war als Mediävist insbesondere eine Autorität für das angelsächsische England. 1978 wurde er Hauptherausgeber der *Studies in the Early History of Britain*, von denen unter seiner Leitung 30 Bände herausgegeben wurden. 1986 wurde er an den Lehrstuhl der *Birmingham University* berufen, an dem er bis zu

seiner Emeritierung im Jahre 2004 blieb. Seine Bücher sind nicht ins Deutsche übersetzt worden. Vorliegender Text stammt aus N. Brooks (1998): *Anglo-Saxon Myths; State and Church 400 – 1066*; The Hambledon Press, London. Es ist seine an der Universität am 23. Januar 1986 gehaltene Antrittsvorlesung. Sie wurde von **BIRGIT LIESCHING** ausgewählt und übersetzt, weil sie auch zeigt, dass die Mediävistik in den letzten 30 Jahren in Bezug auf Fälschungen kaum weitergekommen ist. Sie deckt nach wie vor immer neue auf, ohne diese Erscheinung hinreichend in ihr Mittelalterbild zu integrieren.

Wagner, Richard (1852): *Oper und Drama*; Weber, Leipzig, S. 178

Beda Venerabilis (672–735) gilt für uns als Fälschung.

Der **Runenstein von Kensington** wurde im Jahr der 400-Jahr-Feier der ersten Kolumbusreise, 1492, entdeckt und sollte die Wikingerpriorität sichern. Sie wurde durch die Funde von L'Anse aux Meadows auf Neufundland *ohne Fälschung* gesichert.

Vinland-Karte: Ihre Echtheit ist unverändert strittig.

Barry Fell (1917–1994) lehrte als Professor für Zoologie, wurde aber durch seine epigraphischen Arbeiten für die *Epigraphic Society* bekannt. Eine seiner Thesen:

„Die Maui-Expedition ist der Versuch einer von Ägypten bis nach Papua-Neuguinea vorgedrungenen Weltumsegelung [...]. Sie wurde nach Fell im Jahre 232 v. Chr. (275–194) vom ägyptischen Alexandria aus unternommen, und zwar unter Leitung des Navigators Maui und des Kapitäns Rata.“ [wiki ↔ Barry Fell].

Publikationen von **Victor Dunstan**: *Did the Virgin Mary Live & Die In England?* (1985), *The Invisible Hand · Ancient Seers Predict No Nuclear Holocaust on Planet Earth* (1984); *How to earn big money selling* (1985).

Zu den **Glastonbury**-Legenden vgl. H. Illig (2006): *Konzertierte Fälschungen. Glastonbury, Wells und Saint-Denis; Zeiteinsparungen* 18 (3) 692-712

Zu **Charles Dawson** (1864–1916): „Auch wenn Dawson als der wahrscheinlichste Fälscher des Piltdown-Menschen [*Eoanthropus dawsoni*] gilt, so wird doch angezweifelt, dass er allein handelte, und die Frage nach möglichen Komplizen beschäftigt die Wissenschaftler noch heute“ [wiki ↔ Piltdown-Mensch]. Präziser war Richard Gray (2016): *The mystery of Piltdown Man is solved: Charles Dawson, who found the fake human 'fossil', was probably behind the hoax; Mail Online*, 09. 08. Er bezieht sich auf Dr. Isabelle De Groot, die nur einen einzigen Fälscher sieht: Charles Dawson.

Sir Edmund Backhouse (1873–1944): Er hat die Sicht auf die „Qing-Dynastie maßgeblich beeinflusst. Die moderne Geschichtsschreibung konnte jedoch nachweisen, dass die meisten seiner Quellen gefälscht waren“ [wiki ↔ Edmund Backhouse].

Der Assyriologe **François Lenormant** (1837–1883) hat das AT nach Elohism und Jahvist getrennt; von seiner Fälscherkarriere ist nichts bekannt, doch gilt sein Werkumfang für einen nur 46 Jahre alt Gewordenen als erstaunlich („amazing“ [wiki]).

Hugh Trevor-Roper (1914–2003) war 1983 in den Hitler-STERN-Skandal verwickelt.

Canterbury-Fälschungen: 1908 erschien von Heinrich Böhmer das Buch: *Die Fälschungen Erzbischof Lanfranks von Canterbury*, das die zehn Privilegien definitiv zu Fälschungen erklärte.

Charles Ginenthal

22. 10. 1934 – 21. 03. 2017

Andreas Otte

Am 21. März ist der Chronologie-Kritiker Charles GINENTHAL im Alter von 82 Jahren in New York an Herzinsuffizienz verstorben.

Zu seinen Werken gehört *Carl Sagan and Immanuel Velikovsky* von 1990 und – als Koautor/Mitherausgeber – *Stephen J. Gould and Immanuel Velikovsky* von 1996. Beide Werke beschäftigen sich im weitesten Sinne mit der sogenannten Velikovsky-Affäre [Otte], d.h. mit der zumeist unfair vorgetragenen Kritik am Werk Immanuel VELIKOVSKYS.

Im Jahre 1993 gründete er eine Zeitschrift mit dem Namen *The Velikovskian: A Journal of Myth, History and Science*. Das Ziel der Gründung war es, den zur Frage von Großkatastrophen während der Menschheitsgeschichte forschenden Autoren einen Raum für die Präsentation und Diskussion ihrer Ergebnisse zu bieten. Zehn Jahrgänge der Zeitschrift erschienen unregelmäßig zwischen 1993 und 2015. Unter den Autoren der Zeitschrift finden sich neben dem Herausgeber Ginenthal unter anderem auch Gunnar HEINSOHN (gleich in der ersten Ausgabe), Irving WOLFE, Lynn E. ROSE, Clark WHELTON und Emmet J. SWEENEY.

Immer wieder (und ab 2008 durchgängig) erschienen Ausgaben des *Velikovskian*, die in Wirklichkeit Bücher waren. Ab diesem Zeitpunkt verlor der *Velikovskian* seinen Zeitschrift-Charakter. Die folgende Tabelle listet sie auf:

- Ginenthal, Ch. (1997): *The Extinction of the Mammoths*, III (2 & 3)
- Ginenthal, Ch. (1999): *The Electro-Gravitic Theory of Celestial Motion and Cosmology*; IV (3)
- Sweeney, E. J. (2001): *Ramessides, Medes and Persians*, V (2)
- Ginenthal, Ch. (2003): *Pillars of the Past: History, Science Technology as these relate to Chronology*, VI (1-3)
- Ginenthal, Ch. (2008): *Pillars of the Past Vol. II: Mesopotamian, Anatolian, Mycenaean, Minoan, and Harappan Chronology*, VII (2-4)
- Ginenthal, Ch. (2010): *Pillars of the Past Vol. III: Egypt and Palestine*, VIII (1-4)
- Ginenthal, Ch. (2012): *Pillars of the Past Vol. IV: Chronology of the Age of Stonehenge and the Megalithic World*, IX (1-4)
- Ginenthal, Ch. (2015): *Newton, Einstein, and Velikovsky*, X (1-4)

Den *Zeitensprünge*-Lesern wurde das Werk von Ginenthal erstmals 2004 in einer Rezension seines ersten *Pillars of the Past*-Bandes durch Gunnar Heinsohn [2004] nahegebracht. Dieser erste Band war ausgesprochen lesenswert, beleuchtete er doch unter anderem die nicht ganz einfache Rezeption von Heinsohns Arbeiten zur Chronologie Mesopotamiens in der amerikanisch-kanadischen Chronologiekritik-Szene zu Anfang der 90er Jahre. Die Folgebände, gipfelnd im Band IV von 2012, litten zunehmend an technisch/redaktionellen Mängeln, aber auch inhaltlich immer stärker daran, dass gewisse Grundpositionen (Großkatastrophen während der Menschheitsgeschichte) unbeirrt verteidigt werden mussten, wiewohl das zunehmend schwieriger wurde. Das Ergebnis hat Heribert ILLIG [2013] in seiner Rezension des IV. Bandes deutlich dargestellt.

Das Gesamtwerk von Charles Ginenthal hinterlässt im Rückblick einen ambivalenten Eindruck. Nach 2003 wurde es zunehmend schwerer nachvollziehbar, weil unbeirrt an gewissen Grundpositionen festgehalten und den unreflektierten astronomischen Rückrechnungen zu viel Raum eingeräumt wurde.

Literatur

Heinsohn, Gunnar (2004): Säulen der Vergangenheit · Eine Ginenthal-Rezension; *Zeitensprünge* 16 (1) 36-38

Illig, Heribert (2013): Die Jungsteinzeit im Mittelalter? Ginenthal-Rezension; *Zeitensprünge* 25 (3) 653-667

Otte, Andreas (2012): Immanuel Velikovskys Werk im Überblick. Inhalte, Reaktionen und eine unsägliche Affäre; *Zeitensprünge* 24 (2) 460-474

The Velikovsky Encyclopedia (2017a): *Charles Ginenthal*;
http://www.velikovsky.info/Charles_Ginenthal

- (2017b): *The Velikovskian*; http://www.velikovsky.info/The_Velikovskian

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.d

Wo gäbe es keine Evolution?

Eine Vollmer-Rezension mit Blütenlese durch Heribert Illig

Vollmer, Gerhard (2017): *Im Lichte der Evolution · Darwin in Wissenschaft und Philosophie*; Hirzel, Stuttgart; 613 S., 15 Tabellen [= V.].

Das Titelbild zeigt ein Abbild des alten Darwin und die Sonne, wie sie durch leichtes Gewölk dringt. Das illustriert sehr schön den Titel, doch der untertreibt sogar. Der Rahmen ist deutlich weiter gespannt, werden doch alle möglichen Wissenschaftszweige betrachtet, wann immer sich ihre Vertreter mit dem Zusatz „evolutionär“ schmücken. Das muss jedoch nicht richtig, oder zumindest nicht ganz oder auch nur ein wenig richtig sein. Der Autor nutzt aber diese Selbstbezeichnungen, um Licht auf sehr viele, auch und gerade jüngste Wissenschaften zu werfen und sie dabei auf ihren tatsächlich evolutiven Gehalt zu taxieren. Daraus entsteht wie von selbst eine höchst aktuelle Enzyklopädie, bei der der Leser unversehens vom Hundertsten zum Tausendsten kommt, streut doch der Autor unablässig kleine Nebenbetrachtungen ein, die nicht nur abrunden, sondern auch immer neue Themen anschneiden.

Wer ist der Autor? Mit Prof. Dr. Dr. Gerhard Vollmer schreibt ein Wissenschaftler, der vieles studiert hat, in Physik und Philosophie promoviert worden ist, nacheinander theoretische Physik und Philosophie, dazu einige Spezialgebiete gelehrt und sich den Arbeitsgebieten Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie, dazu Naturphilosophie und Künstlicher Intelligenz gewidmet hat. Insbesondere treibt er maßgeblich die Evolutionäre Erkenntnistheorie voran. Nur die Biologie findet sich überraschenderweise nicht als ein spezielles Studien- oder Lehrfach. Dem Leser des Buches fällt das bei diesem umfassend gebildeten Autor nicht auf, zumal er die einzelnen Kapitel von 41 einzeln bedankten Fachleuten gegenlesen ließ. Es freut den Rezensenten, dass darunter auch ein *Zeitensprünge*-Abonnent verzeichnet ist.

Wie es sich für einen didaktisch operierenden Enzyklopädisten gehört, gibt der Autor viele Hilfestellungen. So ist das Buch bestens ausgestattet: Es hat zwei Register und 1.318 Endnoten; spätestens die Schlussredaktion hat alle Rechtschreib- und Grammatikfehler ausgemerzt. Als selbst Lektorierender ist man geradezu neidisch und zum Schluss 'schadenfroh', wenn man wenigstens bei den Abkürzungen [v. 493] „dtv“ verdoppelt aufgeführt sieht. Weiter werden sicher mehr als 3.000 Publikationen vorgestellt und bewertet, als ob der mittlerweile emeritierte Autor Tag und Nacht ausschließlich und ununterbrochen Bücherberge abarbeite. Die Schriften mancher Autoren werden getadelt, weil sie schwer zu lesen sind oder weil sie sprachlich zu origi-

nell sein wollen (z.B. Rupert Riedl) oder zu viele Fachbegriffe verwenden (Gerald M. Edelman [V. 211]). Um auf das Enzyklopädische zurückzukommen: Jeder besprochene Autor ist mit seinen Lebensdaten aufgeführt; in mindestens einem Fall konnte Vollmer der Versuchung nicht widerstehen, sogar die Aussprache eines ungarischen Namens mitzuteilen [V. 469], wie er auch dem Leser die Namensunterschiede bei dem Physiker Hans-Peter Dürr und dem Ethnologen Hans Peter Duerr verdeutlicht [V. 575, Fn 1166]. Der früheste Vertreter einer Lehrmeinung wird meistens genannt, dazu die genaue Jahreszahl einer Entdeckung bzw. ihrer Publizierung. Die Lebensdaten werden aus einem einfachen Grund redundant mitgeteilt:

„Es wäre vermessen zu erwarten oder zu raten, dass jemand das Buch von vorne bis hinten durchliest. Das wird kaum jemand schaffen. Und es ist auch nicht nötig; es ist jedenfalls so geschrieben, dass man jedes Kapitel für sich lesen kann. Das bringt es mit sich, dass einige Sachverhalte oder Informationsquellen mehrfach genannt werden“ [V. 16].

Um diesen enzyklopädisch-pädagogischen Ansatz vollständig durchzuführen, hätten alle im Buch angesprochenen Namen ins Register aufgenommen werden sollen. Dann wäre der ganze Schatz dieser Enzyklopädie moderner Wissenschaft für den Leser leichter zu heben – ein Desideratum für eine zweite Auflage, die aber schnell erfolgen muss, weil die Halbwertszeit biologischer Arbeiten bei ca. 2,5 Jahren liegt und die anstehenden Aktualisierungen für eine Neuauflage nur Sisyphus persönlich zuzumuten wären.

Vollmer schaut zunächst auf den Titel eines Buches und kritisiert oft genug, dass der Titel den Leser in die falsche Richtung lenke, dass der Inhalt nicht präzise erfasst sei, was insbesondere bei aus dem Englischen übersetzten Titeln der Fall sei. In seinem eigenen Fall stimmt der Untertitel *Darwin in Wissenschaft und Philosophie* keineswegs: Denn es geht zunächst einmal um Wissenschaftszweige, die sich selbst das Attribut „evolutionistisch“ gegönnt haben. Dabei geht es oft genug einfach um Entwicklung, im Extremfall nur um die historische Entwicklung einer Disziplin, ohne dass irgendwie Variation oder Selektion eine Rolle spielen würden. Doch gerade das beflügelt den Autor: Präzise hält er für jede der von ihm angesprochenen 58 Disziplinen fest, inwieweit hier von biologischer Evolution die Rede sein könnte. Bei der Evolutionären Kosmologie betont er ausdrücklich, dass es „*nicht* um Evolution im biologischen Sinne geht“ [V. 129]. Das Ergebnis gleich vorweg: In der Mehrzahl kann keine Rede von darwinistischer Evolution sein; häufig genug geht es nur um analoge Modelle oder metaphorische Redewendungen. Nichtsdestotrotz:

„Wir haben aber gesehen – eben das ist die Botschaft des vorliegenden Buches –, dass die Gesetze der Evolution auch auf Bereiche anwendbar sind, die mit Biologie zunächst gar nichts zu tun haben“ [V. 491].

Wen das stört, der sollte nach dem einleitenden Teil über Evolution das Buch zur Seite legen. Er würde sich dabei aber eines großen Vergnügens berauben, liegt hier doch ein Werk vor, das meist sehr junge Wissenschaftszweige vorstellt, ihre grundlegenden Ideen verständlich herausarbeitet und ihre 'Gründerväter' vorstellt. Dazu kommen zahllose Detailbetrachtungen, die sich mal dicht am Evolutiven halten, aber auch weit abseits liegen können und so ein enormes Gebiet nicht nur der Wissenschaften, sondern des menschlichen Lebens abdecken. Da immer auch eine griffige Definition geboten wird und mit der Sprache präzise umgegangen wird, stellt man beim Lesen fest, dass hier im Alleingang eine Enzyklopädie für das 21. Jahrhundert geschrieben worden ist, die von der Frage: Was war vor dem Urknall? über die Frage nach der Existenz Gottes, über Ernährungsregeln [v. 86 ff.] und Humor als genetisch bedingtes Merkmal [v. 256] bis zu den uns drohenden Katastrophen auf der Erde [v. 219] und dem Ende des Universums kaum ein Thema auslässt. Dazu gibt es beliebig viele Funde seitab. So begegnet uns bei den Zivilisationskrankheiten das Federschwanzspitzhörnchen.

„Es ernährt sich vorwiegend von dem stark alkoholhaltigen Nektar der Bertampalme, der mit 3,8 Prozent fast den Alkoholgehalt von Bier erreicht. Eigentlich müssten diese Tiere jeden Tag betrunken sein; doch offenbar können sie Alkohol besser abbauen als der Mensch – eine Fähigkeit, die sie in Jahrmillionen entwickelt haben müssen“ [v. 197].

Die bayerische Evolutionsvariante benötigte dafür nur ein rundes Jahrtausend. Sollte das ein weiterer Beleg dafür sein, dass menschliche Evolutionsstrategie erstaunlich schnell arbeitet? [v. 304] So etwas Unqualifiziertes steht allerdings nicht bei Vollmer.

Als guter Enzyklopädist bringt der Autor immer klare Definitionen, die nicht immer jedwede Eventualität abdecken, weil ihm besonders wichtig war, „dass möglichst viele Teile für jedermann verständlich sind“ [v. 16]. Das bezieht sich gleichermaßen auf die vier Teile des Buches. Nach dem ersten Teil über Evolution im Allgemeinen kommt für den Wortspieler und Liebhaber des Paradoxen „ein Fächer evolutionärer Fächer“ [v. 58], die zum Teil gerade erst entstehen. Hier die lange Liste der Kurzbegriffe, das jeweils voranstehenden „Evolutionär“ ist weggelassen:

(Genetische) Algorithmen, Anthropologie, Archäologie, Ästhetik, Bioinformatik, Biologie, Biotechnologie, Chemie, Didaktik, Entwicklungsbiologie, Ernährungswissenschaft, Ethik, Finanz(markt)theorie, Genetik, Geologie, Geschichtswissenschaft, Institutionentheorie, Intelligenz, Kosmologie, Kulturtheorie, Kunst, Kunsttheorie, Lebensgeschichtsforschung, Linguistik, Literaturtheorie, Logik, Mathematik, Medizin, Metaphysik, Morphologie, Musik, Musikwissenschaft, Neurologie, Ökologie, Ökonomik, Organisationstheorie, Pädagogik, Physik, Politologie, Psychiatrie, Psychologie, Rechtstheorie, Reli-

gionswissenschaft, Soziologie, Spieltheorie, Spiritualismus, Evolutionsstrategie, Symmetrietheorie, Technikentwicklung, Theologie, Wirtschaftstheorie, Astrophysik.

Im dritten Teil geht es um Darwin und die Philosophie, deren große Teilgebiete im abschließenden vierten Teil aufgeblättert werden: Anthropologie, Ästhetik, Erkenntnistheorie, Ethik, Philosophie des Geistes, Humanismus, Logik, Materialismus, Metaphysik, Naturalismus, Spiritualität, Transzendentalphilosophie, Wissenschaftstheorie, Zukunft.

Wie steht es nun um die Evolutionstheorie? Den Begriff grenzt Vollmer vorab innerhalb der Biologie ab:

„Erst durch die Evolutionstheorie hat die Biologie ein einheitliches Fundament erhalten; erst durch die Evolutionstheorie ist die Biologie zu einer eigenständigen Wissenschaft geworden, in der alles mit allem zusammenhängt; erst die Evolutionstheorie bietet die Möglichkeit, das Gegenwärtige aus dem Vergangenen zu *erklären*; erst die Evolutionstheorie macht den Rückgriff auf einen Schöpfer, auf Teleologie und Finalität, auf eine *Entelechie* oder eine *vis vitalis* überflüssig“ [V. 19].

Und Evolution selbst? Hier wird herausgearbeitet, wie sich die biologische Evolution von anderen Verwendungen dieses Wort abhebt, bei denen es oftmals nur um ein Fremdwort für Entwicklung oder gar nur um einen modischen Gag handelt. Da der Autor immer um Vollständigkeit bemüht ist, gibt es auch eine Tabelle der Merkmale, die für evolutionäre Prozesse wesentlich sind. Nur bei der biologischen Evolution gibt es

- Selbstreduktion, also Vererbung,
- Erbänderungen durch Mutationen,
- Selektion, d.h. differenzielle Reproduktion,
- Anpassung, ein Zuwachs an funktioneller Komplexität [V. 30].

Er bringt auch andere Formulierungen: Relevant sind Selbstreproduktion, Konkurrenz und natürliche Auslese [V. 237], oder „Urverwandtschaft, Vererbung, Variation und Selektion“ [V. 36], oder, nur auf die natürliche Auslese bezogen: blinde Variation und strenge Selektion [V. 43]; einmal tritt noch der Stoffwechsel hinzu [V. 108]. Wichtig ist ihm, dass Evolution nicht nur den Aufbau, sondern genauso den Abbau der entstandenen Systeme behandelt [V. 32]. Übrigens hat Darwin das Wort Evolution selbst lange nicht benutzt. Es dauerte von 1859 bis 1872 und damit bis zur 6. Auflage von *Über die Entstehung von Arten*, dass er den Begriff im Sinne von Stammesgeschichte (wohl) von Herbert Spencer übernommen und eingefügt hat [V. 15]. Spencer (1820–1903) war es auch, der anstelle von Darwins natürlicher Auslese von „survival of the fittest“ – ebenfalls später von Darwin übernommen [V. 323] – und von „struggle for life“ gesprochen hat. Gerade den Ausdruck „Kampf

ums Dasein“ bedauert Vollmer und akzeptiert ihn nur in Ausnahmefällen [V. 568, Fn 1075]. Spencer begann bereits 1860, also nur zwei Jahre nach Darwins epochalem Buch,

„sein Lebenswerk: Die Synthese des gesamten menschlichen Wissens, bezogen auf ein allgegenwärtiges, in allem Lebenden wirkendes Prinzip: die Evolution“ [wiki ↔ Herbert Spencer].

Er ist damit der älteste Vorläufer von Vollmer, der jedoch dessen Theoriegebäude als „äußerst spekulativ, teilweise geradezu metapysisch“ einschätzt [V. 37], während Spencers „deduktive Methode“ Darwins Denken „diametral entgegengesetzt“ wirkte [V. 323].

Mittlerweile liegen Erweiterungen der Evolutionstheorie vor, am interessantesten vielleicht die Allgemeine Selbstorganisationstheorie gemäß Sievert Lorenzen [V. 44 f.]. Gerne übersehen wird das Beharrungsvermögen der Arten, also ihre Beständigkeit [V. 47].

Bei der Suche nach anderen Wissenschaftszweigen mit dem „evolutionär“ im Wappen schreibt er den Begriff groß, weil

„es uns *nicht* darum geht, dass die jeweilige Disziplin selbst eine Geschichte hat, die man evolutionär nennen könnte, sondern darum, dass in dieser Disziplin evolutionäre *Prinzipien* eine wichtige Rolle spielen“ [V. 56].

Selbst eine *Evolutionäre Medienpsychologie* wird kurz erwähnt, weil immerhin ein Autor von ihr spricht [V. 58].

Die Sachgebiete werden in alphabetischer Reihung präsentiert, wie es sich für eine Enzyklopädie gehört. Ab der ersten Disziplin, der *Evolutionären Anthropologie*, werden die dazugehörigen internationalen Institute und ihre wichtigsten Zeitschriften genannt. Man könnte „fast das ganze Buch auch der Evolutionären Anthropologie zuordnen“ [V. 333], also zur evolutionären Wissenschaft des Menschen zusammenfassen. Ebenso gilt: Darwins Evolutionstheorie

„ist der *Code*, nämlich der *Schlüssel*, mit dem sich menschliches Verhalten erklären, »entziffern« lässt. Das konnten wir in vielen unserer Kapitel bestätigen, etwa in Kapiteln zur *Evolutionären Musikwissenschaft*, zur *Evolutionären Psychologie* oder weiter unten zur *Evolutionären Theologie* und nun eben auch für die *Evolutionäre Religionswissenschaft*“ [V. 286].

Ihr folgt die *Evolutionäre Archäologie*, die uns speziell interessieren könnte. Betrieben wird sie seit ungefähr 1980 im Leipziger Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie, in der entsprechenden, so benannten Abteilung. Sie soll nicht nur die Entwicklung der Kulturen erforschen, sondern „in solchen Entwicklungen Gesetzmäßigkeiten entdecken, wie die Naturwissen-

schaften sie anstreben und auch finden“ [V. 66]. Sie erweitert lineare Ereignisketten durch Netze und sucht Beschreibungen durch Erklärungen zu ergänzen. Es geht weniger um Individuen, sondern um die Bedingungen ihrer Umwelt. Ob das die Benennungen evolutionäre, darwinische, neue oder prozessuale Archäologie rechtfertigt? Auf jeden Fall gibt es bereits eine postprozessuale Archäologie, die die Aussagekraft von archäologischen Funden für überschätzt hält [V. 67].

Evolutionäre Biologie wird praktisch übergangen, denn „Alle moderne Biologie ist Evolutionsbiologie!“ [V. 69]. Eingegangen wird nur auf Evolutionäre Entwicklungsbiologie (Evo-Devo) und Evolutionäre Genetik, schließlich auf Evolutionäre Morphologie [V. 70]. Seine deutschsprachigen Mitstreiter, die Evolutionsforscher Ulrich Kutschera [V. 506] und Franz Wuketis, werden nur in Fußnoten genannt.

Im Folgenden geht es auch um ‘Beifang’ der unterschiedlichsten Art: etwa um erdölfressende Bakterien, die den Schaden des amerikanischen Bohrschiffs Deep Horizon minderten – aus dem Kapitel Evolutionäre Biotechnologie [V. 73]. Dort wird auch berichtet, welche Faktoren „für eine solche technisch erzeugte und genutzte *Turbo-Evolution*“ maßgeblich sind [V. 74]. Die Suche nach Leben auf dem Mars mit seiner Klimakatastrophe vor ca. 3,5 Mrd. Jahren [V. 77], die Aufgaben des Weltraumteleskops *Kepler* (Entdeckung extrasolarer Planeten), die Sinnhaftigkeit von Mengenlehre in der Grundschule [V. 477], antiautoritäre Erziehung [V. 230], die vermeintliche Gefährlichkeit des Fliegens [V. 267] oder die von ihm bestrittene Willensfreiheit [V. 400 ff.]. Es bleibt nur die Frage unbeantwortet: „Kann man Planeten und ihren Bewohnern überhaupt raten, intelligente Wesen hervorzubringen?“ [V. 79]

Die **Evolutionäre Didaktik** berücksichtigt, „dass wir ein evolutionäres Erbe mitbringen, das uns beim Lehren und Lernen manchmal hilfreich, manchmal aber auch hinderlich ist“ [V. 79 f.].

Wer kennt **Evo-Devo**? Doch zuvor gefragt: Wer kennt die *Synthetische Theorie*? Seit 1942 und einem Buch von Julian Huxley vereint sie Evolutionstheorie, Genetik und Populationsgenetik [V. 63, 82], führt also das zusammen, was Darwin noch nicht kennen konnte, für seine Theorie jedoch entscheidend ist. Ihre Weiterführung setzt auf *Evolution* und *Development*. Im Genom sind Steuerelemente (Promotoren) gefunden worden, die die Expression der Gene beschleunigen oder hemmen können und damit für Körperbau und Einfärbung eines Lebewesens zuständig sind. Sie stecken im nicht-codierten Anteil der DNA und wurden voreilig als „junk“, d.h. Schrott bezeichnet und lange ignoriert [V. 83].

Evo-Devo kennt jetzt auch Evolutionsfolgen beim Menschen im letzten Jahrzehntausend: Der Kiefer verkürzt sich und beeinträchtigt die Zahnstel-

lung, die Knochenstärke schwindet, eine dritte Schlagader im Unterarm tritt immer häufiger auf; starke Anpassungen des Immunsystems zeigen sich [V. 85]. Und schon geht es weiter mit der Steinzeitdiät, die seit 1985 propagiert wird, weil der Mensch viel länger Jäger und Sammler als Ackerbauer und Viehzüchter gewesen sei [V. 87]. Vollmer verweist sogar auf ein Kochbuch, doch gleichzeitig auf die damit verbundenen Ungereimtheiten. So

„könnte man fragen, wie alt unsere Vorfahren eigentlich wurden, welche Probleme ältere Menschen damals hatten und wie es kommt, dass unser Durchschnittsalter trotz unserer angeblich so falschen Ernährung drei- bis viermal so hoch ist wie das unserer Vorfahren“ [V. 88].

Und schon geht es weiter mit *Evolutionärer Finanztheorie*. Dazu gibt es einen Schnellkurs mit der Nennung vieler Nobelpreisträger – das Buch ist überhaupt ein Loblied auf das Stockholmer Preisgericht, das so viele bahnbrechende Entdeckungen ausgezeichnet hat, die der Laie zum Zeitpunkt der Auszeichnung meist nicht einordnen kann – und eine Kritik am *Homo oeconomicus*. Aber:

„Die Evolutionäre Finanztheorie benutzt die Begriffe und Prinzipien der Evolutionstheorie als *Analogien*. Natürlich richtet auch sie sich nach dem jeweiligen Erfolg. So kann man versuchsweise nicht nur Strategien gegeneinander antreten lassen, sondern ebenso Personen, Firmen, Banken, Regierungen. Und natürlich macht man dabei auch Gebrauch von Mechanismen, die in der Biologie gar keine Rolle spielen, weil es dort – außer beim Menschen – keine bewussten Akteure gibt: Lernen aus den Erfahrungen anderer, auch der Konkurrenten, Lernen aus eigenem und fremdem Misserfolg, Wissen um die Zukunft, Modellierungen und Simulationen“ [V. 90].

Vollmer spricht aber nicht von Etikettenschwindel, wie er in diesem Fall so oft auftritt, sondern er bemisst das Niveau der Finanztheorie an ihren Prognosen und ihrem (Nicht-)Eintreffen. Als Statistik-Versierter zeigt er umgehend ihr Scheitern und schließt: „Man könnte die Krisen der Märkte und die Misserfolge der Prognostiker geradezu als Warnsignale für das neue Jahrtausend deuten“ [V. 91].

Bei der *Evolutionären Genetik* geht es munter durcheinander:

„Man weiß jetzt, dass mindestens einige der Ureinwohner Amerikas, der Indianer, ursprünglich aus dem Altai-Gebirge im südlichen Sibirien stammen, das sie vor gut 20 000 Jahren verlassen haben“ [V. 93].

Vollmer sieht den Wettkampf zwischen den verschiedenen Einwanderungsrouten nach Amerika, derzeit vor allem zwischen Beringstraße und dem Seeweg von Ostasien und wartet auf genetische Untersuchungen beim 1996 im Staat Washington gefundenen Kennewick-Mann. „So könnte die Evolutionäre

Genetik sogar helfen, die Kulturgeschichte zu rekonstruieren“ [V. 93]. (Laut *Wikipedia* [→ Kennewick-Mann] ist er jetzt als „eindeutig indianisch“ erkannt.)

Und er kennt die Erfolge *der Genetik*. Vor 23 Jahren sah Svante Pääbo noch keine Chancen, angesichts des Erhaltungszustands der Funde bei genetischen Stichproben über 10.000 Jahre hinauszukommen. Mittlerweile wurde Säugetier-DNA aus alaskischem Permafrostboden im Alter von 700.000 Jahren untersucht, dazu menschliche DNA von 400.000 Jahren [V. 94]. (Er bewundert auch den Umstand, aus mindestens 65 Mio. Jahren alten Saurierfossilien organische Substanzen zu gewinnen, Bestandteile von Blut, Knochen und Krallen, dazu Aminosäuresequenzen [V. 98] – doch er setzt kein Fragezeichen hinter die Datierungsmethoden und damit hinter das Saurieralter). Ebenso referiert er das Zusammenleben von Neandertaler und *Homo sapiens* [V. 94 f.]. Wollen Sie Neues über das Alter des Aids-Virus wissen [V. 95 f.] oder über den Zusammenhang von Klimastürzen, Kleinnagern und der Pestübertragung? [V. 96] Oder über einen Zusammenhang zwischen Pestepidemien und der gebremsten Verbreitung der Lepra?

„Letztlich ist es immer noch erstaunlich, wie viel man über die *Ausbreitung* von Seuchen weiß und wie wenig über die Ursachen für ihr *Verschwinden*“ [V. 96].

Oder über den Denisova-Menschen oder *Homo floresiensis* [V. 97] oder die Frage, ab wann der Mensch Kleidung trug. Hier gibt die Evolution der Läuse – aus Körperlaus gehen Kopflaus und Kleiderlaus hervor – langersehnte Aufschlüsse [V. 97].

Hochinteressant ist der Bericht über Coli-Bakterien, die im Labor bereits 60.000 Generationen überdauert haben; das wäre beim Menschen über eine Million Jahre.

„Inzwischen hat man zahlreiche Ergebnisse erzielt: über die Häufigkeit von Mutationen, über ihren Anpassungswert, über die Veränderung nicht nur der Arten, sondern auch ihre Mutabilität, über die Evolutionsgeschwindigkeit, über konvergente und divergente Evolution“ [...] Veränderung nicht nur der Arten“ [V. 99]:

Gibt es also, von *Escherichia coli* ausgehend, ganz neue Arten? Das bleibt leider offen. Erstaunlicherweise kann ein derartiger Bakterienstamm plötzlich Zitrat als Energieträger verwerten. Diese spezielle Evolution lief in mehreren Schritten ab, deren erster bereits 10.000 Generationen zurücklag. Hier ist also ein evolutionärer „Sprung“ nachweislich erfolgt, der sich unerkannt vorbereitet hat [V. 99 f.].

Aber etliche Seiten weiter gilt *Escherichia coli* noch immer als Haustier der Wissenschaft, als wäre aus ihm noch immer kein ganz anderes Bakterium entstanden [V. 215]. Dasselbe gilt für die Taufliege *Drosophila melanogaster* [V. 215], die zwar längst in alle möglichen Mutationssackgassen geraten ist,

bei der aber die Kultivierung im Labor immer noch keine neue Art hervorgebracht zu haben scheint. Das erinnert fatal an das zugrundeliegende Werk *Über die Entstehung der Arten*, in dem zwar alles über innerartige Veränderungen – nicht zuletzt dank englischer Hundezüchter – zu finden ist, aber nichts über eine neu entstandene Art. Ohne die unabdingbaren „missing links“ waren nicht einmal die Biologen die nächsten 40 Jahre nach Darwins erster Buchpublikation zu überzeugen. Heute lassen sich Verwandtschaftsgrade präzise beziffern, aber der Übergang von einer Art zu einer neuen liegt noch immer im Dunkeln, denn die mittlerweile aufgefundenen fossilen „missing links“ stellen keine ‘verschwommenen’ Zwischenarten dar, sondern ebenfalls jeweils eine als Art präzise abgrenzbare Lebensform.

Deshalb gibt es bis heute die Kladisten, die darauf verzichten, als Systematiker schwungvoll Stammbäume zu zeichnen, sondern sich auf das Ermitteln von Verwandtschaftshypothesen beschränken. Sie werden bei Vollmer allerdings nicht erwähnt. Doch wird darauf hingewiesen, dass Darwin sich immer wieder darum bemüht hat, von den Geologen immens lange Zeiträume für die Artentstehung aufgezeigt zu bekommen. Mindestens 300 Mio. Jahre sicherten sie ihm 1859 für die biologische Evolution zu, doch das erschien ihm möglicherweise für nicht ausreichend; zumindest ließ er die Angabe ab der dritten Auflage weg [V. 235].

Einen ähnlichen kritischen Punkt gibt es bei der Erzeugung künstlichen Lebens, die dem Leser zunächst theoretisch nähergebracht wird. John von Neumann wies 1953 nach, „dass ein selbstreproduzierender Automat *möglich* ist“ [V. 103]. 1970 folgte durch den Mathematiker Hohn H. Conway das *Life Game*. Dieses *Spiel des Lebens* kann auf dem Computer, ja sogar auf einem Blatt Papier ausgeführt werden. Es weist eine Vielfalt von evolutiven Möglichkeiten auf, darunter auch selbstreplikative Konfigurationen.

„Es ist ein wunderbares Beispiel, wie aus einfachsten Anfängen und nach wenigen einfachen Regeln sehr komplizierte Gebilde entstehen können. Deshalb ist es für manche Autoren ein willkommenes didaktisches Hilfsmittel, etwa für Manfred Eigen, wenn es um die Entstehung des Lebens geht, oder für Stephen Hawking, wenn er zeigen will, dass es für die Entstehung der Welt keines Schöpfers bedarf. Eigen betont aber zu Recht, dass der Name *Life* irreführen kann, weil das Spiel völlig *determiniert* abläuft, ihm also gerade das Zufallselement fehlt, das für echte Evolutionsprozesse entscheidend ist. Hawking dagegen verschleierte, dass dieses faszinierende Spiel gerade für sein Thema – die Entstehung der Welt – nur wenig Erhellendes beiträgt: Es belegt nämlich lediglich, dass aus *wenig viel* werden kann, nicht jedoch, wie aus *nichts etwas* entstehen soll“ [V. 103].

Vollmers Fazit zur Evolutionären Genetik:

„Je tiefer man in die Mechanismen des Lebens eindringt, desto komplizierter wird es. Hat man zeitweise angenommen, die gesamte Erbsubstanz bestehe »einfach« aus einer Kette von Genen und ein Gen sei »einfach« ein zusammenhängendes Stück DNA, das für ein Protein kodiert, so weiß man jetzt, dass die Erbsubstanz nur zu einem kleinen Teil aus Genen besteht und dass Teile eines Gens auf mehrere Orte verteilt sein können, dass es »springende« Gene (Transposons) gibt, die ihren Platz wechseln können, dass es eine Hierarchie von Schaltern gibt, die ihrerseits Gene an- und abschalten können“ [V. 103].

„Versucht man, den Faktoren Zufall und Determination Rollen in der Biologie zuzuweisen, so erweist sich die Ontogenese [also das Werden eines einzelnen Lebewesens; so V. 20] immer mehr als weitgehend determiniert. Die Rolle des Zufalls ist sehr deutlich auf Mutationen, Rekombinationen und radikale Umweltveränderungen (»Katastrophen«) eingeschränkt. Dabei sind die meisten Mutationen nachteilig und verschwinden deshalb wieder, und die Rekombination spielt sich in einem bereits vorhandenen Genpool ab. Wirklich erklärungsbedürftig sind also vor allem Phasen *schneller* Evolution. Sie sind wohl immer auf mangelnde *zwischenartliche* Konkurrenz zurückzuführen, während die *innerartliche* Konkurrenz ihre Rolle in genügend großen Populationen nie verliert – außer natürlich beim späten *Homo sapiens sapiens*“ [V. 104].

Mit Rezensentenworten: Im Allgemeinen versteckt sich die Evolutionsbiologie noch immer hinter den Äonen der Geologie, noch übertrumpft durch die Zeitdehnungen dank physikalischer Datierungsmethoden. Erst wenn einmal die Evolution rasend schnell voranschreitet wie bei den uns bekannten Buntbarschen, bei Anolis-Echsen oder bei Hühner-Mitochondrien [V. 505, Fn 168], wird nach speziellen Ursachen gefahndet, etwa:

„Im südlichen Afrika hatten zu Beginn des 20. Jahrhunderts etwa zehn Prozent der Menschen diese zusätzliche Schlagader [im Unterarm]; inzwischen, also nur 100 Jahre später, sollen es schon 30 Prozent sein! Wie das innerhalb von nur fünf Generationen geschehen sein könnte, ist anscheinend noch rätselhaft“ [V. 85].

Als 14. evolutionäre Wissenschaft wird die *Evolutionäre Geschichtswissenschaft (Big History)* geführt. Sie wird von Gelehrten betrieben, die einen „Überblick über die *gesamte* Geschichte, auch über die Geschichte des Kosmos“ geben wollen und damit „über die *Evolution* des Kosmos, der Erde, des Lebens, des Menschen“ [V. 112]. Als ihr Begründer gilt David G. Christian (* 1946). Er hatte Vorbilder; bei denen ich zwischen Alexander von Humboldt (1769–1859) und Julian Huxley (1887–1975) den ewig unterschätzten Egon

Friedell (1878–1938) einfügen möchte, der in seiner *Kulturgeschichte des Altertums* auch über die „Welt in Eidechsenbesetzung“ und mit tertiärem Tierbestand berichtet. Er lehnte allerdings Darwins Theorie ab, wie vor ihm (1863) bereits Samuel Butler [V. 311] oder Jakob Johann von Uexküll [V. 360]. Heute gibt es dafür ein interdisziplinäres Lehrprogramm für High School und Universität, das dank Bill Gates öffentlich ist und Schulen kostenlos zur Verfügung gestellt werden kann (seit 2014 auch bei *Sky* im deutschen Programm) [V. 113]. Erste Zwischenergebnisse:

Die eurasische Bevölkerung wuchs viel schneller als die amerikanische, weil viel mehr essbare Pflanzenarten und viel mehr Tierarten als Arbeitstiere oder Nahrung zur Verfügung standen. Sie entwickelte sich auch schneller, weil die West-Ost-Ausdehnung Eurasiens – das Afrika südlich der Sahara war davon isoliert – in Bezug auf Klimazonen weniger Umstellungen für Menschen, Tiere und Pflanzen verlangte als bei Amerikas Nord-Süd-Erstreckung [V. 114].

Bei *Evolutionärer Intelligenz* ist noch nichts Spektakuläres zu vermelden. Sie ist zu großen Teilen erblich und damit der Evolution unterworfen; „wie sie aber weitergegeben wird, ist noch nicht geklärt“ [V. 121]. Auf jeden Fall wird sie von der Künstlichen Intelligenz bald überboten werden, die nicht auf biologische Evolution angewiesen ist. Bereits im Jahr 2015 haben 10.000 Forscher vor „»intelligenten« Waffen“ gewarnt [V. 124].

Evolutionäre Kosmologie lässt sich in keiner Weise mit biologischem Rüstzeug beschreiben. Trotzdem beschäftigt sich Vollmer auch mit ihr, informiert uns über die aufgegebene Theorie des stationären Universums, denkt über außerirdisches Leben und seine eventuelle Belastung durch die Erbsünde nach [V. 128, 516, Fn 326], fragt sich, ob Naturgesetze einer Evolution unterworfen sein können, trennt Hypothesen von Spekulationen, versetzt Martin Heidegger berechtigterweise einen Seitenhieb, befasst sich mit dem inflationären Universum von Alan H. Guth und muss die Frage, wie aus Nichts Etwas werden konnte, unbeantwortet lassen. Ein Kapitel, das repräsentativ für das Buch steht. Eigentlich gar nicht Thema im engeren Sinn, gewinnt ihm Vollmer dermaßen viele Facetten ab, dass der neugierige Mensch – er kann anders als Primaten bis ins hohe Alter neugierig bleiben – es mit großem Interesse liest. Das gilt auch für das gesamte Buch, ganz gegen Vollmers eigenes Vor-Urteil [V. 16].

Evolutionäre Kulturtheorie: Bei den Kulturleistungen des Menschen verblüfft der Autor einmal mehr mit langen Listen, nach Jahrtausenden geordnet [V. 144-146], wobei er selbstredend weiß, dass die Leistungen selbst noch deutlich älter sein dürften als unser zufällig ältester Fund. Und er weiß, wie dramatisch Veralterungen vor sich gehen können: Die Domestizierung des Haus-

hundes liegt nicht mehr bei 10-, sondern bei 36.000 Jahren, das Alter der Hochseefischerei ist von 12- auf 42.000 Jahre gestiegen [V. 141]. Wir erfahren von zwei 'Flaschenhälsen' in der menschlichen Entwicklung: Vor 120.000 Jahren dürfte ein Vulkanausbruch die damaligen Menschen fast ausgerottet haben; und vor 75.000 Jahren vernichtete ein Ausbruch des Toba auf Sumatra 90 bis 99 % aller damaligen Menschen [V. 147]. Da drohte sogar die Gefahr von Inzucht; aber wie immer besteht die Gefahr, dass wir aus einer minimalen Fundsituation ein Maximum an Schlüssen ziehen, die beim nächsten Fund korrigiert oder verworfen werden müssen. So geht es dann weiter mit der Kunst des Feuermachens (vor 1,5 Mio. Jahren), mit der ersten (Flöten-)Musik vor 54.000 Jahren, dem Auftreten von Schamgefühl, dem Entstehen der ersten Drei-Generationen-Gruppen oder dem ersten Biergenuss. Es fehlt nicht eine Liste von Kulturgeschichten, wiederum ohne Friedell [V. 151 f.].

Für das Kernthema interessant ist, dass „die Kulturentwicklung ganz ähnlich verläuft wie die Evolution der Lebewesen, dass man deshalb *zu Recht* [...] von einer *Kulturevolution* sprechen kann“ [V. 153]. Wenn allerdings Richard Dawkins, Evolutionsbiologe, außerdem Naturalist wie Vollmer, Meme als Pendants zu Genen einführt, dann ist das dem Autor zu viel, denn: „Meme sind Ideen, und Ideen sind nun einmal nichts Materielles“ [V. 158].

„Dawkins, der ja vom *egoistischen* Gen spricht, betont ausdrücklich, dass solches Reden bei Genen wie bei Memen nur *metaphorisch* gemeint sein kann, findet dann allerdings auch die bloßen Metaphern sehr nützlich und nimmt das Risiko, missverstanden zu werden, bewusst in Kauf. Daraus erwächst ein wichtiger Kritikpunkt: Fortwährend reden Memetheoretiker so, als ob die Meme konkrete Dinge wären, denen man alle möglichen Ding-Eigenschaften zusprechen dürfte, geben aber auf Nachfrage bereitwillig zu, dass es sich dabei grundsätzlich nur um *fiktive* Dinge handelt. Man macht also Gebrauch von einer Ding-Suggestion, die man dann allerdings jederzeit wieder zurücknimmt“ [V. 158].

Dementsprechend gibt es grundlegende Unterschiede bei den beiden Evolutionen (von Lebewesen und von Kultur), wobei die gezielte Suche nach neuen Ideen und Problemlösungen am wichtigsten ist, verkürzt sie doch die Evolutionsdauer entscheidend.

„Angesichts der großen Versuchung, beide Evolutionstypen als strukturell ähnlich anzusehen und die Unterschiede zu unterschätzen, lohnt sich ein sorgfältiger Vergleich dann eben doch, weil erst und gerade dadurch auch die *Unterschiede* deutlich werden“ [V. 160].

Die *Evolutionäre Linguistik* mit über 20 Seiten übergehe ich, weil sie kaum Fortschritte aufweisen kann und weil manche angesichts vieler Rückschläge trocken meinen: „die Entstehung der menschlichen Sprache sei das härteste Problem der Wissenschaft überhaupt“ [V. 170]. Sind deshalb Spekulationen

verboten? „Wissenschaft lebt von kühnen Vermutungen und strenger Kritik“ [V. 174].

Stark herbeigeht wirkt auch die *Evolutionäre Literaturtheorie* (*Literary Darwinism*) mit ihrer These, „inhaltliche Teile der Literatur, vor allem die Moral von Epen und Romanen, mindestens aber ihre Wirkung, seien biologisch, letztlich sogar evolutionär erklärbar“ [V. 183]. Bei der hier angestrebten „Einheit des Wissens“ [V. 184] müssen auch die Mythen ‘daran glauben’. Die hier aktiven Forscher suchen Gemeinsamkeiten und kommen so zu drei Gruppen großer Mythen, eine vertritt der einäugige Zyklop Polyphem, „der Odysseus und seine Gefährten gefangen hält und verspeisen will, zuletzt aber von Odysseus überlistet wird“ [V. 185]. Spätestens wenn dieser Mythos eine vielleicht 15.000 Jahre alte Höhlenmalerei erklären soll, wird es Vollmer mulmig: „Zwar blicken wir damit weit zurück in die kulturelle Evolution des Menschen; ob wir dabei aber wirklich etwas erkennen, bleibt äußerst zweifelhaft“ [V. 186]. Hier vermisst der Rezensent den weit zurückliegenden Ansatz von Eduard Stucken, der hier im Heft separat besprochen wird (s. S. 291).

Bei der *Evolutionären Mathematik* interessiert: „wie kommt es eigentlich, dass die Mathematik als bloße *Strukturwissenschaft* sich so gut zur Beschreibung der *realen* Welt eignet?“ [V. 191]. Hier kommt uns u.a. zu Hilfe, dass die Welt nicht chaotisch, sondern strukturiert ist.

„Es ist also keineswegs selbstverständlich, dass wir Menschen eine zur Weltbeschreibung nutzbare Mathematik entwickelt haben; einer prästabilierten Harmonie oder eines Wunders bedurfte es dazu jedoch nicht“ [V. 192].

Mit der *Evolutionären Medizin* nähern wir uns wieder der Biologie. Hier geht es um neue Formen der Krebsbehandlung, bei denen ein Gleichgewicht gesucht wird zwischen ‘normalen’ und resistenten Krebszellen. Deshalb steht die Phagentheorie im Vordergrund. Phagen sind winzige Viren, die Bakterien angreifen. Das evolutive Moment ist hier, dass sich nicht nur die Bakterien evolutiv verändern, sondern auch die gegen sie eingesetzten Phagen. Ob man eine evolutionäre Medizin braucht, um festzustellen, dass die von der Kirche gepredigte Monogamie der Ausbreitung der Syphilis entgegentrat? [V. 195]

Bei den Zivilisationskrankheiten wird es wieder spannend, lässt sich doch aus der humanen Evolution mehr Verständnis etwa für Migräne oder für die Fettleibigkeit gewinnen, wobei Zucker und zuckerproduzierende Industrie ins Fadenkreuz der Kritik geraten. „Vor 10000 Jahren war süße, kalorienreiche Kost ein seltenes Geschenk, das ausgekostet werden musste. [...] Daraus folgt: Der Mensch ist darauf programmiert, sich mit Süßem den Bauch vollzuschlagen“ [V. 199] – so von Vollmer ausnahmsweise aus einem *Spiegel*-Artikel von 2012 zitiert.

Die *Evolutionäre Ökologie* bringt uns in Kontakt mit Axolotl und Fadenwurm als 'Haustieren' der Biologen. Bei der Unterabteilung Mensch und Ökologie bleibt nur die Feststellung: Wir sind und bleiben Kinder der Steinzeit und nutzen alle greifbaren Ressourcen ohne jede Verantwortung.

„Wir wollen kein Klagelied anstimmen. Wir wollen nur deutlich machen, dass unser ökologisches Verhalten immer noch steinzeitlich ist. In Verbindung mit der bereits bestehenden Übervölkerung der Erde und mit der nach wie vor dramatisch ansteigenden Weltbevölkerung führt das unweigerlich in die Katastrophe. Diese wird in Hungertod, Krieg und Seuchen bestehen; einer Sintflut oder einer biblischen Apokalypse bedarf es dazu nicht“ [V. 219].

Das Bild von *Homo stupidus* setzt sich in der *Evolutionären Ökonomik* fort, die nicht mehr von dem vollkommen rationalen *Homo oeconomicus* ausgeht, sondern von dem alltäglichen, irrationalen Marktteilnehmer, dessen Entscheidungsverhalten evolutionär entstanden ist und demnach anderen Bedingungen unterworfen war [V. 223].

Vollmer nährt die Hoffnung, dass auch ökonomische Prozesse, „hinter denen man einen Planer oder Lenker vermutet, auch *ohne* einen solchen ablaufen können“ [V. 226]. Hier scheint mir der Schluss falsch, denn seit Adam Smith († 1790) geht die Volkswirtschaft von einer unsichtbaren Hand aus, die alles lenkt. Globale Marktteilnehmer haben dieses Phantom erledigt.

Unter der *Evolutionären Pädagogik* findet sich ein überfälliger Hinweis: Vollmer spricht einmal davon, dass „die Natur“ einen breiten Spielraum lasse, *damit* wir jede beliebige natürliche Sprache als Muttersprache lernen können. Er bedient sich hier

„einer teleologischen Sprechweise. Wir wissen jedoch, dass sie in eine streng kausale Sprechweise übersetzt werden kann, die freilich viel umständlicher zu formulieren ist. Statt zu sagen »Die Kuh hat ein Euter, *damit* sie – falls sie ein Kalb hat – ihren Nachwuchs ernähren kann.« können wir auch sagen: »Die Kuh hat ein Euter, *weil* solche Vorfahren, welche die genetische Anlage für ein Euter hatten, ihre Nachkommen besser ernähren und damit mehr Gene in die nächste Generation bringen konnten.« So könnten wir auch ganz unteleologisch sagen, unser Spracherwerbsmechanismus sei für alle natürlichen Sprachen offen, *weil* er auf diese Weise mehr Anpassungsmöglichkeiten bot, und zwar sowohl Anpassungen des lernenden Individuums an die Umgebungssprache als auch Anpassungen der Sprache an neue ökologische und soziale Verhältnisse. Aber die teleologische Sprechweise ist eben viel kürzer, deshalb ist es bei Biologen und Anthropologen üblich und legitim, sich ihrer zu bedienen“ [V. 234].

Über diese Legitimität ließe sich streiten.

Unter der *Evolutionären Physik* erfahren wir nebenbei die ‘Väter der Kernfusion’ [V. 236], aber auch, dass diese Fachbezeichnung nicht immer passe, „denn Selbstreproduktion, Konkurrenz und natürliche Auslese spielen bei der Entstehung der chemischen Elemente keine nachweisbare Rolle“ [V. 237]. Den Quantendarwinismus [V. 238] überlassen wir Spezialisten wie Wojciech Zurek, während Vollmer eine seiner zahlreichen Warnungen vor Pseudowissenschaft und Pseudophysik einstreut [V. 240]. Auffällig erscheint, dass die Frage nach Induktion und Deduktion nicht mehr erwähnt [V. 323] und Karl Poppers „Welt 3“ der Metaphysik zugeordnet wird [V. 448 f.].

Bei der *Evolutionären Psychologie* werden sogar Parawissenschaften zum Thema: Vermutlich ist sie „die evolutionäre Disziplin, die – nach der Evolutionären Biologie – am meisten Resonanz gefunden und die meisten Ergebnisse erzielt hat“ [V. 248]. Als Beispiele für evolutionäre Wurzeln der Psychologie wählt er Aberglaube, Gewissen, Hierarchiedenken, Humor, Liebe, Treue, Eifersucht, Medienpsychologie, Parapsychologie, Risikoeinschätzung und Risikobereitschaft.

„Es wäre interessant zu untersuchen, ob etwa Weltuntergangsstimmungen oder Verschwörungstheorien aus den gleichen oder ähnlichen Quellen gespeist werden. Mit dem Aberglauben gemeinsam haben sie jedenfalls ihre empirische Unwiderlegbarkeit“ [V. 249].

Wie Verschwörungswissenschaften mittels statistischer Methoden aufgedeckt werden können [V. 541], ist ihm keine weitere Erläuterung wert (s. S. 299).

„Dieser Glaube [an das Unglaubliche] – oder jedenfalls die Bereitschaft, an Dinge jenseits der Vernunft zu glauben – sei allen Menschen gemeinsam und zeige sich schon in früher Kindheit. Er sei angeboren und müsse evolutionäre Überlebensvorteile gebracht haben. Er befriedige aber nicht nur unser Verlangen nach Antworten; vielmehr sei er auch eine wesentliche Grundlage für den Zusammenhalt unserer Gesellschaft [...]. Aberglaube ist bequem, Skepsis ist aufwendig. »Es ist einfach zu anstrengend, immer kritisch zu denken«, meint [Michael] Shermer in einem Interview“ [V. 250].

Hier wird auch die deutsche Gesellschaft zur wissenschaftlichen Untersuchung von Parawissenschaften (GWUP) hervorgehoben. Meine eigenen Erfahrungen waren jedoch die, dass ein Außenseiter, selbst wenn er keine Parawissenschaft betreibt, einfach nicht Recht haben darf. Den Vereinsmitgliedern mangelte es in diesem Fall erheblich an Selbstkritik. Die Kritik an den Parawissenschaften samt Kreationismus zieht sich durch das ganze Buch [V. 87, 162, 240, 249 ff., 529], in das er weder *Evolutionäre Astrologie* noch *Evolutionäre Hexerei* aufgenommen hat [V. 57]. Er sieht hier nicht zuletzt ein psychologisches Problem: „Wer an Wunder glaubt, verlernt das Fragen“ [V. 492].

Dazu gehört eine prachtvoll verknappte Sentenz darüber, dass die Menschen Wissen über Geheimnisse oder über die Zukunft zu brauchen meinen, und wo die eigentlichen Rätsel liegen:

„Will die Welt betrogen werden? Ja, vielleicht – aber warum? Wollen die Leute lieber falsche Antworten als gar keine? Offenbar – aber warum?“

[V. 261]

Bei der *Evolutionären Rechtstheorie* greifen wir nur einen kleinen Aspekt heraus.

„Die Befunde an Schimpansen legen nahe, dass auch Menschen ein angeborenes, genetisch vermitteltes, also evolutionär entstandenes Rechtsgefühl, Rechtsempfinden oder Rechtsbewusstsein mitbringen“ [V. 274].

Auch das Gewissen lässt stammesgeschichtliche Wurzeln vermuten [V. 252]. Da liegt es nahe, dass ein Individuum ohne solche Wurzeln gegenüber den anderen, evolutionsgebundenen zum Präsidenten gewählt werden kann.

Evolutionäre Religionswissenschaft kommt zu dem Befund: Das wissenschaftliche

„Ausschlussverfahren gibt es weder im Alltag noch in der Religion. Die Evolution hat uns also viel eher auf religiöses Denken vorbereitet als auf wissenschaftliches Vorgehen. Daher finden religiöse Überzeugungen viel leichter Eingang in unser Denken als wissenschaftliche, und Religionskritik ist dann erst recht im Hintertreffen“ [V. 281].

Das führt ihn hin zu Mystik und Moral, zu Ritualen und Mythen.

„Ein salomonisches Urteil wird wohl lauten, dass Religion, wie ein Buchtitel festhält, sowohl Vorteile als auch Nachteile hat. Religiöse Menschen werden dann eher die Vorteile, Religionskritiker eher die Nachteile und Gefahren hervorheben“ [V. 286].

Er betont auch, dass Darwin, dessen einziger universitärer Abschluss 1831 ein Baccalaureat in Theologie war, im Lauf der Zeit vollständig vom Glauben abgefallen ist. Er schrieb: „So beschlich mich sehr langsam der Unglaube, bis er schließlich vollständig war“ [V. 555].

Die *Evolutionäre Soziobiologie* konnte deutlich machen, dass Tier und Mensch gerade im sozialen Bereich einander viel ähnlicher sind als gedacht. Hatte die Verhaltensforschung noch geglaubt, das Verhalten von Lebewesen sei auf Arterhaltung ausgerichtet, änderte sie mittlerweile diese Blickrichtung: „sollte nach Darwin nicht jedes Tier versuchen, möglichst viele seiner *eigenen* Gene in die nächste Generation zu bringen?“ [V. 293]

Damit ließen sich Probleme angehen, die die Verhaltensforschung bislang nicht lösen konnte: das Kastenwesen bei Bienen oder Ameisen, die Lebensgeschichtevolution und den Kannibalismus.

Bei der *Evolutionären Spieltheorie* findet sich Überlegungen zum Gefangen-Dilemma [V. 300] ebenso wie ein für den Nicht-Biologen rätselhafter Satz. Vollmer staunt,

„wie viele natürliche Mechanismen es gibt, welche die Evolution schneller vorankommen lassen. Die Rekombination der Gene durch die Zweigeschlechtlichkeit ist eine davon; die Möglichkeit, nicht nur die Erbinformation, sondern auch die Mutationsrate zu variieren und zu optimieren, ist eine andere“ [V. 298].

Hier staunt der Rezensent, weil Vollmer nicht erläutert, wie die Mutationsrate variiert werden könnte, zumal doch 1962 die molekulare Uhr von Emile Zuckerkandl und Linus Pauling entdeckt wurde, „nach der sich Proteine und Gene mit gleichbleibender Mutationsrate verändern“ [V. 142]. Von diesem natürlichen Mechanismus der Mutationsratenregelung schreibt Vollmer sonst nicht; er ist dem Rezensenten auch sonst noch nicht begegnet.

Bei der *Evolutionären Strategie* darf es einen Designer geben: wenn „jemand gezielt einige Faktoren der *biologischen* Evolution imitiert, um bestimmte Probleme zu lösen oder bestimmte Ziele zu erreichen. [...] Die typischen Faktoren oder Mechanismen bei einer Evolutionsstrategie sind stets *Variation* und *Selektion*, möglicherweise auch noch weitere, etwa *Rekombination* oder *Rückkopplung*. Die Variationen erfolgen dabei zwar »blind«, aber doch in einer vom Designer vorgegebenen Bandbreite“ [V. 303].

Der *Evolutionären Theologie* wird hier die Existenz abgesprochen, auch wenn in diesem Bereich Persönlichkeiten wie Rudolf Steiner oder Pierre Teilhard de Chardin anzusiedeln und ihre Thesen anzusprechen sind. Vollmer schließt mit der katholischen Theologie:

„In einer offiziellen Botschaft verkündet Papst Johannes Paul II.: »Der menschliche Körper hat seinen Ursprung in der belebten Materie, die vor ihm existiert. Die Geistseele hingegen ist unmittelbar von Gott geschaffen.« Letztere muss also immer noch – gänzlich evolutionswidrig – in einem göttlichen Akt erzeugt und eingepflanzt werden und soll darüber hinaus – ebenfalls evolutionswidrig – unsterblich sein. So wird der Evolutionsgedanke dualistisch halbiert und nur so weit zugelassen, dass er die heiligen Zwecke nicht durchkreuzt. Mit dieser Strategie aber stehen die Dogmatiker schon immer auf verlorenem Posten“ [V. 317 f.].

Da Vollmer auch Philosophie gelehrt hat, ist der zugehörige Teil ebenso fein gesponnen wie der wissenschaftliche. Da es hier noch mehr auf präzise Formulierungen und ihre Einbettung in den Gesamttext geht, beschränkt sich der Rezensent im Wesentlichen auf zwei Bereiche: zunächst die *Evolutionäre Erkenntnistheorie*, die maßgeblich von Vollmer mitgestaltet worden ist.

„Die Hauptthesen der Evolutionären Erkenntnistheorie lauten: Denken und Erkennen sind natürliche Leistungen des menschlichen Gehirns, und dieses Gehirn ist seinerseits auf natürliche Weise in der biologischen Evolution entstanden. Unsere kognitiven Strukturen *passen* (wenigstens teilweise) auf die Welt, weil sie sich stammesgeschichtlich in *Anpassung* an diese reale Welt herausgebildet haben, und weil sie sich auch bei jedem Einzelwesen mit der Umwelt auseinandersetzen müssen. Hier handelt es sich also um einen durchweg *naturalistischen* Ansatz“ [V. 359].

„Was ist Erkenntnis? Erkenntnis ist eine adäquate interne Rekonstruktion und Identifikation (meist) äußerer Objekte im erkennenden Subjekt. Natürlich gibt es auch Selbsterkenntnis.

Was ist die Hauptfrage der Evolutionären Erkenntnistheorie? Sie lautet: Wie kommt es, dass die (subjektiven) Strukturen menschlicher Erkenntnis auf die (objektiven) Strukturen der Realität in der Regel so gut passen?“

Antwort:

„Ihre Hauptthese lautet: Unser Erkenntnisapparat ist ein Ergebnis der (biologischen) Evolution. Die subjektiven Erkenntnisstrukturen passen auf die Welt, weil sie sich im Laufe der Evolution in Anpassung an diese reale Welt herausgebildet haben. Und sie stimmen mit den realen Strukturen teilweise überein, weil eine solche Übereinstimmung das Überleben unter Konkurrenz erleichterte“ [V. 363].

Dieser Ausschnitt der Welt, dem wir kognitiv angepasst sind, nennt Vollmer Mesokosmos; er lässt sich auf den sozialen Mesokosmos erweitern, also zu jenem „Ausschnitt unserer sozialen Umgebung, an den wir in unserem *Sozialverhalten* stammesgeschichtlich angepasst sind“ [V. 383]. Hier entstehen uns massive Probleme, weil

„Lebensbedingungen, die in unserer stammesgeschichtlichen Vergangenheit *nicht* vorkamen, heute aber häufig oder sogar die Regel sind:

Die Gruppen, in und mit denen wir leben, umfassen deutlich mehr als 100 Individuen.

Wir haben mehr Kontakte mit fremden als mit vertrauten Individuen.

Wir haben mehr indirekte Kontakte über (technische) Hilfsmittel als persönliche Kontakte.

Der Anteil neuartiger Tätigkeiten ist vergleichsweise hoch.

Wir sind nicht nur keine Jäger und Sammler, sondern auch kaum noch Ackerbauer oder Viehzüchter, sondern arbeiten an Maschinen, am Fließband, am Steuer, am Schreibtisch, am Telefon.

Wir machen mehr passive Erfahrungen (Berichte, Lektüre, Medien, Computer) als aktive.

Durch soziale und technische Veränderungen werden die Erfahrungen einer Generation für die nächste zunehmend unbrauchbar. [!]

Wir lernen mit und an Maschinen statt an Menschen und entwickeln entsprechende Gewohnheiten und Denkmodelle.

Wir erleben weder unsere ökologischen Lebensvoraussetzungen noch die Folgen unserer Handlungen direkt genug, um individuell daraus zu lernen. Viele Kinder wachsen mit nur einem Elternteil auf, lernen also das jeweils andere Geschlecht und die andere Hälfte der Familie kaum kennen.

Bei Einzelkindern über mehrere Generationen gibt es keine Großfamilie mehr“ [V. 383 f.].

Mit anderen Worten: Wir sind für die von uns selbst geschaffene Umwelt, ob kognitiver oder sozialer Mesokosmos, nicht besonders, vielleicht auch gar nicht geeignet. Hier lagert bislang wenig beachteter Sprengstoff. Daraus gleich noch eine Folgerung:

„Von den gefürchteten atomaren, biologischen und chemischen Waffen (ABC-Waffen) dürften deshalb die biologischen am gefährlichsten sein, weil ihre Ausbreitung, einmal begonnen, kaum noch beherrschbar sein könnte“ [V. 482].

Natürlich kennt Vollmer auch das frisch geschaffene Anthropozän und seinen ‚Erfinder‘, den Chemiker und Nobelpreisträger Paul Crutzen, der das Wort im Jahr 2000 für die ab da laufende Zeit vorgeschlagen hat [V. 485]. Ob das Anthropozän sich nach Jahrzehnten bemisst oder wenigstens ein Jahrtausend erreichen wird und damit zumindest ein Promille der Zeit, die wir für eine geologische Entwicklungsstufe ansetzen würden?

Dem *Evolutionären Humanismus* ist ein längerer Abschnitt gewidmet, der sogar weltweit die Institutionen nennt, die ihn unterstützen. Helmut Fink fasst die Besonderheit dieses seit 1945 entstandenen (neuen) Humanismus zusammen:

„»Der neue Atheismus ist eine Absage an Gott. *Der neue Humanismus ist eine Zusage an den Menschen.*« Zu dieser Zusage sollte natürlich auch die Toleranz und die Anerkennung gegenüber Gläubigen gehören“ [V. 420].

Und damit zum *Evolutionären Naturalismus*, dem sich Vollmer zugehörig fühlt. Dessen Position lässt sich am kürzesten durch die These charakterisieren: „**überall und immer geht es in unserer Welt mit rechten Dingen zu**“ [V. 452; Hvhg. II]. Das wird später genauer aufgeschlüsselt [V. 455-457]. Ohne transzendente Instanzen werden Werte und Normen von den Menschen selbst gesetzt.

„Wer seinem Leben einen Sinn geben möchte, muss diesen Sinn von anderen übernehmen oder selbst wählen; in der Welt da draußen wird er ihn nicht finden, auch wenn äußere Gegebenheiten und Ereignisse Anlässe für eine Sinnggebung oder für einen »Sinneswandel« eine wesentliche Rolle spielen können“ [V. 458].

Zu Vollmers Klarheit als Beispiel ein Problem, zu dem sich in dieser Zeitschrift schon einige Autoren geäußert haben: die Frage, ob laut Paul Dirac (1937) die Schwerkraft im Lauf der Zeit abnehme und sich deshalb, laut Pascual Jordan (1966), die Erdkruste mit den Kontinenten auf einer Erde mit nur dem halben Durchmesser gebildet habe. Das hätte massive Auswirkungen auf Geschwindigkeit und Umlaufzeit des Mondes.

„Zwar entfernt sich der Mond, wie man durch Laufzeitmessungen von Radarsignalen herausgefunden hat, tatsächlich von der Erde, aber nicht etwa deshalb, weil die Gravitationskonstante und damit die Anziehung zwischen Erde und Mond abnähme, sondern weil die Erde durch die Gezeitenreibung in ihrer Drehung gebremst wird, dadurch an Drehimpuls verliert, den wiederum der Mond durch Vergrößerung des Abstandes übernimmt, sodass der Gesamtdrehimpuls des Erde-Mond-Systems erhalten bleibt – wie es nach dem Erhaltungssatz für den Drehimpuls ja auch sein muss“ [V. 451].

Vollmer zitiert einmal Bill Brysons Buch *Eine kurze Geschichte von fast allem*: „voller interessanter Fakten, allerdings unsystematisch und mehr Wissenschafts- als Weltgeschichte [V. 497, Fn 52]. Das ließe sich für sein Buch *Im Lichte der Evolution* modifizieren: ein äußerst systematisches Buch über Wissenschafts- wie über Weltgeschichte, voller interessanter Gedankengänge und belegter Fakten. Hinzu kommen hohes Niveau, gute Verständlichkeit und erstaunlicher Aktualitätsgrad.

Der Skeptiker in mir verweist erneut auf die Holzwespen-Schlupfwespe. Sie hat mehrere signifikante Fähigkeiten: einen *extrem feinen Geruchssinn*, mit dem sie Larven der von ihr präferierten Holzwespen oder Bockkäfer mehrere Zentimeter tief im Holz erschnuppert, so präzise, dass sie anschließend die winzige Larve ‘aufspießen’ kann. Dazu hat das Weibchen einen 3,5 cm langen Legestachel, mit dem es *punktgenau durch Holz bohrt*. Durch den Stachel injiziert es der Larve ein *Gift, das nur lähmt*, nicht tötet. Dann setzt es das eigene Ei in die Larve, die als lebende Vorratskammer dient. Die eigene Evolution kann erst begonnen haben, nachdem es die Wirtstiere gab. Wie pflanzte sich die Schlupfwespe fort, bevor sie Geruchssinn, Holzbohrer und das passende Gift hatte? Noch rätselhafter: Die Holzwespen-Schlupfwespe hat einen Kleptoparasiten. Diese Schlupfwespe findet das bereits gebohrte Loch und legt ihrerseits ihr Ei in die bereits parasitierte Larve. Dieses Tier hatte noch weniger Zeit für seine eigene Evolution.

Aber Vollmer erträgt auch Skeptiker, darunter den chinesischen Meister Zhuang, der nicht weiß, ob er träumt, ein Schmetterling zu sein, oder vielleicht ein Schmetterling ist, der träumt, Zhuang zu sein [V. 411]. Ihm begegnen wir auf S. 330 bei Eduard Stucken wieder.

Verschörungstheorien mathematisch aufdecken?

Eine Ergänzung durch Heribert Illig

Dank eines Hinweises durch Jürgen Nusseck, Hamburg

In diesem Heft wird erwähnt, dass es für Gerhard Vollmer selbstverständlich ist, Verschwörungstheorien mathematisch-statistisch aufzudecken (vgl. S. 293). Nun ist dazu ein Artikel in *Spektrum der Wissenschaft* erschienen, der die verblüffende Methodik erhellet; allerdings stellt sie Christoph Pöppe mit einer gewissen Zurückhaltung vor.

Sie geht auf David Robert Grimes [2016] zurück, der sich nicht mit dem Inhalt von Verschwörungstheorien beschäftigt, sondern mit der „Geschwätzigkeit“ der Beteiligten.

„Wenn nur ein einziger der Verschwörer sein Wissen preisgäbe – weil er seinem Chef eins auswischen will, weil sein Gewissen ihn plagt, weil er aus Versehen eine Mappe mit Geheimdokumenten im Café liegen lässt, weil eine sowjetische Agentin ihn umgarnt oder aus welchen Gründen auch immer –, dann würde die Sache damit auffliegen [...] Am Ende kommt unweigerlich die Wahrheit ans Licht, weil es nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung praktisch nicht anders kommen kann. Das gilt zumindest, wenn die Zahl der Mitwisser hinreichend groß ist“ [Pöppe, 64].

Das interessierte die Medien, denn

„wann kann man schon über eine mathematische Arbeit berichten, die mit ganz konkreten Zahlen als Ergebnissen aufwartet? Etwa so: »Höchstens 2521 Menschen dürfen in ein Geheimnis eingeweiht werden, das man mindestens fünf Jahre bewahren möchte.«

Pech nur, dass diese scheinbar so präzisen Zahlen in Wirklichkeit sehr willkürlich sind und Grimes' Arbeit darüber hinaus schwere handwerkliche Fehler enthält. In den Kommentaren zur Onlineveröffentlichung blieb dem Autor und dem Herausgeber nichts anderes übrig, als die Fehler zuzugeben und darauf zu verweisen, dass diese nur eines von mehreren Beispielen betrafen, während die Hauptlinie der Argumentation Bestand habe. Die allerdings, so ein anderer Kommentator, ist nicht neu...“ [Pöppe, 64 f.].

Pöppe lässt sich davon ebenso wenig abschrecken wie von dem Umstand, dass man nur die aufgedeckten Verschwörungen kennt. Man postuliert einfach eine Wahrscheinlichkeit p , mit der ein irgendwie Beteiligter „in einer Zeiteinheit – sagen wir einem Jahr – das Geheimnis preisgibt“ [ebd. 66]. Das

nicht schätzbare p gewann Grimes aus Edward Snowdons Veröffentlichungen von Geheimdienstunterlagen und einem anderen Geheimnisverrat. Mit dieser minimalen Zweier-Stichprobe kam er auf ein p von $4 \cdot 10^{-6}$. Anders formuliert: Jeder Verschwörer greift pro Jahr einmal in einen Sack mit 250.000 Kugeln, von denen nur eine rot ist. Zieht er die rote, ist das Geheimnis keines mehr. Je mehr Verschwörer beteiligt sind, desto wahrscheinlicher wird es, dass einer von ihnen die rote Kugel erwischt. Jetzt muss die Anzahl der Verschwörer (N) nur möglichst groß sein, dann wird der Geheimnisverrat immer wahrscheinlicher. Es geht also um $p \cdot N$ oder um die Näherung e^{-pN} , die den mathematischen Überstieg auf die Poisson-Verteilung ermöglicht. Demnach würde mit der Zeit jede Verschwörung verraten. Allerdings ist auch die Lebensdauer der Mitverschwörer zu berücksichtigen. Dann gilt:

„Nach einigen Jahrzehnten muss man kaum mehr fürchten, dass noch eine Jugendsünde ans Tageslicht kommt, denn fast alle Mitwisser sind gestorben“ [ebd. 67].

Bei der Mondfahrt mit geschätzten 400.000 Mitwissern hätte es kein Jahrzehnt gedauert, bis etwas durchgesickert wäre. Demnach wäre die ‘Mondlandung als Fake’ widerlegt. Aber wie sieht es viel früher aus?

„Hätte – ganz ohne Internet – eine Verschwörung im Mittelalter bessere Chancen gehabt? Hätten irgendwelche Mächte jeden, der eine Klosterchronik schrieb, dazu veranlassen können, nach dem Jahr 614 mit 911 fortzufahren und/der dem widersprechende Aufzeichnungen zu fälschen, wie der Publizist Heribert Illig behauptet (»Das erfundene Mittelalter«, 1996)?

Nun, N ist nicht übermäßig groß und p schwer abzuschätzen. Wie wahrscheinlich ist es, dass ein Mönch sich zwar – unter welchem Druck auch immer – bereift findet, eine Chronik mit falschen Daten zu schreiben, aber darüber eine Notiz anfertigt und diese die Jahrhunderte überdauert, bis ein Historiker sie entdeckt? Für eine seriöse Schätzung von N und p müsste man ernsthafte Geschichtswissenschaft treiben. Aber ich wage die Prognose, dass das Produkt Np deutlich über 1 liegt. Da bislang keine solche Notiz gefunden wurde...“ [Pöppe, 68; der Schluss des Artikels].

Hier wird nicht diskutiert, ob es beim erfundenen Mittelalter überhaupt um eine Verschwörungstheorie geht, weil unter die mathematische Behandlung z.B. auch „Geschäftsgeheimnisse wie die Rezeptur von Coca-Cola“ fallen [ebd. 65] – und das kommt der Sache deutlich näher. Aber was hat Pöppe nun herausbekommen?

Wir sehen uns dazu noch einmal das erste Zitat an, wonach die Wahrheit unweigerlich ans Licht kommt, wenn die Zahl der Mitwisser hinreichend groß ist. Es setzt sich fort mit:

„Da bisher kein Zeuge und kein belastbares Indiz für eine so groß ange-

legte Fälschung aufgetaucht sind, folgt im Umkehrschluss, dass die Bilder von der Mondlandung echt sind“ [ebd. 64].

Doch mittelalterliche Fälschungen wurden auch ohne die oben postulierte Notiz aufgedeckt. So entstanden gemäß herrschender Lehre die Pseudoisidorien in der zweiten Hälfte des 9. Jh. und wurden erst 1628 von David Blondel definitiv entlarvt, nachdem schon länger Zweifel schwelten. (Von mir wird die Fälschung zu Beginn des 11. Jh. gesehen und so der antizipatorische Faktor miterklärt: „Für etwa 150 bis 200 Jahre war der Erfolg der Fälscher eher mäßig“ [wiki → Pseudoisidor]).

Die berühmteste Fälschung des Mittelalters, die Konstantinische Schenkung, stammt angeblich aus der Zeit um 800, war vielleicht um 1000 bekannt und wurde erst 1433 durch Kardinal Nikolaus von Kues und dann 1440 durch Lorenzo de Valla aufgedeckt. Da nunmehr die römische Kirche behauptete, der Inhalt sei echt, die Fälschung stamme aber von Griechen, nicht von den Päpsten, musste der Priester und Kirchentheologe Ignaz von Döllinger im 19. Jh. nachweisen, dass es nie einen griechischen Originaltext gegeben hat, worauf auch die katholische Kirche anerkannte, „dass der Anspruch auf weltliche Macht nicht durch ein Geschenk des römischen Kaisers gerechtfertigt sein könne“, also eine Fälschung vorliege. Zum vollen Einsatz kam diese Fälschung, ebenfalls mit antizipatorischem Charakter, erst 1053 [wiki → Konstantinische Schenkung].

Also mindestens 1.000 Jahre ganz ohne Zeugen und Fälschungszeugnis. Und trotzdem gefälscht. Das gilt umso mehr für merowingische Königsdiplome, die erst im 21. Jh. als Fälschungen aufgedeckt worden sind. Viele andere Urkunden sind noch nicht als Fälschungen akzeptiert.

Und wie steht es mit $p \cdot N$ beim erfundenen Mittelalter? Im Extrem als Mitwisser nur Papst, Kaiser und der Kanzleileiter, während die anderen Schreiber seiner Vorlage folgten. Also $N = 3$. Bei $p = 4 \cdot 10^{-6}$ liegt pN nicht deutlich über, sondern sehr weit unter 1. Das wird sehr wahrscheinlich weder für Pöppe noch für Grimes ein Erfolg.

Literatur

Grimes, David Robert (2016): On the Viability of Conspiratorial Beliefs; *PLoS (Public Library of Science) One* 11, e0147905

Illig, Heribert (2017): Wo gäbe es keine Evolution? Eine Vollmer-Rezension mit Blütenlese; *Zeitenstrünge* 29 (2) 279-298

Pöppe, Christoph (2017): Und die Mondlandung fand doch statt! Eine Inszenierung wäre mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit inzwischen aufgefliegen. Allgemein gilt: Verschwörungstheorien lassen sich mit statistischen Mitteln widerlegen; *Spektrum der Wissenschaft*, 4/2017, 64-68

wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikel

Von Apoll zum hl. Michael – über 4.000 km

Eine Rätzellinie, nachvollzogen von Heribert Illig

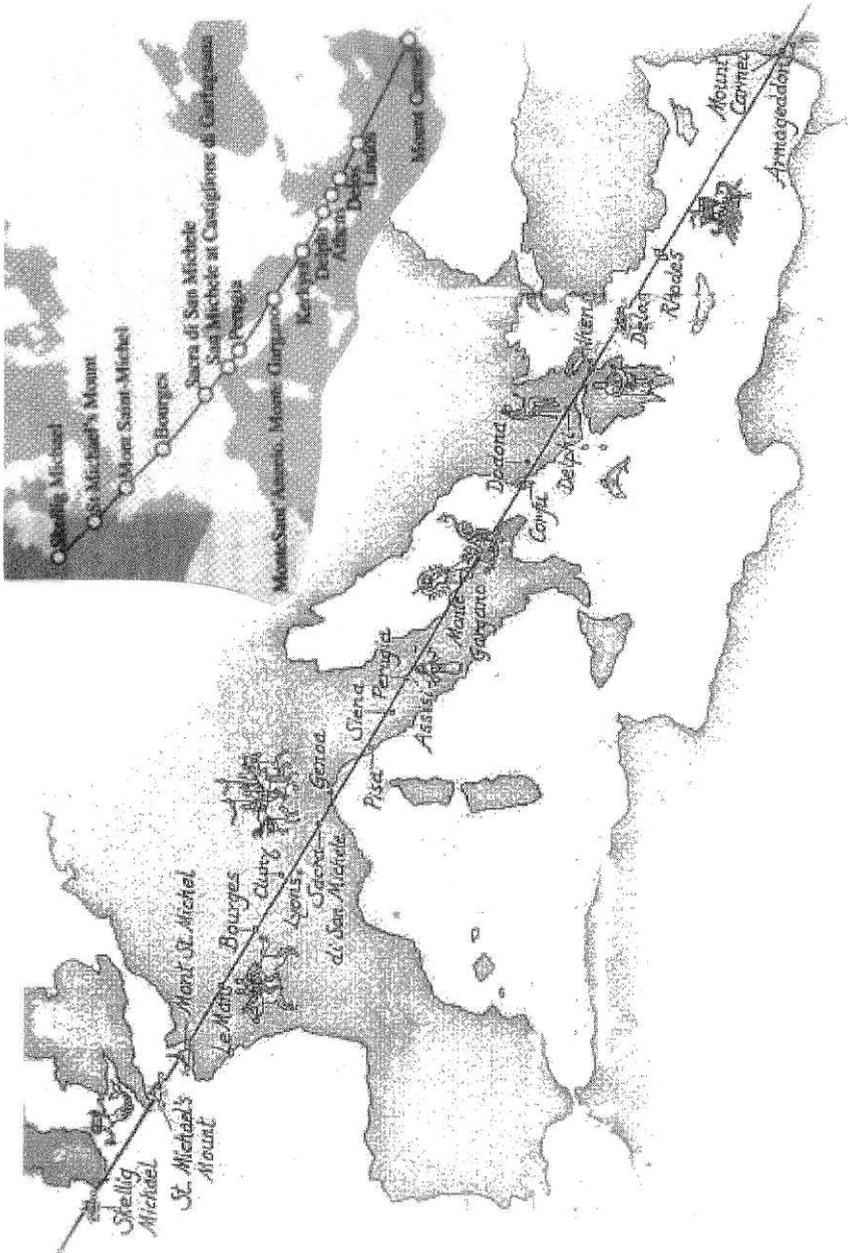
Die astrologische Gerade von Jean Richer

Vor genau 50 Jahren hat Jean **RICHER** 1967 [= **R.**] darüber publiziert, dass drei große, hochberühmte griechische Heiligtümer auf einer Geraden liegen: Delphi – Athen – Delos. Delphi ist nicht nur das berühmteste Orakel der Antike, sondern hatte für Apollon einen gerühmten Tempel und besaß einen oder sogar den Omphalos, den Nabel (der Welt). Auf der Akropolis in Athen war der Parthenon als größter und schönster der dortigen Tempel der Athene geweiht. Die winzige Insel Delos bildet nicht nur das Zentrum der kreisförmig angeordneten Kykladen, sondern galt als Geburtsort von Artemis und Apollon, galt als seine heilige Insel mit drei ihm geweihten Tempeln [Mehling, 40], beherbergte ein Orakel und war eine Wallfahrtsstätte, so heilig, dass auf ihr weder Geburten noch Todesfälle oder Bestattungen zulässig waren. Nicht gestört hat allerdings, dass hier „der Hauptsklavenmarkt der alten Welt“ angesiedelt war und – neben ägyptischen Heiligtümern – auch die älteste nachgewiesene Synagoge, aus dem -2. Jh. [wiki → Delos].

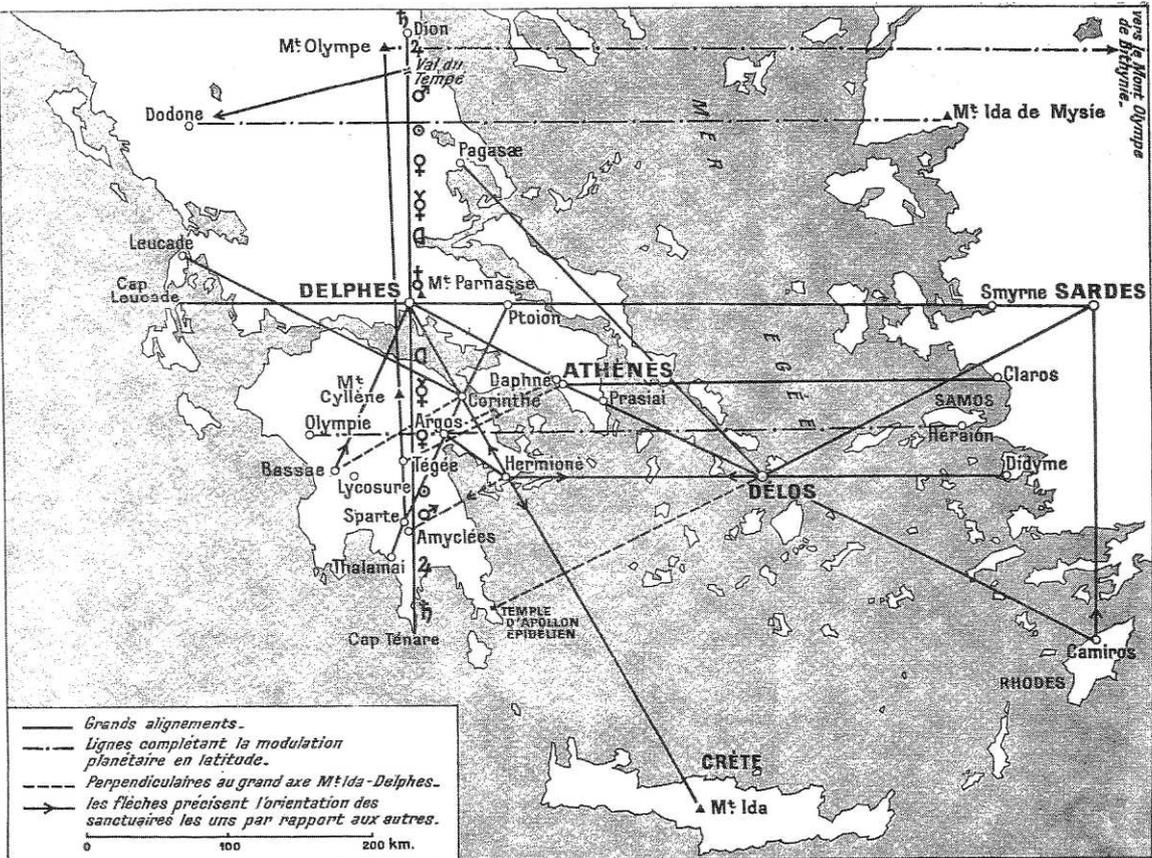
Richer suchte nun weitere Verbindungen zwischen Kultstätten. Das hat einige markante Beziehungen in geometrischer Form erbracht, etwa zwischen den drei Heiligtümern Delphi, dem lydischen Sardes und der ägyptischen Oase Siwa, einem alten Heiligtum des Zeus-Ammon, wobei Delphi auf gleicher geographischer Breite wie Sardes liegt, symmetrisch zum Meridian des Ammonium, auf dem wiederum Delos zu finden ist.

Als Astrologe legt er nun um jedes Heiligtum einen Tierkreis; aus diesen Rosetten ergeben sich dermaßen zahlreiche Bezüge zwischen den Kultstätten auf damaligem griechischen Gebiet, also im klassischen Griechenland, in Makedonien, Kleinasien und den griechischen Inseln bis Kreta und Zypern, dass sie in Beliebigkeit verfallen (vgl. dazu diverse Karten [R. 67, 127, 274, 275]). Das geschieht auch deshalb, weil er nicht allein die zwölf Tierkreiszeichen kennt, sondern auch Stellvertreter von ihnen:

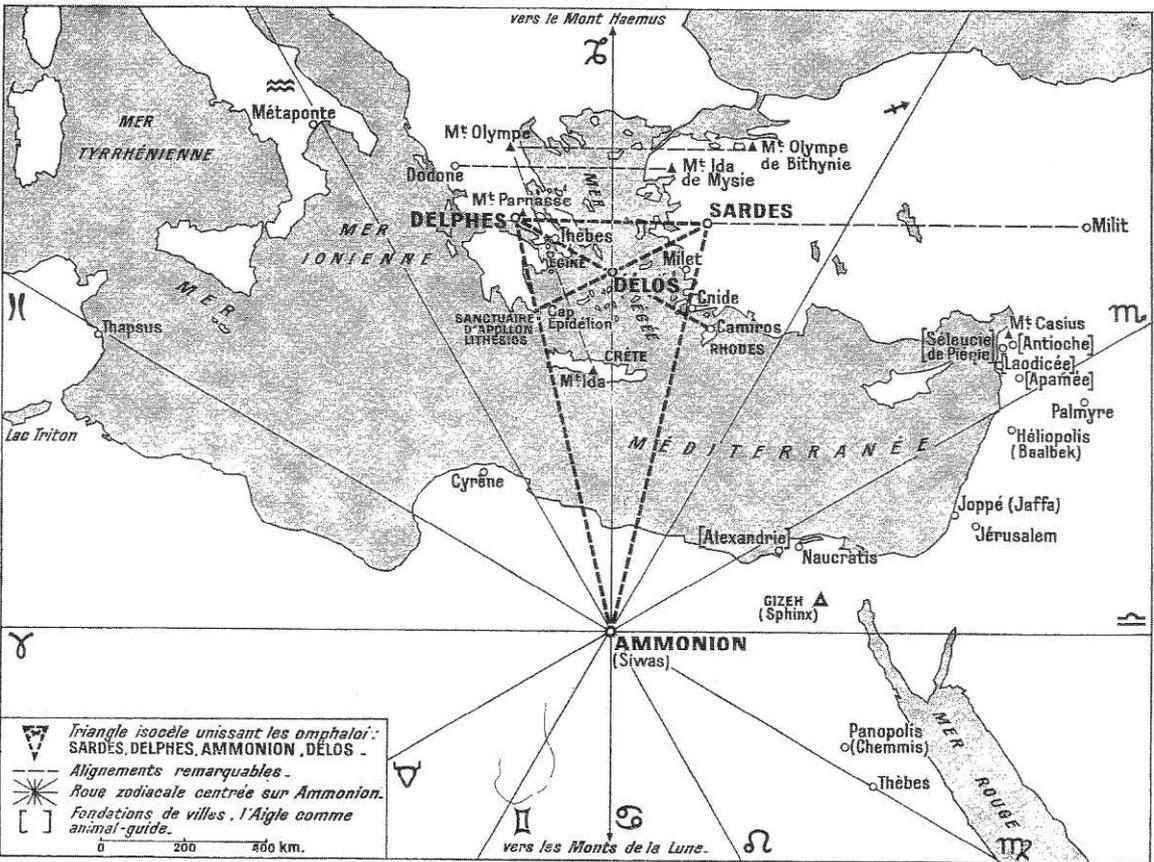
| | |
|--|--------------------------------|
| Widder = Sphinx, Affe | Stier = Hase |
| Zwillinge = Dioskuren, Reiter, Pferd | Krebs = Krabbe, Polyp, Spirale |
| Löwe = Hund (Sirius) | Jungfrau = Nadel, Gorgone |
| Waage = Sphinx | Skorpion = Adler (Hahn) |
| Schütze = Kentaur, Blitz, Schwan | Steinbock = Lyra, Delphin |
| Wassermann = Amphore, Vase, Pferd, Flügelpferd (Pegasus) | |
| Fische = Wildschwein [R. 10]. | |



Die vielfach dargestellte und variierte Apollon/St. Michaels-Gerade in zwei mehr oder weniger lesbaren Fassungen [duversity].



Die von Jean Richer zunächst festgestellte gerade Linie von **Delos** über **Athen** nach **Delphi** (R. 26), hier noch mit mäßigen Einsatz vielfältiger Konstruktionslinien.



Jean Richers eindrucksvolles, gleichschenkeliges Dreieck zwischen Delphi, Sardes und der Oase Siwas, mit Delos im Zentrum [R. 103].

Mit diesem Formenschatz lassen sich alte Münzen oder Vasenabbildungen durchweg astronomisch ausdeuten. Aber wir folgen Richer nicht in diese esoterische Richtung, sondern halten uns an seine ursprüngliche Leitachse:

Von Delphi über den Mysterienort Eleusis nach Athen, nach dem Apollon-Tempel von Prasiai dann Delos und schließlich Kameiros auf Rhodos, ebenfalls mit einem Apollonheiligtum. In Richtung Nordwest läuft die Linie weit am Orakel von Dodona vorbei und endet für ihn bei Paléopolis auf Kerkyra [R. 189], *also in der antiken Siedlung Kerkyra auf Korfu, die allerdings nur einen Artemis-Tempel besaß* [Mehling, 83].

In der zweiten Auflage der 'geheiligten griechischen Geographie' von 1983 bringt er eine auffällig knappe Ergänzung:

„Unser Bruder, LUCIEN RICHER, hat gezeigt, dass sich die verlängerte Achse des großen Kreises Delos-Athen-Delphi in der Linie des hl. Michael fortsetzt: Monte Sant'Angelo / Sacra di San Michele [bei Turin] / Mont Saint-Michel / Saint Michel Mount / Skellig Michael. So erscheint der hl. Michael tatsächlich als der Nachfolger eines Apollon, der an dieser Achse liegt (siehe Atlantis, Mai-Juni 1977)“ [R. 276; Hvhg, dazu Übersetzung hier und im Weiteren III].

Die Brüder haben diese bedeutende Linienverlängerung in Raum und Zeit in keinem weiteren Buch vertieft; Jean hat eine geheiligte Geographie des römischen Italien folgen lassen [1985], aber diesen epochalen Fund nicht mehr gewürdigt. Mir ist es nicht gelungen, das einschlägige Heft der Zeitschrift *Atlantis* von 1977 rechtzeitig aufzutreiben. Doch werden die wesentlichen Fakten durch Autoren wie Luca Amendola so gut wiedergegeben, dass es erlaubt sei, diese Arbeit gewissermaßen ‚indirekt‘ ins Spiel zu bringen.

Die dramatische Linienverlängerung durch *Lucien Richer*

Mit *Luca Amendola* [2016] hat kürzlich ein Physiker das Thema wissenschaftlicher behandelt, als viele Ley-Spezialisten es tun. Er gab fast 40 Jahre nach Lucien Richer – dem er leider den Vornamen Julien zuteilt – einen Überblick, bei dem es nicht zuletzt um den realen Charakter der gefundenen Linie geht. Sie läuft nun von Irland bis Israel über:

- **Skellig Michael** vor der westirischen Küste: wohl im 7. Jh. gegründete Mönchsgemeinschaft in Hütten mit falschem Gewölbe, 180 m über dem Meer auf steilem, unwirtlichen Felsen.
- **Mount St. Michael** an der Südküste Cornwalls: vielleicht ab dem 8. Jh. ein Kloster, dem Edward der Bekenner den Namen *Norman Abbey of Mont Saint-Michel* gab. Gemäß der *Legenda Aurea* zeigte sich der Erzengel dort bereits im 5. Jh. Älteste erhaltene Gebäude aus dem 12. Jh. [en.wiki → St Michael's Mount].

- **Mont Saint-Michel** am Grenzfluss zwischen Normandie und Bretagne: 92 m hohe pyramidale Insel. Der Erzengel verlangte gemäß der Legende 708 den Bau einer Kirche. So geschah es. 966 wurde ein Kloster gegründet.
- **Bourges** mit seiner berühmten gotischen Marien-Kathedrale, ab 1195.
- **Sacra di San Michele** nahe Turin, ein 'Gipfel-Kloster' auf 962 m Höhe, anno 983 gegründet.
- **Chiesa di San Galgano** südöstlich von Siena; die 1220 begonnene Klosterkirche als Ruine. In direkter Nachbarschaft die Rotonda von Montesiipi.
- **Garfagnana: Chiesa di San Michele Archangelo** im Ortsteil Colle von Castelnuovo, erstmals 1178 erwähnt. Der langobardische Ort wird 740 erstmals genannt (trotzdem von Amendola [1] weggelassen).
- Rundkirche **San Michele Arcangelo** im umbrischen **Perugia** aus dem 5./6. Jh.
- **Santuario di San Michele Archangelo** auf dem **Gargano** (auf dem Sporn des italienischen Stiefels). Hier erschien am 8. Mai 492 der Erzengel einigen Hirten. Die Höhlenkirche ist einer der ältesten Pilgerorte des Abendlands. Die Stadt Monte Sant'Angelo wurde erst um 1000 durch Normannen gegründet.
- **Korfu**: an der Westküste liegt über dem alten Paläokastritsa die Festung **Angelókaastro** (Engelsburg, wohl wie die römisch-heidnische Engelsburg dem Erzengel Michael geweiht), erst im 13. Jh. gegründet [Mehling, 85].
- **Delphi**,
- Mysterienort **Eleusis**,
- **Athen** (für Amendola nicht exakt auf der Linie),
- **Prasiai**, Apollon-Heiligtum auf der Halbinsel Attika;
- **Delos**, Apollons Insel;
- **Symi**, eine griechische Insel mit einem Michaels-Kloster (aus dem 4. Jh., an der Stelle eines Apollon-Tempels);
- **Kameiros** auf **Rhodos**, Apollon-Heiligtum;
- **Kourion** nahe der **zyprischen** Südküste; Apollon Hauptgott der im -5. Jh. gegründeten Stadt. Von hier stammt auch die älteste Inschrift, die Apollon nennt.
- Berg **Carmel** in Israel. Im NT nicht erwähnt; im AT bei Elias, der im feurigen Wagen in den Himmel aufgefahren ist [2 Kön 2,1-18]. Deshalb sind in Griechenland häufig die höchsten Berge der Umgebung als Eliasberg benannt. In hier vertretener Sicht nicht linien-spezifisch! [gewonnen aus den einschlägigen wiki-Artikel, so nicht anders bezeichnet].

Amendola hat einige Linienpunkte ausgeschlossen, weil er keine überzeugenden Bezüge zum Erzengel oder zu Apollon gefunden hat: Bourges, Kerkyra und Lindos. Nur zwei davon sind auf obiger Liste herabgestuft. Denn es ging

auf Rhodos nicht um Lindos, sondern um Kameiros. Außerdem steht S. Michele di Garfagnana hier weiter ohne Einschränkung, weil Amendolas Begründung („wir haben keine historische Information vor dem 12. Jahrhundert, obwohl es sehr wohl viel älter sein kann“) bei diesem Ortsnamen keinen Ausschluss rechtfertigt. Generell gilt: Wer lange genug in den Legenden sucht, wird für alle Orte sehr frühe Nennungen finden. Deshalb hier eine Beschränkung auf die Daten für die existenten Bauwerke:

| | | | |
|-------------------|-----------|---------------------|---------|
| Perugia | 5./6. Jh. | Sacra bei Turin | 983 |
| Gargano | 6. Jh. | Garfagnana | 1178 |
| Skellig Michael | 7. Jh. | St. Michael's Mount | 12. Jh. |
| Mont Saint-Michel | 966 | Korfu | 13. Jh. |

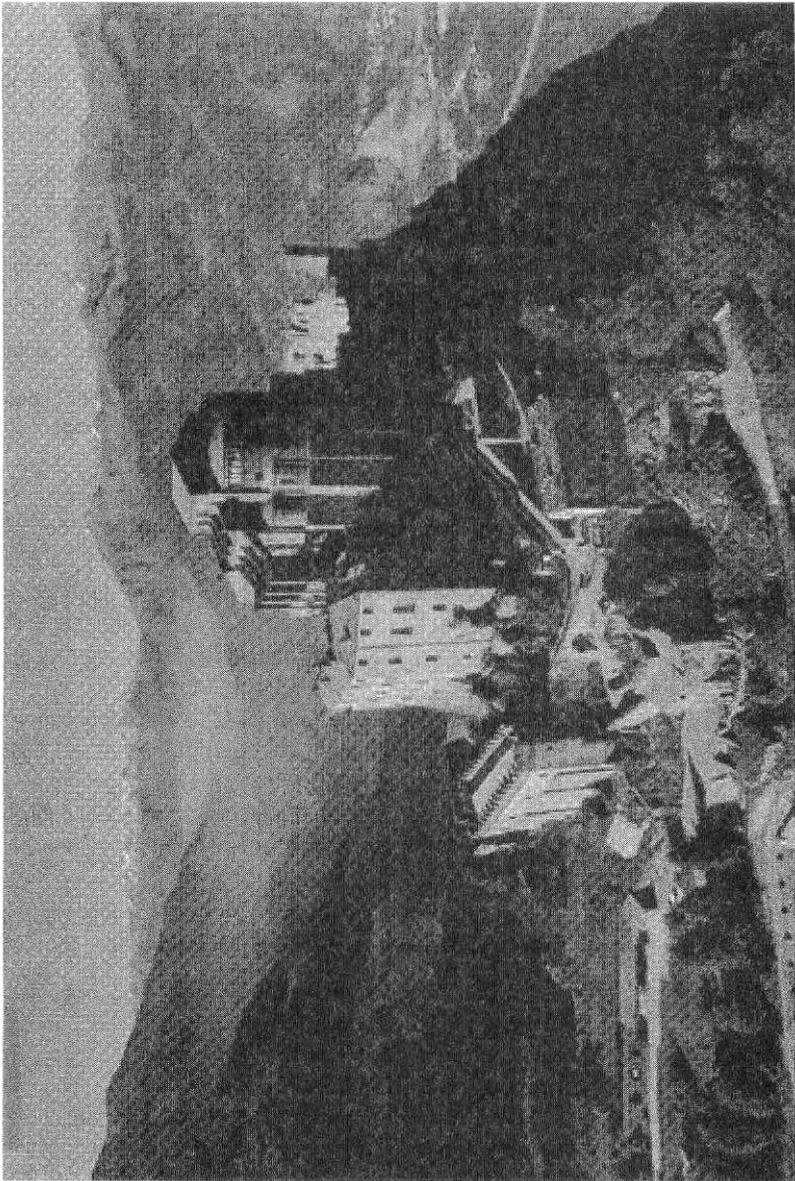
Demnach wurden richtungsweise Bauwerke bereits vor 614 errichtet und lassen eine Linienvermessung zum Ende der Spätantike möglich erscheinen.

Erzengel Michael

Was wird über den vielleicht ranghöchsten Erzengel berichtet, der beim Engelssturz Satan in die Hölle stieß? Wir befragen dazu das *Ökumenische Heiligenlexikon* [↔ Michael]:

„Michaels Verehrung kam im 4. Jahrhundert im Osten auf. Schon Mitte des 5. Jahrhunderts weihte Papst Leo I. ihm an einem 29. September die Kirche S. Michele in Rom. Europas ältestes Michaelsheiligtum ist Monte Sant'Angelo auf dem Gargano in Süditalien; am 8. Mai 492 soll der Erzengel den dort lebenden Menschen erschienen sein und verkündet haben: »Diese Grotte ist mir heilig, ich habe sie mir erwählt, ich selbst will ihr Beschützer sein. Dort, wo sich der Fels öffnet, werden die Sünden der Menschen vergeben.« Das über der Grotte erbaute Sanktuarium war eine wichtige Etappe der Pilger und Kreuzfahrer, die von Norditalien ins Heilige Land reisten; die Basilika wurde an einem 29. September geweiht. Michael wurde der Schutzherr der Römisch-Katholischen Kirche, später des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation. Viele Kirchen und Bergkapellen sind ihm geweiht, die bekannteste ist vermutlich die der Überlieferung nach 709 unter Bischof Aubert von Avranches – angeblich auf Michaels Geheiß – auf dem Monte Tombe entstandene und dann nach ihm benannte Kirche Mont St-Michel in der Normandie auf einer Insel, die zuvor ein keltisches Heiligtum krönte. Die Normannenherzöge, die Michael als Kriegspatron verehrten, bauten die Kapelle in drei Phasen zum Kloster mit der heutigen Kirche aus und schufen das als Wunder des Abendlandes berühmte Bauwerk.“

„Papst Franziskus und sein Vorgänger Benedikt XVI. segneten am 5. Juli 2013 gemeinsam eine Statue und weihten den Vatikan dem Heiligen Josef und dem Erzengel Michael“ [Kathpedia ↔ Erzengel Michael].



Sacra di San Michele auf der Spitze des Monte Pirchiriano in 962 m Höhe, am Ausgang des Susatals, 35 km westlich von Turin – buchstäblich ein hervorragendes Michaelsheiligtum [Youtube].

Wir ergänzen durch *Wikipedia* [↔ Michael]:

„In Konstantinopel waren dem hl. Michael zeitweise bis zu fünfzehn Kirchen geweiht. Deren wichtigste, das Michaelion, eine von Kaiser Konstantin dem Großen 314 errichtete Basilika, befand sich in Sosthenion, nahe der Stadt. Sie gilt als die älteste dem Erzengel Michael geweihte Kirche der Christenheit. [...]

Die älteste Michaelskirche im Westen war die Basilika an der Via Salaria nördlich von Rom, deren Reste 2000 wiederentdeckt wurden. Sie entstand laut archäologischen Datierungen zwischen 390 und 410. Die Ersterwähnung erfolgte 435. Ihre Weihedatum am 29. September wurde für die ganze lateinische Kirche zum Datum für das Fest des Erzengels. [...] Das Michaels Hauptheiligtum [sic] ist seither der Monte Sant'Angelo in Gargano (Apulien), wo der Erzengel 493 erschienen sein soll. Meist wurden ihm Bergheiligtümer geweiht.“

Bekanntlich sind Michaelsheiligtümer hoch positioniert. So gibt es gerade in romanischen Kirchen im westlichen Turmbereich öfters Michaelskapellen, die weit über dem Hauptschiffsniveau liegen und fast unzugänglich sind. Viel markanter sind natürliche Erhebungen, die von weitem zu sehen sind und einen noch weiteren Blick (aufs Meer) erlauben: Hier sind die Heiligtümer von Irland, von Cornwall, das an der französischen Küste, jenes hoch in den italienischen Alpen und in Apulien außergewöhnlich. Sie wurden gemäß Amendola alle von Mönchen des 4. bis 8. Jh. gegründet, manche über vorchristlichen Verehrungsstätten. Das ist weder klar zu bestätigen noch auszuschließen. Hervorzuheben ist, dass die Michaelinie als solche seit der Gründung der jüngsten Kirche, der Sacra im späten 10. Jh. bekannt gewesen sein soll. Dieses Sacra di San Michele liegt nicht nur ganz dicht an der Ideallinie (s.u.), sondern auch exakt in der Mitte zwischen Mont Saint-Michel und dem Santuario di San Michele del Gargano [Amendola, 2].

Korths Linienbündel am Gipfel des Mont Blanc

Vor 14 Jahre hat *Hans-Erdmann Korth* in dieser Zeitschrift zwei ganz ähnliche Linien präsentiert. Er ging zunächst empirisch von Linien aus, die zum Sonnenaufgang bzw. Sonnenuntergang am Tag der Sonnwenden ausgerichtet worden sind. Hinzu kamen doppelte Mondlinien, weil er die Extrempunkte der Kleinen und Großen Mondwende als entsprechend wichtig einschätzte. So gehören zu einem Standort drei durchgehende Linien bzw. ein Stern mit sechs Strahlen. Als Ausgangspunkt für ein Liniensystem wählte er den Mont Blanc – und war erstaunt, wie viele bekannte und seit alters her berühmte Orte auf den zugehörigen sechs Linien liegen: vom irischen Skellig Michael übers spanische Toledo bis Archangelsk am Eismeer, Troia an den Dardanellen

len und Alexandria an der ägyptischen Mittelmeerküste. Gemeint sind Sonnenauf- und -untergangslinie sowie die Mondauf- und -untergänge bei der Kleinen wie bei der Großen Mondwende. Er untermauert seine Kartenbefunde mit quantitativen Ortsnamenstudien, bei denen es ihm um Namensbestandteile wie Ger-, Alt-, Eich- oder Licht ging, die auf den Linien gehäuft auftreten [Korth 2005b, 607].

Doch jetzt kommt ein weiteres Erstaunen. Die einheitliche Linie, die von den beiden Brüdern als Michaels-Apollon-Athene-Linie über Berg und Tal, durchs Land wie übers Meer gezogen worden ist, setzt sich bei Korth aus zwei Strahlen vom Mont Blanc aus zusammen. Da ist einmal die Monduntergangslinie bei $-23,5^\circ$ für die Kleine Mondwende, die von Skellig Michael bis zum Mont Blanc führt, aber bereits den Mont Saint-Michel nicht mehr berührt und von Richers Linie bis zum Zentralberg immer weiter abweicht; vom Mont Blanc führt die Sonnenuntergangslinie dann mit $-33,5^\circ$ nach Südosten; sie ist mit Richers Linie erst ab dem Michaelsheiligtum auf dem Gargano identisch, von da an deckungsgleich bis Rhodos.

Da die Michaels-Linie von Lucien Richer 'einfach' die Verlängerung der griechischen Apollon-Linie bildet, läuft sie jedoch westlich am Mont Blanc vorbei und erhält entscheidende Unterstützung durch das Michaelsheiligtum *Sacra di San Michele*, 35 km westlich von Turin.

Weil Korth nur zwei Ausgaben später einen weiteren Fixpunkt mit wiederum drei durchlaufenden Linien präsentierte – diesmal die Insel im Orta-See – und um Parallellinien und zusätzliche Kleinsysteme ergänzte, zunächst von mir unterstützt [Illig 2005], wuchs die Befürchtung, dass in grauer Vorzeit bzw. bis ins frühe Mittelalter hinein die Bevölkerung weder Ernährungsprobleme noch Kriege kannte und deshalb ihre Zeit mit der gründlichen Vermessung von mindestens einem Kontinent verbringen konnte. Denn damals war längst der Versuch des Weltraumforschers *Heinz Kaminski* bekannt, über Europa ein rechtwinkliges, Nord-Süd und Ost-West orientiertes Liniensystem zu legen, das sowohl Stonehenge wie Santiago de Compostela integrierte, allerdings das System dem unbedeutenden Wormbach und nicht Aachen zuwies [Kaminski 1995; vgl. Illig 1996], und laut *Peter Amann* [1996] hatten die Kelten einen gerauteten Landschaftskalender über Süddeutschland gebreitet. Als Vater des britischen ley-Systems gilt *Alfred Watkins* (1855–1935), dem nach eigener Aussage 1921 das System der Ausrichtungslinien, nicht nur Alignements, zwischen Hügeln, Megalithbauten und Kirchen bewusst geworden sei [Michell, 26 f.]. (Dort ist übrigens eine weitere Michaels-Linie berühmt, die von St. Michael's Mount nach Nordosten läuft, über Glastonbury Tor und Avebury Henge nach Bury St. Edmunds Abbey.) Je feiner die Liniennetze konstruiert werden, desto sicherer sind sämtliche hervorhebbaren Städte und Stätten in ihnen enthalten; es gibt auch eine enggeführte Spirallinie über

Frankreich, die ebenfalls zwangsläufig alle wichtigen heiligen Stätten überstreicht. Vielleicht deshalb wurde Korths bereits angekündigter dritter Artikel über ein Liniensystem in Burgund [vgl. Korth 2005a, 172] der *Zeitensprünge*-Redaktion nicht mehr eingereicht.

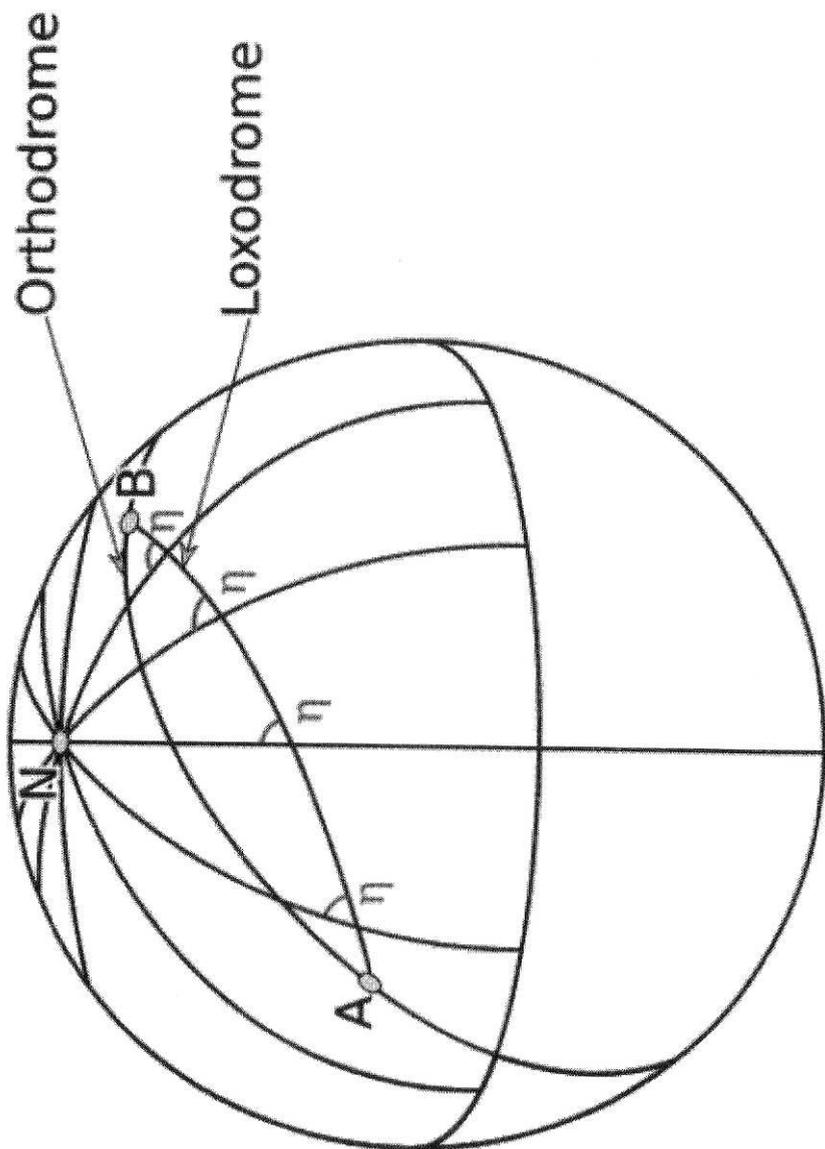
Wir tun also gut daran, die Linienzahl drastisch zu reduzieren, wenn wir nicht zusätzliches Wasser auf die Mühlen der Esoteriker leiten wollen; schließlich lässt sich allein mit Hilfe eines einfachen Nudellöffels so ziemlich alles zwischen Weltall, Erde und Mensch berechnen [vgl. Schumacher]. Das Entstehen derartiger Liniennetze ist allzu leicht mit der geodätischen Arbeit von Außerirdischen bei Einsatz ultraleistungsfähiger GPS-Systemen erklärbar. Es müsste allerdings noch Terraforming hinzutreten, damit die acht berührten Inseln an den richtigen Stellen aus dem Meer ragen, der Parnass Delphi beschatten und die Akropolis Athen überragen kann.

Nun erscheint aber die Apollon-Michaels-Linie derart spektakulär, dass zumindest der Verfasser ungern auf sie verzichten möchte. Der Linienschnittpunkt auf dem Mont Blanc erscheint dagegen nicht haltbar. Ringsum keine heilige Stätte, schon gar nicht auf dem Gipfel in 4.807 m Höhe, der wegen des mühsamen und gefährlichen Aufstiegs tatsächlich erstmals 1786 von Paccard und Balmat betreten worden sein dürfte. Trotzdem geht Korth [2005a, 190] von „direkte[r] Beobachtung des Sonnenuntergangs am Montblanc“ aus. Dieser ist aber auch kein Berg, der sich dem Beobachter als imposanter Gipfel vom Tal aus erschließt, ist er doch fast überall verdeckt. Bei der von Korth [2005a, 175 f.] geschilderten Landvermessungsmethode wäre eine alpine Landschaft als Ausgangsbasis sicher die schwierigste Übung, schwerer noch als die Peilung übers Meer. Und die Beschränkung auf die Tage der Sonn- und Mondwenden hätte die frühe ‚Kartographierung‘ über Jahrhunderte verzögert, weil nun einmal nicht jeder dieser ohnehin seltenen Sonnenauf- oder -untergang wettermäßig beobachtbar ist.

Die Wahl des großen weißen Bergs als Ursprungsort vieler Linien führte zu einem Knick in der Optik: Aus den beiden Linien mit $23,5^\circ$ und $33,5^\circ$, die zwangsläufig näher am Berg hin keine Bezugspunkte mehr ergeben, wird bei Lucien Richer eine durchgehende, schnurgerade Linie von $29,565^\circ$ [Amendola]. Dieser Winkel muss nicht mehr von Sonnen- oder Mondwenden bestimmt sein, sondern dürfte der Anfangskonstellation um Athen entstammen. So wird aus Richers astrologischer Studie über Korths astronomisches System eine schlichte Visurlinie.

Orthodrome und Loxodrome

Doch was für eine Linie wurde da für Apollon und den Erzengel Michael über Land und Meer geführt? Diese Linie über 4.190 km ist ein Fünftel der



Orthodrome und Loxodrome: Die kürzeste Verbindung zweier Punkte auf einer Kugeloberfläche ist die Orthodrome. Dagegen schneidet die Loxodrome alle Meridiane unter demselben Winkel η [wiki → Loxodrome]

Strecke von Pol zu Pol, was daran erinnert, dass wir auf einer Kugel leben und dass auf einer Kugeloberfläche gemessen wird. Sie ist bekanntlich auf einer flachen Karte nicht unverzerrt darzustellen; der Kartenzeichner muss sich entscheiden, ob er längen-, flächen- oder winkeltreu abbilden will. Das wird von der Vorgabe abhängen, die auch noch andere Möglichkeiten verlangen kann. Mit Hilfe eines Globus wäre die Sache einfach: Man spannt einen Faden zwischen zwei Punkten und erhält so die kürzestmögliche Verbindung, eine *Orthodrome*. Sie widerspricht dem schlichten Verstand, dem nicht sofort einsichtig ist, dass die Flugroute von Frankfurt nach Los Angeles nicht mählich nach Südwest 'hinunterzieht', sondern steil nach Nordwest bis Grönland 'hinaufführt'. Unser Gehirn ist an bestimmte Karten gewöhnt, die von einer (meist modifizierten) Zylinderprojektion herrühren.

Wohl als erster hat Erhard Etzlaub 1513 einen imaginierten Zylinder in Nordsüdrichtung über die Erde gestülpt und dann mit waagrechten Verbindungslinien jeden Punkt der Kugeloberfläche auf die Zylinderfläche übertragen. Da diese flach ausgerollt werden kann, ist die Mercator-Projektion bereits fertig. Sie ist benannt nach Gerhard Krämer alias Mercator, dessen große Weltkarte von 1569 diese Kartenprojektion allgemein bekannt gemacht hat. Bei ihr laufen die Breitengrade als parallele Geraden. Sie ist wie geschaffen für Europäer, denn hier werden äquatorferne Länder flächenmäßig überbetont; das führt allerdings dazu, dass Grönland nicht als große Insel, sondern als Kontinent wahrgenommen wird, während man der arabischen Halbinsel nicht ansieht, dass sie ebenso groß ist wie das europäische Festland ohne Skandinavien und die ehemalige Sowjetunion.

Bei der Mercator-Projektion werden weder Flächen noch Längen korrekt angegeben, wohl aber gewisse Winkel. Wenn vom Äquator eine Linie z.B. nach Nordwesten läuft, dann windet sie sich um die Erdkugel und läuft schließlich als immer enger werdende Spirale asymptotisch in Richtung Nordpol. Der Winkel, unter dem sie nacheinander die Meridiane schneidet, ist und bleibt dabei identisch. Derartige Kurvenlinien, die andere in dieser Weise schneiden, werden *Loxodrome* (engl. *rhumb line*) genannt und vor allem in der Geodäsie verwendet.

Was nach einem schwierigen Kurvenzug klingt, ist auf den uns vertrauten winkeltreuen Mercatorkarten eine Selbstverständlichkeit: die gerade Linie zwischen zwei Kartenpunkten. Das war auch die Linie, nach der gesegelt wurde; vor dem 18. Jh. und seinen viel besseren Uhren hielt man auf See einen bestimmten Winkel ein, den die Kompassnadel für das Ziel vorgab. Auch Korth ist von winkeltreuen Linien ausgegangen, wie seine durch ihre Winkel ausgewiesenen Linien demonstrieren.

Nun kann ein dicker Bleistiftstrich auf einer Karte großen Maßstabes manche ideale Position vorspiegeln, die in der Realität nicht gegeben ist.

Aber die Überprüfung durch Amendola ist beeindruckend. Mit Hilfe von exakten GPS-Daten hat er die Abstände der fraglichen Heiligtümer zur Loxodrome bestimmt (Hier Angaben in Kilometern auf 100 m abgerundet, um keine Pseudogenauigkeit zu suggerieren; ein Minus signalisiert, dass der Ort südlich der Kurve liegt):

Skellig Michael (Irland): -4,2 km

Mount St. Michael (Cornwall): 7,2 km

Mont Saint-Michel (Frankreich): 5,8 km

Sacra di San Michele (Piemont): -2,2 km

Garfagnana (Toskana): 20,6 km

San Galgano (Toskana): -31,8 km

Perugia (Umbrien): 4,2 km

Gargano (Apulien): 10,5 km

Delphi (Griechenland): -19,5 km

Athen (Attika): -15,9 km

Delos (Kykladeninsel): -7,5 km

Symi (Dodekanes): 16,6 km

Lindos (Rhodos): -9,2 km [J. Richer schlug Kameiros vor, das ca. 18 km weiter nördlich liegt und damit ebenso weit abseits der Linie: +9 km]

Kourion (Zypern): 42,5 km

Carmel (Israel): -17,6 km.

Amendola [2] zieht das Resümee: „Verglichen mit der Distanz von Skellig bis Carmel ist eine durchschnittliche Abweichung von 14 km und ein Maximum von 42 km erstaunlich.“ Anders gesagt: Die durchschnittliche Kurvenabweichung der Heiligtümer von 14 km beträgt, auf die Länge des Kurvenstücks bezogen, nur knappe 3 Promille! Man kann auch – bei Weglassen von San Galgano und Kourion – von einem ± 20 km breiten Korridor sprechen, der quer durch Europa von Irland bis Israel zieht.

Nun ist die Linie nicht auf einem Blatt Papier gezogen, sondern berücksichtigt so singuläre Orte wie Skellig Michael, die beiden insularen Michaelsheiligtümer auf beiden Seiten des Kanals, die extrem hoch gelegene Sacra, die einmalige Akropolis von Athen oder die winzige Insel Delos. Delphi hat eine unvergleichliche Lage an der Flanke des Parnass, die keine Gründung 30 km weiter zulässt. Mit anderen Worten: Schon die geomorphologischen Positionen sind mehr als ungewöhnlich, geschweige denn die Auserwähltheit der Heiligtümer. Amendola als Physiker an der Universität von Heidelberg fährt auch sofort zweifelnd weiter: „Sollten wir an Aliens denken, an verlorene Zivilisation oder einfach an Zufälle?“ Als Naturwissenschaftler sollte er Naturalist sein wie Gerd Vollmer und davon ausgehen, dass auf der Erde und im Weltraum alles mit rechten Dingen zugeht (vgl. S. 297). Trotzdem beschäftigt

ihn die Linie sehr; er bringt aufschlussreiche Informationen, deren Quellen er leider nicht angibt, aber von Lucien Richer stammen können.

„Klar ist, dass zumindest für den Linienzug Mont Saint-Michel – Sacra – Gargano die mittelalterlichen Chronisten gut über seine ungewöhnliche Geometrie informiert waren und keine miraculöse Hilfe für ihre Realisierung anriefen. Wahr ist, dass sie für die Sacra nur wiedergeben, dass sie auf halbem Weg zwischen den beiden Schwesterkirchen liegt, nicht aber, dass sie auf derselben Loxodrome liegt. Aber dass im 10. Jahrhundert Leute so leicht den Mittelpunkt einer 1.800 km langen Strecke festlegen konnten, ist als solches wirklich überraschend. Auf der anderen Seite besitzt Europa zehntausende »alter« und »bemerkenswerter« Stätten, so dass ich mir tatsächlich vorstellen kann, dass man eine große Anzahl von zufälligen Linien zwischen ihnen zeichnen kann. Ich habe allein in Frankreich 175 Ortschaften mit dem Toponym »Michel« im Namen gezählt. Aber die Michaelsplätze in der Linienliste sind tatsächlich die ältesten und berühmtesten, und zwischen ihnen besteht mehr als eine legendäre oder historische Verbindung; die meisten der anderen französischen Michel-Toponyme sind im Gegenteil viel jünger und erscheinen mit den anderen nicht verbunden.

So sehe ich Folgendes: Vielleicht sind diese Linien keine Zufälle und noch weniger das Produkt extraterrestrischer oder übernatürlicher Kontakte. Vielleicht haben die Alten (Mittelalterliche Mönche? Griechische Apollon-Priester? Noch ältere Kulturen?) wirklich entschieden, heilige Plätze entlang einer vorgegebenen Richtung zu bauen, um ein Gefühl kosmischer Einheit zu schaffen. Es war technologisch möglich, wenn auch nur mit unendlicher Geduld und Hingabe. Warum sollte es da schwierig sein sich vorzustellen, dass sie wirklich ihre Leben damit verbrachten, dieses ehrgeizige Projekt zu realisieren? Außerdem benötigte das Bauen von Architekturwundern wie Mont Saint-Michel, San Galgano oder Delphi handwerkliche Fähigkeiten, die nicht kleiner waren, als akkurate astronomische Sichtungen durchzuführen“ [Amendola; Übersetzg. HI].

Soweit Amendola [2016]. Die nötige Praxis war aber denn doch deutlich schwieriger und angesichts der erreichten Präzision ein echtes Erklärungsproblem.

Landvermessung

Wie sollen wir uns die Anfänge vorstellen? Ein Szenario: Athen besteht bereits (Platon lässt es bekanntlich von Atlanten attackiert werden) und das nur 4,5 km lange Delos, als Kreismittelpunkt der Kykladen, wurde für ein wesentliches Heiligtum ausgewählt, dem Apollon gewidmet, der dort geboren

worden sein soll. Daraus ergab sich die Lage für Delphi, die nicht ganz so zwingend vorgegeben ist wie die kleine Insel oder der steil aufragende Burgberg von Athen. Aber wie weiter? Der hl. Michael fliegt dann übers Meer und erhält um 500 am Gargano seine erste Heimstatt. Wieso gibt es dann in sehr weiten Entfernungen extreme Bergspitzen, denen ein Michaelsheiligtum aufgesetzt oder übergestülpt werden konnte? Hat man dafür den ganzen Kontinent begangen, um entsprechende Örtlichkeiten zu registrieren und auf ihre 'Linientauglichkeit' zu testen? Selbst wenn man in vollem Gottvertrauen davon ausging, dass über Delphi hinaus irgendwo 'michaelsgerechte Extrembauplätze' zu erwarten sind, musste man die Linie erst übers Land, dann über die Adria, dann wieder übers zum Teil sehr bergiges Land bis zur Kanalküste und bis über Irland hinaus vermessen.

Andererseits wissen wir, dass das römische Italien und seine Provinzen in Quadrate von 710 m Seitenlänge aufgeteilt worden ist; diese Landvermessung haben die Römer praktiziert, indem sie auf etruskisches Können zurückgriffen [Raymond Bloch It. Keller, 93, 150]. Auch in Mitteleuropa muss es ein gemeinsames Wissen gegeben haben, sonst würden sich Ortsnamen viel öfter wiederholen; Flussnamen treten ohnehin in jedem Stromeinzugsgebiet (fast) nur einmal auf (Hydronymie). Das uns zugängliche mittelalterliche Kartenmaterial ist weder für Vermessungszwecke geeignet, noch können ihm Vermessungen zugrunde liegen. Ganz Ähnliches gilt für die (rekonstruierten) Karten der alten Griechen, wie Jean Richer [R. 27] anmerkt. Doch waren im Zusammenhang mit Kohrts Linienmittelpunkt Isola di Lago d'Orta mehrere Hinweise auf Landvermessung mit Hilfe von Visurstäben möglich [Illig 2005, 651-654],

Zum Alter der Linienziehung lässt sich zumindest eine Anmerkung machen. Als ihr ältestes Orakel bezeichneten die Griechen Dodona: Aus dem Rauschen der dortigen heiligen Eiche wurde die Zukunft gedeutet; zumindest anfangs gab es keinen Tempel. Da die apollinische Michaelslinie deutlich an diesem Ort vorbeiläuft, scheint es zum Zeitpunkt der Linienziehung neben den Orakeln von Delphi und Delos nicht mehr von höchstem Interesse gewesen zu sein. Oder stand es als Zeus-Heiligtum von vornherein außerhalb des Liniensystems?

Im Internet finden sich weitere Hinweise. So lässt sich in Sacra die Mittel-senkrechte auf der hier halbierten ‚long line‘ errichten; sie führt ausgerechnet – nach Berlin. Außerdem soll die weitergeführte Apollon-Michaels-Linie fast durch den Adam's Peak auf Sri Lanka und den Borobodur-Tempel auf Java laufen. Australien und Neuseeland können mangels Altkulturen keine markanten Punkte liefern, aber auch so wäre bereits die halbe Poldistanz erreicht.

Nachdem in diesem Heft ausführlich der Naturalist Gerhard Vollmer zu Wort kommt und referiert wird, ein nüchterner Wissenschaftler, der gleichwohl die Paradoxa liebt, wollen wir ihm eines widmen: Es braucht viel Gott-

vertrauen, um bei der Meinung zu bleiben, dass auf Erden alles mit rechten, ergo natürlichen Dingen zugeht.

Literatur

- Amann, Peter (1997): Die Landschaft als keltischer Kalender; *Zeitensprünge* 9 (3) 8-30
- Amendola, Luca (2016): *Luke Skywalker and the St. Michael Axis*;
<https://lucaamendola.wordpress.com/2016/01/04/the-st-michael-axis/>
duversity = <http://www.duversity.org/image021.jpg>
- Illig, Heribert (2017): Wo gäbe es keine Evolution? Eine Vollmer-Rezension; *Zeitensprünge* 29 (2) 279-298
- (2005): Wilhelm von Volpiano. Im Schnittpunkt von Zeiten und Linien; *Zeitensprünge* 17 (3) 635-660
 - (1997): Prähistorisch-christliche ‚Netzwerke‘. Kultkontinuität in Europa; *Zeitensprünge* 9 (3) 38-49
- Kaminski, Heinz (1995): *Sternenstraßen der Vorzeit*; Frankfurt am Main
Kathpedia · Die freie katholische Enzyklopädie;
http://www.kathpedia.com/index.php/Erzengel_Michael
- Keller, Werner (1970): *Denn sie entzündeten das Licht. Geschichte der Etrusker – Die Lösung eines Rätsels*; Bertelsmann, Gütersloh
- Korth, Hans-Erdmann (2005b): Europa-Geraden II. Vom Ortasee zu Ambrosius und zu Friedrich II.; *Zeitensprünge* 17 (3) 606-634
- (2005a): Europa-Geraden I. Auf den Spuren der Sonnwendlinien des Montblanc; *Zeitensprünge* 17 (1) 172-202
- Mehling, Marianne (Hg. 1998): *Knaurs Kulturführer in Farbe · Griechische Inseln*; Weltbild, Augsburg
- Michell, John (1983): *The new View over Atlantis*; Thames & Hudson, London (deutsch 1986: *Die Geomantie von Atlantis*; Goldmann, München)
- Ökumenisches Heiligenlexikon*; <https://www.heiligenlexikon.de/>
- Pallard, Elio (2014): Foto der Sacra di San Michele (*Wikimedia*)
- R. = Richer, Jean (2¹⁹⁸³): *Géographie sacrée du monde grec. Croyances astrales des anciens Grecs*; Trédaniel (Maisnie), Paris (1¹⁹⁶⁷)
- (1985): *Géographie sacrée du monde romain*; Trédaniel, Paris
- Richer, Lucien (1977): Topographie sacrée en occident; in *Atlantis*; in *Archéologie scientifique et traditionnelle*, N° 293, Mai/Juni
- Schumacher, Reinhard (2007): Der Hund, der Eier legt. Über den tatsächlichen Wert von Statistiken. Eine Rezension; *Zeitensprünge* 19 (2) 487 f.
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel

Eduard Stucken – ein früher Astralmythologe

Eine Würdigung von Heribert Illig

Eduard Stucken wurde 1865 in Moskau geboren, als Sohn des Bremer Kaufmanns Carl Stucken, der nach seiner Auswanderung 1848 US-amerikanischer Staatsbürger geworden war. Eduard wuchs in Dresden auf, studierte ab 1898 in Berlin und heiratete im selben Jahr die Jüdin Ania Lifschütz. Die damals bezogene Wohnung blieb über den Tod Anias, 1924, hinaus sein Wohnsitz bis ans Lebensende. Seiner zweiten Ehe, 1925 mit Anna Schmiegelow, entstammt sein Sohn Tankred.

Es hat über 60 Jahre gedauert, bis Stuckens wissenschaftliches Hauptwerk mit einer Dissertation bedacht worden ist [Komemann]. Davor war ein halbes Dutzend solcher Arbeiten zu seinem dramatischen Werk und zu seiner Person erschienen. Schon damit wird deutlich, dass es sich bei Stucken um ein Multitalent handelt, das als ausgezeichnete Pianist neben dreizehn Dramen, fünf Gedichtbänden und acht epischen Werken bereits als junger Mann ein umfangreiches wissenschaftliches Werk von 657 höchst komplizierten Seiten vorgelegt hat. Als Student der Ethnologie und Orientalistik stieß er 1890 zu einer Grabungsexpedition, die Robert Koldewey, Ausgräber Babylons, nach Senschirli-Schamal in Nordsyrien führte. Danach lernte er neben den europäischen Bildungssprachen Hebräisch, Assyrisch, Babylonisch, Arabisch, Syrisch, Äthiopisch, Altägyptisch und Koptisch [Carlson, 33]. Doch seine große Arbeit zur weltumspannenden Mythenforschung wurde als Dissertation nicht akzeptiert. Als Schriftsteller widmete er sich gleichzeitig einer ihm eigenen Mysterienpoesie, die 1910 bei Max Reinhardt zur Uraufführung kam, vielleicht weil „die Erkenntnis der Gefahren eines technisierten Roboterdaseins im nüchternen Zivilisationsmenschen antirationalistische Reaktionen auslöste“ [Carlson, 15].

Ob nun zu wenige rationale oder zu viele antirationale Reaktionen: Die europäische Zivilisation ging ab 1914 daran, sich selbst zu ruinieren. Dieses Erleben beeindruckte ihn so tief, dass daraus sein bekanntestes Werk entstand: *Die weißen Götter*, die „Zerstörung einer Hochkultur durch religiösen Fanatismus und primitiven Materialismus“ [ebd. 17].

„Ohne die Erschütterungen des Krieges hätte ich es mir nicht zum Ziel gesetzt, im Untergang Mexikos unsere Zeit und unser Schicksal zu spiegeln. Ob es mir gelang, mögen andere beurteilen. Aber vorgeschwebt hat mir ein Symbol: eine Art Götterdämmerung und Weltbrand, das Schreckensbild einer Kulturvernichtung, einer Kulturausrottung mit Stumpf und Stiel – wie sie seit Ninives und Ilios Zeiten immer wieder möglich gewe-

sen ist und immer auf Erden möglich sein wird“ [Stucken 1955, 23, nach Carlson, 9].

Dieses Fanal, ein literarischer Welterfolg, wurde von der politischen Welt, die auch damals zunehmend auf nationalistische, rücksichtslose, 'starke' Männer setzte, nicht beachtet. Insofern wurde der Roman nach dem Zweiten Weltkrieg erneut zu einer vielfach aufgelegten Lektüre, während sein Autor verarmt 1936 gestorben ist, weil sein Berliner Verleger Reiß in Konkurs gegangen war.

Die *Astralmythen* [= AM]

Stuckens Grundgedanke:

„Noch ehe die Menschheit in Erz und Stein zu meißeln lernte, projizierte die mythenbildende Phantasie ihre Gestalten an das gestirnte Himmelsgewölbe. Das ist das Anfangsstadium aller Kunst, älter und primitiver als die Zeichnungen der Renttierreihen“ [AM 51].

Hugo Winckler [1900] bestätigte als Altorientale und Begründer der deutschen Assyriologie:

„Die Erkenntnis von der Himmelskarte als Schlüssel zur Mythologie gehört Stucken«. Die Fachkreise dagegen rügten den »neomodischen mythologischen Pantheismus« [Carlson, 35].

Mir selbst sind die Astralmythen dank Bernhard Deutinger vor mindestens 35 Jahren begegnet, aber der Inhalt blieb hermetisch, schon in der äußeren Form: Allein auf den S. 53 bis 63 muss der Leser hebräische, arabische, auch eine halbe Seite griechische Schriftzeichen lesen können, dazu Hieroglyphen, außerdem Altgermanisch und Babylonisch in Umschrift. Englisch, Französisch, Spanisch, Latein und Griechisch sind vorausgesetzt. Und die Aussagen wirken so trocken-abstrakt, dass mir in 30 Jahren des Lektorierens nur eine einzige Zitation aus dem Werk begegnet ist. Insofern ist nachvollziehbar, dass das kryptische Werk als Doktorarbeit abgelehnt wurde und von Rezensenten als mit „mustergültiger Kritiklosigkeit zusammengestellte Materialsammlung“ von „beispiellose[r] Unübersichtlichkeit“ abqualifiziert worden ist, verbindet es doch Funde bei Hochkulturen mit solchen bei 'primitiven' Kulturerzeugnissen, etwa Mythen aus der Südsee [K. 17, 27], ohne darauf zu achten, ob es sich um Jahrtausende altes Material oder um ethnologische Funde aus viel späterer Zeit handelt.

Einen Zugang öffnete erst die Dissertation von Matthias E. Kornemann [= K., 1997]. Er hat Stuckens Methodik herausgearbeitet. Dieser zerlegt das Stoffmaterial in kleinere Szenen, denen „eine Art Funktionskeim zugrunde liegt und alles zusammen als »Motiv« begreift“ [K. 22.]. Dann kann er diese einzelnen Motive in anderen Stoffen suchen, ohne sich dabei „an der semanti-

Richter 14, 8 „Als er (Simson) nun vom Wege abbog, um nach dem toten Löwen zu sehen, da fand sich in dem Aase des Löwen ein Bienenschwarm mit Honig . . . (13) Sie erwiderten ihm: Gieb Dein Rätsel auf, dass wir es hören. Da sprach er zu ihnen: Speise ging aus vom Fresser, und Süßigkeit ging aus von dem Starken.“ Das *rimu*-Motiv.

* Die Pflanze des Gebärens spielt auch in der Jakobsage als Dudaim der Lea eine Rolle. Die Vulgata übersetzt מַגְדָּלָה (Gen, 30, 14) mit *mandragorae* und die LXX mit μήλα μανδραγοράων. Es ist beachtenswert, dass Aphrodite den Beinamen Μανδραγοράτις führt (b. Hesychius). Vgl. auch Gimm DM III 352 ff. „Zu der *alrüne* in Frauenlobs Minneleich 15, 2 sagt Etmüller s. 286 „man schreit geglaubt zu haben, dass die *mandragora* das Gebären erleichtere. Das bestätigt Adam Lonicerus in seinem Kreuterbuch 1582. Bl. 106^a. Alraun rinden dienet zu augenarzneyen. Dieser rinden drey heller gewicht schwer sñr der frawen gemächt gehalten bringet ihnen ihre Zeit, treibet aus die tolte Geburt.“ Ovid Fast. 5, 231 erzählt von einer Blume, durch deren Berührung Juno schwanger wird. Cf. Roscher, lex. myth. I p. 477—478. Über die Blume als Sinnbild der Vermählung s. Schwenck, Sinnbilder p. 45. Es gab auch einen Stein des Gebärens, *abnu ša alādi* und einen Stein des Schwangerwerdens 𐤁𐤏𐤃𐤅 𐤁𐤏𐤃𐤅𐤁𐤏 *aban i-ri-i* II R 40 No. 2, 10. Vgl. hierzu, dass Quetzalcoatl aus einem Smaragd geboren wird (Bastian, Kulturländer d. a. Amerika II p. 189). Ebenso Garauchacha (in Guatemala).

Das Wort *Mandragora* wird vermutlich der babylonischen Botanik entstammen, wie so viele bis auf uns gekommene Pflanzennamen. Ich greife die schlagendsten Beispiele heraus: 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 *Sa-mat-Jam-mi* (Str. 7937) 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 *šišamun, sesamum*, Sesam, 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 *Likan Kalbi* (II R 42, 70 c) 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 *lišan al-kalb* *κενόγλωσσον, Cynoglossum*, Hundszunge. 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 *šarakanū* (II R 43, 15 n IV R 26, 43 b) 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 *krōkos, Crocus*, Safran. 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 *šamabu* (II R 42, 66 n) 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 *šabab, sinapis*, Senf. 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 *Ku-ni-bu* (II R 42, 67 c) 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 *qinnabis*, *Cannabis*, Hanf. 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 *Ka-mu-nu* 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 *kūminon, cuminum*, Kümmel. Der griechische Name der Alraun klingt wie eine Zusammensetzung *μανδρα-γύλας*. Man könnte an II R 43 Rev. 49 denken 𐤏𐤃𐤏𐤏 𐤏𐤃𐤏𐤏 *šamgu-uru*.

Nach Glycas begatten sich die Elephanten nur, nachdem sie von der Mandragora genossen: τὸ δὲ τὸν ἐλέφαντα μὴ ἄλλως πως εἰς συνδρασμὸν ἔρχεσθαι, καθάφασιν οἱ περὶ τὰ τοιαῦτα δεινοί, εἰ μὴ τοῦ μανδραγόρου γεύσαιντο (οὐδὲ γὰρ ἐπιθυμία μίξεως πρότερον κείται, ἐφ' ᾧ ἡ θήλεια λαβοῦσα μανδραγόραν καὶ φαγοῦσα δίδωσι καὶ τῷ ἄρρενι, καὶ οὕτω πρὸς μίξιν ἔρχονται. Cf. Michaelis Glycae Annal. p. 101.

Satz- und Textbeispiel aus den *Astralmythen*: Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Keilschrift und Arabisch werden hier vorausgesetzt [AM 5].

schen Ganzheit der jeweiligen Mythen zu orientieren“ [K. 22]. Stucken selbst beschreibt das Verfahren: Er hat sich in den vier ersten Teilen dieses Buches „die Aufgabe gestellt [...], Mythen zu vergleichen und durch Herausschälung möglichst vieler Motive die Identität der Gestalten und Sagenkomplexe darzulegen“ [AM 432].

So findet er zum Beispiel das Motiv „redendes Haupt“ (Schädelkult) in der Edda, in einem Grimm'schen Märchen („Gänsemagd“), in einer altschottischen Ballade und an einer guatemaltekischen Skulptur. Das geht nur, wenn das Formkriterium der Stoffe und der Grad „unterschiedlicher Überformung“ sowie Merkmale individueller Autorschaft „absolut ausgeklammert“ werden [K. 28]. Stucken geht es auch nicht darum, ob Stoffe formparallel sind; ihm ist die Parallelität einzelner Motivkerne entscheidend [K. 29]. So sucht er z.B. nach dem Ur-Mythus der Orion-Sagen, die nach seiner Meinung weder in semitischer noch in germanischer Überlieferung vollständig erhalten sind. In seiner Rekonstruktion erscheint neben anderen ein älteres, etwas tragendes Wesen, das charakterisiert wird

- a. als *Riese* (Orion, Wade, Simson).
- b. mit langen *Locken* (Simson {Hieroglyphen}).
- c. *blind* (Isaak, Tobit, Orion, Oedipus, Simson. Auch Wodan giebt für den Trank Minirs sein Auge her).
- d. Er wird *geleitet* (Tobias von Raphael, Oedipus von seinen Töchtern, Simson vom Knaben).
- e. Oder er *trägt* (Orion den Kedalion, Wade den Wieland, Thor den Örvandil).
- f. Er *durchwätet* das [Todes-]Meer (Thor, Orion, Wade, Tobias [den Tigris]).
- g. Sein Kopf wird *zerschmettert* (der Schleifstein der neun Mäher, der Wetzstein Thors, der Hammer, mit dem das Haupt Siseras zerschmettert wird [Richter 5, 26], Nimrod, Kain, Wade, Simson.)“ [AM 75, angelehnt an K. 31; Sperrungen hier in Fettkursiv, geschweifte Klammer von HI].

Das Schema des Urmythos beinhaltet „abstrakte Keime auf Elementargedankenenebene“, die für Stucken „nicht notwendig episch ineinander verzahnt“ sind [K. 32]. Er wertet das Einzelmotiv auf, „indem er es zum Träger weitläufigster Verwandtschaftsbeweise aufbaut“ [K. 35].

„Wenn Stucken ein urmythisches Motiv in einem bestimmten Mythensegment nachweist, belegt er ja damit zugleich, daß dieser Mythos vom Urmythos abstammt. Das gilt dann auch für solche Stoffe, in denen nur eines der zwanzig Motive der rekonstruierten Urmythos-Reihe auftritt“ [K. 33].

Umgekehrt kann ein Stoff bis zu zehn Motive in sich bergen. So beim Grimm'schen „Brüdermärchen“: Zwillinge – Königstochter – Schwert – Dra-

chenkampf – Zungen – Schlaf – Marschall – Geköpfter – Hirsch – Todeszeichen, die je nach Erzählung in unterschiedlicher Reihenfolge auftreten können [K. 45]. Die Motive werden so abstrakt wie möglich gefasst; so bedeutet „Drachenkämpfer“, dass der schwächere Typus A einen stärkeren Typus B bekämpft und besiegt [K. 51]. Insofern gelten ihm auch David, Peleus und Theseus als „Drachenkämpfer“ [K. 51]. Die vollbrachte Heldentat wird dann durch ausgeschnittene Körperteile wie Zungen oder Vorhäute bezeugt [K. 52]. Derartige Motive besitzen zwei Eigenschaften:

„Motive selbst sind abstrakt. Ihnen hängt keinerlei poetische Einkleidung an. Ein Motiv ist eine Funktion, die sich quasi unbeschränkt weiterbilden kann“ [K. 52].

Das Motiv enthält meist einen Typus, den verschiedene Sagengestalten einnehmen können; die mythischen Personen sind also variabel [K. 53]. Die Mehrzahl der Mythen besteht aus Wiederholungen desselben Motivs [K. 55].

So rückt die Aussage des Mythos an die Peripherie, die scheinbar randseitigen Motive gelangen ins Zentrum. Nunmehr kann Stücken im Geschwindigkeitsschritt durch Raum und Zeit eilen.

„Die Frucht des Wissensbaumes das *akal muti* der Adapa-Legende und der Adam-Eva-Mythe begegnet uns im Popol Vuh als der abgeschnittene Kopf Hunhun Ahpus und bildet so die Brücke zum Thyestes-Mahl, durch welches Tantalos und gleich ihm Athamas ihre Unsterblichkeit verlieren, wie ja auch Adapa und Adam durch das *akal muti* ihre Unsterblichkeit verlieren und ebenso Esau durch das Linsengericht (= *akal muti*) sein Erstgeburtsrecht d.h. die Unsterblichkeit. Das Gewand-Motiv, das Schamgewand Adams, das Trauergewand Adapas, das Trauergewand bei Jona, das rauhe Fell Esau-Jacobs, das goldene Vlies der Athamas(Hellephrixos)-Sage werde ich weiter unten [...] behandeln. Von diesen Sagen zeigt die Jona-Mythe am deutlichsten den Einfluss der Adapa-Legende: Speiseverbot, Versinken in die Meerestiefe, Trauergewand“ [AM 71].

An einer Stelle beschäftigt ihn die Weltzerstörung ohne Wasser, wie im Mahrkûsha-Winter, im Fimbulwinter und im Muspilli, ähnlich Sodom und Gomorra oder der Ermordung des Riesen Ymir. „Mit anderen Worten: Die Sintflut wird verursacht durch den Mord des Urwesens“ [AM 96]. In der avestischen Religion ist der Stier das Urwesen. „Das babylonische Urwesen ist Tiamat und auch sie wird zerstückelt wie Ymir“ [AM 97] oder Bil im Welterschöpfungsfragment; im Richter-Buch wird die Vernichtung des Stammes Benjamin in

„ursächlichen Zusammenhang gebracht mit der Zerstückelung des Kebsweibes. Dies Kebsweib entspricht demnach der zerstückelten Tiamat, dem zerstückelten Ymir, dem zerstückelten iranischen Stier“ [AM 99].

Nur eine Seite weiter erfahren wir, dass Wieland der Schmied dem Deukalion gleicht, während Orpheus nahe mit Lot verwandt ist [AM 100]. Drei Seiten später ist der Schütze Egil identisch mit dem Jäger Abraham, auf der nächsten Seite ist die Egilsage der Prototyp aller Tell-Sagen [AM 104]. Weitere fünf Seiten weiter lesen wir:

„Die oben citierten Kalevala-Verse öffnen uns aber auch das Verständnis für einen andern Sagen-Komplex. Wir sahen: wie Egil (Wilhelm Tell) auf seinen Sohn schießt, so schießt der blinde Hirte Nasshut auf Lemminkäinen. Und Lemminkäinen wird in Stücke zerhauen und in den Tuonela-Fluss geworfen, dann aber von seiner Mutter wieder belebt. Dies führt auf die Osiris-Sage und auf die Tantalos-Pelops-Sage [AM 109].

Auch die ägyptische Sintflutlegende ist dabei, die Vernichtung des Menschengeschlechtes durch Hathor, doch diesmal auf Französisch (Maspero), in Hieroglyphen und in deren Umschrift. Die iranische Sage folgt auf Englisch.

„Wir sehen hier ferner bekräftigt [...], dass beim Eintritt der Flut-Katastrophe die Welterschöpfung noch nicht beendet ist. Zwar gab es auch vor der Katastrophe schon eine Erde und Lebewesen darauf, aber erst nach der Sintflut beginnt die Ausgestaltung des jetzigen Kosmos“ [AM 123].

Im dritten Buch erfahren wir gleich eingangs, „dass Jakob dieselbe mythologische Gestalt ist wie David“, beides Drachenkämpfer, beide Erzählungen identisch mit den Sagen von Perseus, Peleus, der Brudersage der Quiché, dem deutschen Brüdermärchen, dem ägyptischen Brüdermärchen, der Wieland- und der Theseussage [AM 129].

Im abschließenden fünften Band (*Mose*) „werde ich [...] versuchen, die Motive untereinander zu vergleichen und durch Zurückführung auf wenige Hauptmotive die Identität sämtlicher Motive nachzuweisen“ [AM 431]. Dafür stellt er 86 Motivgleichungen auf [K. 55, 60]. Der Begriff Gleichung ist irreführend, wie er in einer winzigen Fußnote erklärt:

„Das Gleichheitszeichen verwende ich nicht, um absolute Kongruenz auszudrücken, sondern meist in der Bedeutung von »gehört zusammen mit« oder »alterniert mit«“ [AM 436; vgl. K. 61].

Nun fließen die Beobachtungen etwa so zusammen:

„In der nordischen Thiassi-Sage finden sich gleichfalls der Feuerraub (Somaraub) und der entstehende Brand (Die in Feuersgefahr schwebende Plejaden-Gottheit) beieinander. *Tlë'selagyila* ist Sonnenräuber (= Feuerräuber), geht mit der Sonne unvorsichtig um und verursacht einen Weltbrand mit sich daranschliessender Sintflut. Er entspricht Phaethon, der einen Sonnenstillstand und dadurch Weltbrand und Sintflut verursacht. Pandora und Eva verursachen durch Unvorsicht Elend, was Weltbrand und Sintflut mythisch entspricht. An neuen Gleichungen haben wir so gewonnen. [...]

X. *Sonnenstillstand = Sonnenraub = Feuerraub = Weltbrand = Sintflut = Versteinerung.*

und

XI. A. *Motiv der in Feuersgefahr schwebenden Plejadengottheit = Motiv des Weltbrandes = Motiv der Sintflut* (s. Gl[eichung] X).

XI. *Die in Feuersgefahr schwebende Plejadengottheit = der (die) Verfolgte.*

Meist ist die Sintflut eine Folge des Weltbrandes, aber in der kanadischen Sage liegt Umstellung vor, hier geht die Sintflut dem Weltbrand voraus“ [AM 454; Querverweise innerhalb des Buches weggelassen].

So stellt Stucken sukzessiv 86 ‘Gleichungen’ auf, mit denen er eine Vielzahl von Motiven nicht gleichsetzt, sondern einander annähert. So die drittletzte:

„LXXXIV. A. *Einstürzen des Hauses = den Bau nicht vollenden = die Wette verlieren = Armausreisen = Versteinerung = Vereisung der Erde.*

B. *Einstürzendes Haus = im Meer (Vineta) oder in der Erde (Sodom) versinkende Stadt = Weltuntergang* (Sintflut, Weltbrand) = *Sonnenstillstand*“ [AM 637].

Sein ‘hermetisches’ Buch über die Astralmythen endet ziemlich abrupt, gab es doch zu Beginn des 5. Bandes noch den Hinweis. „Auf die Analyse habe ich vor die Synthese folgen zu lassen – oder doch wenigstens den ersten Versuch zu einer Synthese“ [AM 431]. Aber es erschien nicht einmal mehr ein Syntheseansatz, vielleicht weil die Wissenschaft dieses Werk nicht annahm. „Stucken hat seine 86 Gleichungen durch ein vielschichtiges und labyrinthisch verschachteltes Verweissystem verknüpft“ [K. 65], das wohl von niemandem bislang genutzt werden konnte. Dabei wäre es randvoll mit Hinweisen. Nehmen wir nur den Gedanken, wie Gott seiner selbst bewusst wird [AM 431 f.]:

„Man könnte mystisch sagen –: der Mensch ist der Spiegel Gottes. Als der erste Mensch erschaffen wurde, lernte Gott sein eigenes Antlitz – sein Ebenbild – kennen. Das Bewusstsein Gottes, das bis dahin im Unorganischen geschlummert und im Organischen halbwach geträumt, erwachte mit dem ersten Menschen. Die Schöpfung der Lebewesen war abgeschlossen, die Schöpfung der geistigen Welten begann. Dem grossen Baumeister bei diesem Werk behülflich zu sein, ward der Mensch erschaffen“.

Kein Geringerer als C.G. Jung hat diesen Gedanken 50 Jahre später – wohl unabhängig – weitergeführt und bis zum jüngsten Mariendogma von 1950 fortgesetzt (Leibliche Aufnahme Marias in den Himmel). Seine *Antwort auf Hiob* ist 1952 erschienen und zeigt Gott auf der Psychoanalytiker-Couch.

Es würde geradezu überraschen, wenn Stucken keine Parallelen zu Josua – „Sonne, stehe still zu Gibeon, und Mond im Thale von Ajalon!“ – kennen würde. Er verweist sofort auf den Mykener Atreus, dazu auf Platon:

„Aber Zeus schreitet zu Gunsten des Atreus als des Erstgeborenen mit einem Wunder ein, indem er die *Sonne*, da sie bisher im Westen aufgegangen, *rückläufig werden* und seitdem im Osten aufgehen und im Westen untergehen lässt, so dass Thyestes flüchten muss“ [AM 167].

„Der Sagenzug ist von den Söhnen auf den Vater übertragen, von Atreus und Thyestes auf ihren Vater Pelops (oder umgekehrt: es ist Wiederholung derselben Sage in zwei parallelen Erzählungen, das eine Mal von den Söhnen, das andere Mal vom Vater erzählt)“ [AM 168].

Nun ist es Oenomaos, ein Sohn des Ares, der mit geflügelten Rossen fährt, dessen Wagen im Grunde „der zum Stillstand gebrachte Sonnenwagen ist“ [AM 169], wobei Stucken auf die vedische Sage rekurriert.

„Und dass das Festhalten der Sonne zu den Thaten des Drachentöters notwendig gehört, beweisen die Lieder des Rigveda, wo der Drachentöter (Vrtratöter) und Kuhbefreier Indra das gleiche Wunder vollbringt“ [AM 167].

Ein Rudiment der Sage findet er auch in der Jason-Sage. Denn „Medeas Vater Aietes ist Sohn des Helios. Und der Wagenlenker der *Sonnenrosse* des Aietes heisst Phaeton“ [AM 179]. Dieser Phaeton ist ein anderer als der allbekannte Phaeton, doch wohl demselben Sagenkreis angehörig, zu dem auch die Sintflut gehört [AM 180].

„Zeus hemmt den Sonnenwagen wie Indra, wie Jahwe im Josuabuch, wie Pelops den Wagen des Oinomaos hemmt. Und zwar steht diese Handlung des Zeus in Zusammenhang mit einer Flut = Spaltung Tiamats = Drachenkampf. Auch Marduk regelt den Lauf der Gestirne, nachdem er Tiamat gespalten. Vordem also war nach babylonischer Auffassung der Sonnenlauf nicht geregelt. Und wer dies ganz verstanden hat, dem muss es auch einleuchten, dass ein Rudiment des Sonnenstillstand-Motives auch in der Theseussage durchschimmert: Hippolyts Pferde gehen durch, er wird zu Tode geschleift. Hippolyts Wagen ist der Sonnenwagen; die Sonnenrosse gehen ihm durch, er stirbt den Tod Phaethons“ [AM 181].

Konträr zu Immanuel Velikovsky (s.u.) leitet Stucken den Mythos nicht vom Naturgeschehen ab.

„Der von den Vorfahren überkommene Mythos wurde auf Naturvorgänge übertragen und naturalistisch gedeutet – nicht umgekehrt. Wir wissen nicht von wannen der Mythos kommt. Aber eins ist sicher: im zweiten vorchristlichen Jahrtausend ist eine astralmythologische Welle um die Erde gegangen. Das ersieht man aus der grossen Bedeutung, welche die Plejaden auf allen Teilen der Erde haben – selbst bei Völkern, die in neuerer Zeit sich schwerlich mit Astronomie befasst. Ich habe auf die Wichtigkeit der Plejaden mit Nachdruck hingewiesen. [...] Im Stierzeitalter begann

die Sonne ihren Lauf in den Plejaden und die erste Mondstation (Mao und Kritikâ) war in den Plejaden. Damals – nur damals – deckten sich die Begriffe Frühlingspunkt, Plejaden, Sonne und Mond“ [AM 432].

„Das Schema nicht allein, auch die durch Aneinanderreihung des Schemas entstandenen Sagen sind über die Erde gewandert – zum Teil wohl schon mit den ersten Menschen, die die Kontinente bevölkerten“ [AM 433].

Eingangs des vierten Bands stellt Stucken fest, dass er „nach und nach zur Erkenntnis gelangt [ist], dass sich alle, bei allen Völkern der Erde vorkommenden Sagen zurückführen lassen auf den Schöpfungsmythus“ [AM 189]. Hier liegt auch der Grund, warum ihn die jeweilige Aus- und Überarbeitung des Stoffes nicht berührte.

„Nicht aber die Sagen-Gestalten (Typen), sondern die Motive sind über die Erde gewandert. Die Motive sind die Träger der Gestalten. Jeder Typus ist schwankend. Motive dagegen sind oft von unglaublicher Zähigkeit. Derselbe Typus tritt bei einem Volke als Mann, bei einem andern Volke als Weib auf; bei einem Volke als Feind, bei einem andern Volke als Held. Eines Volkes dew [Deuwel, Teufel; HI] ist des andern Volkes deus. Besonders die Androgynität der Typen erschwert oft das Verständnis. Es widerstrebt unserm Verstande, Lot für die Gattin Abrahams zu halten.

Die zweite Erkenntnis, die mir während dieser Arbeit gekommen und inzwischen zur absoluten Gewissheit geworden ist, ist die, dass die Mythen tatsächlich über die Erde *gewandert* sind. Dass, mit anderen Worten, gewisse Analogien nicht anders erklärt werden können als durch *Übertragung*“ [AM 189].

Insofern ist Stucken kein Isolationist, sondern ein Vertreter des Panbabylonismus, den Kornemann mit Wilhelm Schmidt dahingehend zusammenfasst, dass alle Mythologie sich ausschließlich mit den Vorgängen am Himmel, sprich Stern- und Planetenbewegungen vor den Tierkreiszeichen befasst. Das war zugleich Religion,

„da die Gestirne und ihre Bewegungen zugleich die vornehmsten Offenbarungen der Macht der Gottheit sind. Daß diese Gottheit etwas von den Gestirnen Verschiedenes sei, wußten die Eingeweihten, die Priester; dem Volke wurde die astrale Lehre im Mythos dargestellt und die hervorragendsten Tatsachen derselben an Festtagen in dramatischen Spielen vorgeführt [...] Der Ausgangspunkt dieses ganzen Systems ist Babylon, wo es sich schon um 3000 v. Chr. voll entwickelt vorfindet“ [Schmidt, 74, lt K. 95].

Damals, um 1900, war es revolutionär, biblische Erzählungen gleichberechtigt neben die Mythen anderer Völker zu stellen. Zugleich schrieb Stucken schon 1896 selbstbewusst: „Niemand weiß besser als ich, wie halsbrecherisch

der Pfad ist, den ich einschlage. Wäre er schon betreten, ich würde vielleicht zurückschrecken“ [AM 65].

1902 setzte dann der Babel-Bibel-Streit ein, den Friedrich Delitzsch entfachte, als er AT und jüdische Religion auf babylonische Wurzeln zurückführte. Hugo Winckler prägte dann den Begriff Panbabylonismus, um „den von ihm postulierten weitreichenden Einfluss des assyrischen Denkens auf den israelischen Gottesgedanken zu beschreiben, den er als Echo des Astralkultes ansah“ [wiki ↔ Babel-Bibel-Streit].

Die großen Protagonisten in diesem Streit sind uns zum Teil noch bekannt: Adolf Bastian, Franz Boll, Leo Frobenius, Alfred Jeremias und der Jesuit Franz Xaver Kugler. Doch der eigentliche Stammvater aller Astralmythologie hatte bereits hundert Jahre früher geschrieben: Charles-François Dupuis: *Origine de tous les cultes, ou Religion universelle* [1794].

Ingeborg Carson hat eine Parallele gesehen, die sich wohl einfach daraus ergab, dass ein Forscher den Mythen direkten Bezug zur Wirklichkeit gab:

„Eine interessante Parallele zu Stucken ist auch der Fall des kosmischen Theoretikers Immanuel Velikowsky [sic], dessen Stuckens Gedankengängen verwandte mythische Kollisions-Theorie, die er in *Worlds in Collision* (New York: Macmillan, 1950) zum Ausdruck brachte, einer nach dem australischen Philosophen David Stove zufolge »wissenschaftlichen Mafia« der amerikanischen Astronomieprofessoren zum Opfer fiel. Obwohl Velikowskys Werk damals zum Bestseller wurde, lehnte die Wissenschaft seine kosmische Katastrophentheorie ab. Die Ergebnisse der Weltraumforschung der letzten Jahre scheinen jedoch Velikowsky zu bestätigen, wie Günter Haaf in seinem Aufsatz »Als die Sintflut kam«, ausführt, *Die Zeit*, 25. August 1972“ [Carlson, 100].

Diese Fußnote wurde von Carlson 1978 publiziert, in dem Jahr, als Velikowskys Werk im Frankfurter Umschau Verlag auf Deutsch neu aufgelegt worden ist, während sein Autor bald darauf, 1979, verstarb.

Tatsächlich hat beide Denker das Ende der Kultur beschäftigt. Während Stucken während dem Ersten Weltkrieg den Untergang der aztekischen Kultur als Menetekel für seine eigene Zeit sah, schrieb Velikowsky während des Zweiten Weltkriegs. In seinem nachgelassenen Werk *Mankind in Amnesia* offenbarte er seine Ängste. Die von ihm im -8. Jh. (zuletzt -687) gesehenen planetaren Bedrohungen der Erde hätten sich im -1. Jh., im +7. Jh. und im 14. Jh. ansatzweise gezeigt und wären von den Menschen mit großen Ängsten erlebt worden (Sibyllinische Bücher, Wirren um die Entstehung des Islam, Große Pest und Geißler) [Velikowsky, 95-105].

„Wenn wir diese Periodizität der Raserei, die in Abständen von ungefähr siebenhundert Jahren, in die Zukunft projizieren, so sehen wir uns vor die

Frage gestellt, ob das 21. Jahrhundert wiederum eine Epoche des Schreckens und der Raserei sein wird. Und da die Periode von siebenhundert Jahren nur eine Annäherung darstellt – könnte die nächste Explosion vielleicht schon früher auftreten? Nicht nur wird dann der 700-Jahr-Zyklus zum ersten Mal mit dem Milleniumszyklus (dem Jahrtausend-Zyklus) zusammenfallen, vielmehr verfügt die Menschheit nun auch zum ersten Mal über solche ungeheuerlichen Vernichtungsmittel, daß sie, wenn sie nicht ihren unbewußten Drang durchschaut, die schrecklichsten Erlebnisse ihrer eigenen Vergangenheit noch einmal zu erleben, gefährlich nahe an den Rand des Abgrundes geraten könnte, in dem nahezu totale Selbstvernichtung und möglicherweise auch biologische Degeneration lauern“ [ebd. 104 f.].

Das war das Vermächtnis des Psychoanalytikers. (Mit einem erfundenen Mittelalter habe ich seine Kalkulation gestört, was gerade angelsächsische Velikovskyaner verärgerte. Vielleicht hat sich Gunnar Heinsohn deshalb für eine mittlerweile 700-jährige Phantomzeit entschieden.) Velikovsky räsonierte sogar über die Psyche des jeweiligen Mannes im Weißen Haus, des Herrn über den roten Knopf [Velikovsky, 181-186].

„Der Mensch als Spezies ist irrational, und diejenigen, die für den atavistischen Drang zur Selbstvernichtung am anfälligsten sind, haben nur eine dünne Haut über ihrem Gelüst, einen Holocaust zu entfachen“ [ebd. 179].

Hier gibt es einen gravierenden Unterschied: Während Velikovsky die bedrohlichen Aspekte der Himmelsphänomene gerade aus den zahllosen Mythen rekonstruiert (und rätselhafterweise diese ihm vorliegenden Erinnerungen im kollektiven Vergessen untergegangen sieht), findet Stucken in den *Astralmythen* keine derartigen Aspekte, zumal er überzeugt ist, dass erst die Mythen entstanden und dann an den Himmel projiziert wurden. Deshalb beschäftigt ihn der Wahrheitsgehalt etwa eines Sonnenstillstands nicht, während er für Velikovsky zu einem Dreh- und Angelpunkt geworden ist.

Stucken hatte sich mit der Vernichtung der lateinamerikanischen Hochkulturen befasst (nach 1500 und damit außerhalb velikovskyanischer Zahlenmystik); ihm war bewusst, dass sich ein derartiges Schreckensszenario – ganz ohne Periodizität – jederzeit wiederholen kann.

Trotz der *Astralmythen* sah sich Stucken nicht als Gelehrter, sondern als „Schriftsteller, der sich zeitweise auch mit wissenschaftlichen Dingen befaßt hat“, und trotz des Erfolgs seiner *Weißen Götter* sah er sich nicht als Romancier, nicht als Prosaist, sondern als Lyriker [Carlson, 33 f., 62]. Auch diesem ging das aztekische Schicksal zu Herzen:

„Und was ist Ruhm? Der Fortklang eines Namens. Wie aber sollen Namen fortklingen, die unaussprechbar sind? Einer ihrer besten Helden [...] heißt

Mixcoatlaylotlacaelitocztzin. Versucht nicht, das nachzusprechen, es würde Euch nie gelingen! Der wundervolle Kerl im grünen Federpanzer [...] heißt Teuhctlacoçauhcatzin – auch ein hübscher Name, den unsere Homeriden in kein Versmaß zwingen werden“ [*Die weißen Götter*, II: 606].

Deshalb zum Abschluss sein Gedicht *Tschuang-tses Traum*, 1920 in den *Balladen* erschienen. Es war wie eine Synchronizität im Jung'schen Sinne – (Jung schrieb sein diesbezügliches Buch 1952 zusammen mit Wolfgang Pauli, Nobelpreisträger und 'Gewissen der Physik') –, dass ich von dem Traum fast am selben Tag bei Ingeborg Carlson und bei Gerhard Vollmer [411] las, der die Skeptiker nicht als Vertreter einer weiteren Philosophie sieht, sondern „als *Alternative* zu allen übrigen philosophischen Standpunkten“ und der mit Zhuang einen solchen bereits im -4. Jh. kennt (vgl. S. 298).

Tschuang-tse träumte sich als Schmetterling,
der bunt an Blumen hing,
mit andern bunten Faltern wirbelnd flog,
und flatternd Nektar sog,
ein seliges juwelenhaftes Ding.

Als er erwachte, war es offenbar,
daß er kein Falter war,
daß er im Schlaf auf seinem Bett geruht
ein Mensch von Fleisch und Blut.
Klar schien's; doch seinem Geiste schien's nicht klar.

War es Tschuang-tse, der geträumt, daß er
ein froher Falter wär?

War es der Schmetterling, der traumumspielt
sich für Tschuang-tse hielt?

Der Weise fand die Antwort nimmermehr

[Stucken: *Balladen* 1920, 85, laut Carlson, 62].

Literatur

Carlson, Ingeborg L. (1978): *Eduard Stucken (1865-1936). Ein Dichter und seine Zeit*; Haude & Spener, Berlin

Dupuis, Charles-François (1794): *Origine de tous les cultes, ou Religion universelle*; Agasse, Paris (auf deutsch erst 1910: *Ursprung der Gottesverehrung · Die Glaubenslehren und Religionsgebräuche aller Zeiten und Völker und die damit verbundene Herrschaft des Priestertums und Aberglaubens in ihrer Entstehung und Entwicklung*; Eckardt, Leipzig)

Jung, Carl Gustav (1952): *Antwort auf Hiob*; Rascher, Zürich

- (1952): *Synchronizität als ein Prinzip akausaler Zusammenhänge*; in *Naturerklärung und Psyche* (zusammen mit Wolfgang Pauli)

Kornemann, Matthias E. (1998): *Vom Astralmythos zum Roman · Gestalt und Ver-*

wandlung des Motivs im Werk Eduard Stuckens; Galda & Wilch, Berlin
Schmidt, Wilhelm (1908): *Panbabylonismus und ethnologischer Grundgedanke*;
Wien

Stucken, Eduard: eine Auswahl seiner Werke

- (1892): *Die Flammenbraut / Blutrache*, zwei Verserzählungen; Schultze, Leipzig
 - (1896-1907 = AM): *Astralmythen der Hebräer, Babylonier und Ägypter · Religionsgeschichtliche Untersuchungen, 5 Teile* [durchgehend paginiert]: *Abraham, Lot* [ab S. 81], *Jakob* [ab S. 127], *Esau* [ab S. 189], *Mose* [S. 431-657]; Pfeiffer, Leipzig
 - (1898): *Balladen* (Buchschnuck von Fidus); Fischer, Berlin
 - (1901): *Gawan*, Mysterium in 5 Akten; Drei Lilien, Berlin
 - (1913): *Der Ursprung des Alphabets und die Mondstationen*; Hinrich, Leipzig
 - (1916): *Tristram und Ysolt*, Drama in 5 Akten; Reiß, Berlin
 - (1916): *Das Buch der Träume* (Lyrik); Reiß, Berlin
 - (1917-1922): *Die weißen Götter*, Roman in 14 Büchern (4 Bänden); Reiß, Berlin [hier zitierte Ausgabe: Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin, 1931]
 - (1924): *Der Gral, ein dramatisches Epos*; Reiß, Berlin (enthält die acht Gralsdramen)
 - (1926): *Lariön*, Roman, Reiß, Berlin
 - (1927): *Polynesisches Sprachgut in Amerika und in Sumer*; Mitteilungen der Vorderasiatisch-Ägyptischen Gesellschaft; Hinrichs, Leipzig, 127 S.
 - (1929): *Im Schatten Shakespeares*, Roman; Horen, Berlin
 - (1933): *Giuliano*, Roman; Zsolnay, Berlin
 - (1937): *Die segelnden Götter*, Erzählung; Zsolnay, Berlin (posthum)
 - (1955): *Mußte ich Die weißen Götter schreiben?* Erstdruck unbekannt, Nachdruck in *Die Lesestunde der Deutschen Buchgemeinschaft*, Bd 31
- Velikovskij, Immanuel (1985): *Das kollektive Vergessen · Verdrängte Katastrophen der Menschheit*; Umschau, Frankfurt a. M. (engl. 1982: *Mankind in Amnesia*)
- Vollmer, Gerhard (2017): *Im Lichte der Evolution · Darwin in Wissenschaft und Philosophie*; Hirzel, Stuttgart
- Wikipedia ↪ Eduard Stucken: Die neun Zeilen zu Leben und Werk erwähnen die *Astralmythen* mit keinem Wort, bringen ein gehässiges Urteil über seine Gedichte aus der Zeit des Jugendstils und werfen ihm vor, 1933, mit 68 Jahren, von Krankheit gequält und seit mindestens sechs Jahren verarmt, nicht Flagge gegen den Nationalsozialismus gezeigt zu haben. So leicht lässt sich Regimekritik und Zivilcourage einfordern – 84 Jahre später, aus dem bequemen Lehnstuhl heraus.

Im Kaleidoskop

Fossa Carolina

Was sich schon länger abzeichnet: Die naturwissenschaftlichen Methoden übernehmen die Führung der ihr blind gehorchenden Historiker! Zum Karlsgraben wurde jüngst veröffentlicht, dass anders als wie in den *Reichsannalen* für Herbst 793 zu lesen, Karl „keineswegs zum »ersten Spatenstich« angereist ist“, sondern „eine bereits mehrere Monate zuvor begonnenen Baustelle besucht hat“. Denn im Jahr 2016 geborgene Hölzer wurden bereits im Winterhalbjahr 792/93 gefällt, so das dendrochronologische Ergebnis. Nunmehr gefällt nicht nur den Biologen, sondern auch den Historikern, dass in rascher Folge die Meinungen wechseln: „100 Jahre Karlsgrabenforschung auf den Kopf gestellt“ [Shaw].

Eine von vielen entdeckte Neuigkeit *Zeitensprünge*-Autor Werner Thiel beunruhigt die Archäologen, weil er bei Erforschung der Altmühl erwartet, dass nicht nur karolingische, sondern auch römische Gegebenheiten berücksichtigt werden. Grabungsleiter Dr. Lukas Werther kündigte für 2017 dazu extra einen Artikel an: „Vom Rhein zur Donau – Überlegungen zur Binnenschifffahrt zwischen römischer Kaiserzeit und Hochmittelalter“.

Ein Fund von Georg R. Burger, Treuchtlingen

Burchardt, Axel (2017): *Ältester Teil des Karlsgrabens durch Ausgrabungen nachgewiesen*; Stabsstelle, Kommunikation/Pressestelle Friedrich-Schiller-Universität Jena, 03. 07.

Kröger, Lars / Werther, Lukas (2017): Vom Rhein zur Donau. Überlegungen zur Binnenschifffahrt zwischen Römischer Kaiserzeit und Hochmittelalter. In: *Festschrift für Herrn Prof. Dr. Ingolf Ericsson zur Verabschiedung 2017* (im Druck)

Shaw, Patrick (2017): Brauchte Karl den Graben, um Krieg zu führen? Nordbayern, 04. 07. (Treuchtlinger Kurier)

sta (2017): Wissenschaftler uneins über Bedeutung als Wasserweg: Spannung bei der Altmühlforschung. Werner Thiel hofft bei den Untersuchungen im Umfeld des Karlsgrabens auch auf Spuren aus der Römerzeit; *Weißburger Tagblatt*, 02. 03.

*

Ergänzung zu Großmähren [ZS 1/2017, 125-134]

Auf dem Burgberg von Devín lässt sich noch eine kleine Verbesserung nachtragen, nachdem das einschlägige Buch wieder zugänglich wurde. Auf S. 130 steht in der ersten Zeile:

„9. Jh. Aus dem römischen Bau wird ein großmährischer Saalbau mit drei Apsiden.“

Bei Gojdič [13] ist nachzulesen, dass Ende letzten Jahrhunderts der bislang als römisch gesehene Apsidenbau als großmährische Kirche eingeschätzt worden ist, die in Zusammenhang mit der Christianisierung durch Kyrill und Method gebracht wird. Das Fundament war also nie römisch. Die Apsidenspannweite betrug jeweils 3,30 m, die Länge des Schiffs 17,6 m. Den kirchlichen Charakter bekräftigt das umgebende Gräberfeld derselben Zeit.

Wenn ein Fundament von spätrömischer in großmährische Zeitstellung geändert werden kann, dann kann es auch in die bauleere Zeit Devíns im 10./frühen 11. Jh. rücken. Daran schließt dann im 11./12. Jh. eine Straßensiedlung mit einem runden Sakralbau an [Gojdič, 13]. Diese präzisere Wiedergabe bekräftigt meine im Heft vorgetragene Interpretation.

Gojdič, Ivan (2000): *Devin · Das nationale Kulturdenkmal · Eine slavische Burgstätte*; Denkmalinstitut, Bratislava

Illig, Heribert (2017): Böhmisches-mährische Burgen und Könige; *Zeitensprünge* 29 (1) 125-134

*

Die Zeit als Opfer

„Chuck Norris ist der Einzige, der die Zeit wirklich totschiagen kann.“

Internet-Gewitzele zu Chuck Norris' 77. Geburtstag am 10. 03.

„Zeit totschiagen ist ein Verbrechen, das niemals verjährt.“ Leitsatz von Stahlmagnat Karl Wittgenstein [Singer, Lea (2012): *Konzert für die linke Hand*, dtv, 33]

*

Karl der Große als Schwanzhammer

Weil in Herbolzheim/Bleichtal die Zunftschieme ihr 150-jähriges Bestehen feierte, bekam sie einen weiteren Schwanzhammer, ihren größten mit einem Hammerkopf von 135 kg. Bei Gebrauch lässt er die Werkstatt bis in ihre Grundfesten erbeben. Er wurde auf den Namen „Karl der Große“ getauft. Eigentlich ist er nach dem Spender Karl Schweizer benannt, der als 83-Jähriger die neunte Generation dieser Schmiedefamilie vertritt. Doch Nomen est Omen: Als Schmiege weiß er genau, dass er die eisernen Ringanker von Karls d. Gr. Pfalzkirche nur mit einem solchen Hammer schmiegen könnte.

Haberer, Michael (2017): Mit Macht saust „Karl der Große“ aufs glühende Eisen nieder; *Badische Zeitung*, 07.06.

*

Siebenschläfertag für Kalenderschläfer

Es schmerzt, wenn man am 27. 6., dem Tag der Siebenschläfer, lesen muss:

„Durch die gregorianische Kalenderform von 1582 hat sich der Siebenschläfer um elf Tage verschoben. Der eigentliche Siebenschläfertag wäre somit erst der 8. Juli.“ [Münchner Merkur]

Das mag von dem fehlerhaften *Wikipedia*-Eintrag „Siebenschläfertag“ herrühren, der ganzjährig im Netz prangt: „Die Bedeutung des Siebenschläfertages als Lostag bezieht sich wegen der gregorianischen Kalenderreform etwa zehn Tage später auf den 7. Juli“. (Das Wort Lostag wird dort so erklärt: „Die Lostage ermöglichten nach altem Volksglauben Vorhersagen über die Wetterverhältnisse der folgenden Wochen oder Jahreszeiten.“)

Demnach hätte erst die Gregorianische Kalenderreform den Kalender durchgerüttelt und verschoben – ein gründliches Missverstehenwollen, das einer Täuschung gleicht, vielleicht auch eine gewollte Täuschung darstellt.

Decken wir den Fehler auf. Der Siebenschläfertag war und ist als Kalendertag immer der 27. Juni geblieben. Weil aber das Jahr im julianischen Kalender gute 11 Minuten zu lang war, fiel die Tageszählung binnen jeweils 128 Jahre um 1 Tag zurück. So hinkte sie im Jahr 1582 um 10 Tage hinterher. Das bedeutete: Der Siebenschläfertag fiel damals zwar weiterhin auf das Datum 27. 6., aber dieser Tag wäre bei korrekter Jahreslänge und Tageszählung erst der 16. 6. gewesen. Dieses Zurückbleiben hätte im Falle des Siebenschläfertages niemanden bewegt, selbst wenn das Sommerwetter dem ‘Siebenschläfer’ nicht jedes Jahr gehorchte. Auswirkungen gab es jedoch aufs Osterfest, denn sein termingebender erster Vollmond nach Frühlingsbeginn konnte jetzt der nächstspätere werden. Dann fiel Ostern nicht mehr in die Zeit des ersten Grüns, sondern manchmal bereits in die erste Heuernte, was die Landbevölkerung nicht verstand und die Computisten berunruhigte.

Göttler, Dominik (2017): Zum Siebenschläfertag. Alte Regel, wahrer Kern; Münchner Merkur, 27. 06. (Bayern & Region)
wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikel

*

Spektakulärer Fund: Homo sapiens viel älter als gedacht

Muss der Stammbaum des Menschen einmal mehr umgeschrieben werden? Forscher datieren neue Fossilien des *Homo sapiens* auf ein Alter von mehr als 300.000 Jahren – was unsere Spezies nicht nur deutlich älter, sondern auch zu Marokkanern macht: ein Sprung von 195.000 auf 300.000 Jahre [Patalong]

In diesen Zusammenhang gehört die Überschrift: „Wann trafen Neandertaler und Mensch aufeinander?“ [Zinkant]. Die Antwort, zwischen 460.000 und 219.000 Jahren, wird bald überholt sein. Dass aber dem *Homo neanderthalensis* gegenüber dem mit ihm sich kreuzenden *Homo sapiens* die Benennung „Homo“ abgesprochen wird, ist eine dauerhafte Beleidigung.

Patalong, Franz (2016): Erbgut im Menschen · Wir sind Neandertalerin; *Spiegel Online*, 07. 04.

Zinkant, Kathrin (2017): Alte Freunde · Wann trafen Neandertaler und Mensch aufeinander? *SZ*, 05. 07.

*

Juveniler *Homo naledi*

Südafrika mausert sich zur Fundgrube für den frühen Menschen. Die Gruppe um den Paläoanthropologen Lee BERGER von der Universität Witwatersrand in Johannesburg hat nun zwei Fundstätten mit ca. 1.500 Knochen von mindestens 18 Individuen einer Art erforscht. Die meisten stammen aus der Rising-Star-Höhle bei Johannesburg und wurden 2013 gefunden. Nun gesellten sich drei weitere Individuen hinzu, darunter der komplette Schädel eines Mannes und das fast vollständige Skelett eines Kindes. Damit lässt sich *Homo naledi* genauer beschreiben: ca. 150 cm groß, ein Gehirn von knapp 600 Kubikzentimetern; er kann aufrecht laufen, gut klettern und Werkzeuge benutzen, wie sich an abgestelltem Daumen und Handgelenk ablesen lässt. Da beide Höhlen damals schwer zugänglich waren, könnte es sich sogar um die ältesten Grabkammern der Welt handeln. Bislang wurde diese jüngstbestimmte Menschenart nach Knochenabgleichen auf 2,5 bis knapp 2 Mio. Jahre taxiert.

„Ein detaillierter Vergleich der Merkmale von *Homo naledi* mit anderen, sicher datierten homininen Fossilien ergab 2016 jedoch ein „höchstwahrscheinliches“ Alter von nur 912 000 Jahren“ [wiki → *Homo naledi*].

Nunmehr ergaben Altersbestimmungen an den Zähnen und der Abgleich der umgebenden Gesteinsschichten ein Alter von lediglich 335.000 bis 226.000 Jahren, also eine Altersreduktion um 85 %. Gemessen wurde die magnetische Ausrichtung im Gestein und sein Uran- und Thorium-Gehalt; außerdem wurden die Zähne nach radioaktiver Einstrahlung untersucht (¹⁴C reicht nur ca. 50.000 Jahre zurück). *Homo naledi* hat also zeitgleich mit *Homo sapiens* gelebt, obwohl er deutlich 'primitiver' wirkt. Werkzeuge dieser Zeit können demnach nicht mehr automatisch dem *Homo sapiens* zugeordnet werden. „Es wird immer komplizierter“, meint BERGER [Dieterich].

Mittlerweile gibt es auch aus Südosteuropa auffällige Funde. Nach dem wenigen, das bislang bekannt ist, könnte sich laut der Tübinger Paläoökologin Madelaine BÖHME die Aufspaltung von Affe und Mensch vor ca. 7,2 Mio. Jahren nicht in Afrika, sondern im Grenzgebiet von Bulgarien und Griechenland vollzogen haben, wenn – ja wenn – *Graecopithecus* und *Ouranopithecus macedoniensis* sich artmäßig unterscheiden, also nicht identisch sind.

„Abstammungslinien lassen sich nach Ansicht mancher Experten deshalb gar nicht definieren. Eher gleicht der vormenschliche Stammbaum wohl einem Dickicht, das zu durchschauen noch einige Zeit in Anspruch nehmen wird“ [Zinkant].

Dieterich, Johannes (2017): *Homo naledi* ist jünger als gedacht; *DerStandard.at*, 10. 5.

Filser, Hubert (2017): Paläoanthropologie · Fund in der Grabkammer; *SZ.de*, 10. 05.

Zinkant, Kathrin (2017): Paläoanthropologie · Stand die Wiege der Menschheit auf dem Balkan? *SZ.de*, 22. 05.

Ein Fund von Wolfgang Haberkamm, Braunschweig

*

DNA im Zellkern: Zwei Meter Band zur Kugel geknüllt

„DNA besteht aus immens langen Fäden. Sie können sich eigenständig zu einem extrem komplexen Kugelgebilde falten. Und sich ohne Wirrwarr auch wieder lösen. Das in einen winzigen Zellkern gestopfte Erbgut lässt staunen.

Cambridge (dpa) - Die DNA einer einzelnen Zelle ist rund zwei Meter lang – und findet doch in einem winzigen Zellkern Platz. Zu welcher komplexen Strukturen sich das auf Chromosomen verteilte Erbgut dafür faltet, verdeutlichen in der Fachzeitschrift *Nature* vorgestellte 3D-Aufnahmen.

Sie zeigen die 20 Chromosomen einer Maus intakt im winzigen Kern einer Zelle zusammengeknüllt. Zum Vergleich: Ähnlich komplex wäre es, einen 20 Kilometer langen Faden in einem Tennisball unterzubringen. Oft werden Chromosomen in Form eines X dargestellt – tatsächlich sehen sie aber nur während der Teilung von Zellen so aus.

Die Forscher der Universitäten Wien und Cambridge erarbeiteten nun vollständige dreidimensionale Genomstrukturen embryonaler Mausstammzellen.“

Das muss noch weiter gehen, steht doch die Frage seit mindestens vierzig Jahren im Raum: Wie können sich nach der Reduplikation die beiden identischen Fäden in einem derartigen Knäuel physisch voneinander trennen?

dpa (2017): DNA im Zellkern: Zwei Meter Band zur Kugel geknüllt; *Freie Presse*, 13. 03.

*

Ein Kommentar zur Ethik des NT

Überschrift:

„Was ist neu am Neuen Testament?

Wenig. Eigentlich nur der Glaube, dass Jesus von den Toten auferstanden ist. Doch das verändert viel“ [Chrismon, 36].

Chrismon, das evangelische Magazin (Hgg.: Bischof Dr. Heinrich Bedford-Strohm, Ex-Bischöfin Dr. Margot Käßmann, Ex-Ministerin Dr. Irmgard Schwaetzer u.a.) Heft April 2017 (Zeitungsbeilage)

*

„Erdoğan streicht Evolutionslehre aus türkischen Lehrplänen.

Darwins Theorie von der Entstehung der Arten wird ab 2019 nicht mehr an türkischen Schulen vermittelt. Sie sei für Schüler zu komplex und überdies umstritten, hieß es aus dem Bildungsministerium. Präsident Erdoğan hat den neuen Lehrplan bereits unterzeichnet, der die Evolutionslehre nur noch an Hochschulen vorsieht. [...]

Anfang des Jahres hatte der türkische Vizepräsident Numan Kurtulmuş die Debatte über eine Reform der Lehrpläne angestoßen, als er die Evolutionstheorie als archaisch und veraltet bezeichnete. Damals entstand ein erster Entwurf für ein neues Curriculum, das sich vor allem auf türkische und muslimische Wissenschaftler stützen soll.“ [SZ Espresso, 24. 06.]

Warum gehen Präsidenten auf dem Weg zum Alleinherrscher wie Donald Trump oder Recep Tayyip Erdoğan dermaßen konsequent gegen die Wissenschaften vor? Halten sie sich im Grund für von Gott gesandt?

*

Klassische Fälschung

Es gibt sie noch: die gute, alte Fälschung behufs Vermögensmehrung. Die Panama-Papers haben den pakistanischen Premierminister mitsamt seiner Familie ins Zwielficht gebracht; ihr Vermögen könne niemals durch die offiziell deklarierten Einkünfte erwirtschaftet worden sein. Die deswegen vorgelegten Entlastungsdokumente sind mit der Drucktype Calibri geschrieben, doch bereits vor deren Einführung im Jahr 2007. Mit der karolingischen Minuskel wäre das nicht passiert.

„Wir beobachten mittlerweile in aller Welt so etwas wie das Verschwinden des Ungefälschten. [...] wenn alles um uns herum ein Fake ist – muss man sich wundern, wenn wir einer Entgrenzung von Realität und Fiktion beiwohnen?“ [Hacke]

Graff, Bernd (2017): Pakistanisches Menetekel. Forensische Typografie: Die Schrifttype Calibri ist der Beweis; SZ, 14. 07.

Hacke, Axel (2017): Das Beste aus aller Welt · Vor lauter Fälschungen findet Axel Hacke die Wirklichkeit nicht mehr – falls es sie überhaupt noch gibt; SZ Magazin, Nr. 28, 14. 07.

*

Redaktionelle Kontrolle in einem Zeitungs-Magazin

„Neulich habe ich gelesen, Donald Trump habe, in einer Fernsehsendung nach Beweisen für seine Behauptung gefragt, im November hätten drei Millionen Menschen ihre Stimmen illegal abgegeben, Trump also habe gesagt, er habe das von »vielen Menschen gehört«. Das würde hier keiner als Beleg akzeptieren. Aber hier geht's natürlich auch nicht darum, eine Weltmacht zu regieren. Es geht nur um eine kleine Magazinkolumne. Da muss man sich ein bisschen Mühe geben.“ [Hacke]

Hacke, Axel (2017): Das Beste aus aller Welt; SZ Magazin, 03. 03., S. 54

*

Welträumliche Überbelegung

In einem Witz wird der hohe Kaufpreis für ein sehr kleines Grundstück damit begründet, dass doch der Raum darüber sehr, sehr hoch sei. Aber gehört er

noch zum Bauplatz? Elon Musk, der bereits die Erde mit Tesla-Autos und -Batterien überzieht, will mit seiner Firma SpaceX auch das All vereinnahmen. Für ein schnelles Satelliten-Internet hat er die Betriebslaubnis für 11.943 Satelliten beantragt. Eine imposante Zahl, fliegen doch bislang (Stand 31. 12. 2016) 'nur' 1.459 Satelliten um die Erde [umfrage]. Da Musk mit Richard Branson und Jeff Bezos zwei weitere Milliardäre als direkte Konkurrenten hat, wird es bald auch im Weltraum sehr eng werden.

Auf einigen Bahnen ist das schon heute Normalzustand. So zerbricht derzeit der kommerzielle Satellit AMC-9 allmählich in seine Einzelteile. Seine geostationäre Bahn – Umlaufzeit um die Erde = Rotationsdauer der Erde – liegt in einer Höhe (bzw. Entfernung) von 35.786 km und wird seit 1964 mit Satelliten belegt. Dort kreisen weitere ca. 500 Satelliten, die von den herumfliegenden Stücken bedroht werden [Himmelein].

An frei und kostenlos verfügbaren Gütern bleibt uns jetzt nur noch die Atemluft. Wir werden es bald erleben, dass sich ein Tycoon ihrer bemächtigt, sie irgendwie aufbereitet und dann uns kostenpflichtig zur Verfügung stellt. Nur Chinesen hoffen darauf.

Himmelein, Gerald (2017): Großer Satellit zerbirst in dicht besiedelter Umlaufbahn; *heise online*, 02.07.

Kutsche, Katharina (2017): Stau im All; *SZ*, 11. 03.

umfrage = Anzahl der Satelliten im All verteilt nach Ländern (Stand: 31. Dezember 2016); <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/36582/umfrage/anzahl-der-satelliten-im-all-verteilt-nach-laendern/>

*

Lektüre-Angebot

Birgit Liesching möchte ihre Bücherregale entlasten und bietet unterschiedliche Publikationen zu Katastrophismus, Velikovsky und der Mittelalterdebatte – Bücher und Hefte in deutscher und englischer Sprache – zu günstigen Bedingungen zum Kauf an. Informationen über

birgit.liesching@kabelbw.de oder

Birgit Liesching, Carl-Benz-Weg 27, 88662 Überlingen, Tel. 07551 948187

*

Mantis Verlag

Illig, Heribert (2017): *Des Kaisers leere Bücherkiste · Wer bewahrte das antike Erbe?* Mantis, ca. 290 S., ca. 70 Abb., 19,90 €

Was als Aufsatz in den *Zeitensprünge* begann, hat mittlerweile deutlich an Format gewonnen. Hinzu kam u. a. ein Rundblick über griechische, arabische und jüdische Quellen. Es braucht nun keine karolingischen Schreiber mehr, die das antike Bildungsgut bewahrt haben. Wieder ein Karlskrimi.

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandspporto)

- 2017 Illig, Heribert: **Des Kaisers leere Bücherkiste** · Wer bewahrte das antike Erbe? Ca. 290 S., ca. 70 Abb., Pb., 19,90 €, für Abonnenten 18,90 €
- 2015 Mayer, Joseph M.: **Die Himmelsperde von Nebra und Stonehenge** · Astronomie und Mythos; 97 S. DIN A4, Pb., Farbabb., 22,90 €, für Abo. 21 €
- *2014 Illig, Heribert: **Aachen ohne Karl den Großen**. Technik stürzt sein Reich ins Nichts. 215 S., 58 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,90 €
- 2013 Illig, Heribert: **Gräfelting & Pasing 1250 Jahre?** Ein kritischer Streifzug durch Bayerns frühe Geschichte. 109 S., 16 Abb., Pb., 9,90 €
- 2013 Illig, Heribert: **Meister Anton, gen. Pilgram, oder Abschied vom Manierismus**. 360 S., 167 Abb., Pb., 27,90 €, für Abo. **14,90 €**
- *2012 Heinsohn, Gunnar: **Die Erschaffung der Götter**. Das Opfer als Ursprung der Religion. 228 S., 30 Abb., 15,90 €, für Abo. 13,90 €
- *2010 Illig, Heribert: **Geschichte, Mythen, Katastrophen**. Über Velikovsky hinaus. 360 S., 62 Abb., Pb., 22,90 €, für Abo. 21,- €
- *2010 Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert: **Wann lebten die Pharaonen?** 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €
- *2009 Heinsohn, Gunnar: **Wie alt ist das Menschengeschlecht?** 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €
- 2008 Illig, Heribert: **Die Chiemseelöcher**. Neue Sicht auf alte Kunst 150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. **7,90 €**
- 2008 Franz, Dietmar: **Rätsel um Potsdams Ersterwähnung**. Urkundenfälschungen auf Otto III. 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 5,90 €
- 2007 Kerner, Martin: **Vom Steinbeil zum Pantheon**. Kulturgeschichte der Kalenderik. 197 S., 47 Abb., gebunden, 18,90 €, für Abo. 11,90 €
- 2005 Thiel, Werner : **Schwert aus Pergament**, Roman, 200 S., Pb., 7,90 €
- 2004 Heidrich, Specht K.: **Mykenische Geschichten**. Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. 416 S., 15 Abb., Pb., 24,50 €, für Abo. 12,90 €
- 2003 Weissgerber, Klaus: **Ungarns wirkliche Frühgeschichte**. Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken. 325 S., 42 Abb., Pb., 19,80 €, für A. 9,80 €
- 2002 Illig, Heribert · Anwander, Gerhard: **Bayern in der Phantomzeit** Zwei Bände, 958 S., 346 Abb., 2 Pb., 19,80 €
- 2002 Menting, Georg: **Die kurze Geschichte des Waldes**. Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte. 170 S., 34 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 7,90 €
- 2002 Siepe, Franz: **Fragen der Marienverehrung**. Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen. 240 S., 16 Abb., 17,90 €, für Abo. 8,90 €
- 1999 Tamerl, Alfred: **Hrotsvith von Gandersheim**. Eine Entmystifizierung 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €
- 1994 Sonnenschmidt, Reinhard: **Mythos, Trauma und Gewalt** in archaischen Gesellschaften; 131 S., 25 Abb. 11,- €, für Abo. 5,- €

Zeitensprünge, *Interdisziplinäres Bulletin*, 2017 im 29. Jahrgang, im Inland 35,- €, im Ausland 40,- €, drei Hefte mit zusammen mindestens 400 DIN A5-Seiten

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jahrgang 29, Heft 2, August 2017

- 171 Editorial
- 172 Illig, Heribert: Neues vom Laokoon · Eine späte Fortsetzung
- 184 Glahn, Alexander: Gegen Joseph Atwills Thesen · Eine Entgegnung
- 188 Weber, Roland: Die entscheidenden Jahre nach Titus · 200 Jahre Christentum im Dornröschenschlaf
- 197 Frank, Werner / Illig: „Das Nicil von Konzää“ · Freud'sche Fehlleistung von Dieter B. Herrmann
- 203 Lewin, Karl-Heinz: Die Ausgrabungen im Westteil der Trierer Kaiserthermen 1960 – 1966 (*Trier V*) · Ein Review
- 220 Illig: Frankreichs frühmittelalterliche Bauten · Eine Tour d'Horizon
- 251 Illig: Samoussy und Schmidmühlen · Ein 'unpassender' Vergleich
- 258 Brooks, Nicholas: Geschichte und Mythos, Fälschung und Wahrheit · Die Antrittsvorlesung vor 31 Jahren
- 277 Otte, Andreas: Charles Ginenthal · 22. 10. 1934 – 21. 03. 2017
- 279 Illig: Wo gäbe es keine Evolution? Eine Gerhard-Vollmer-Rezension mit Blütenlese
- 299 Illig: Verschwörungstheorien mathematisch aufdecken? Eine Ergänzung
- 302 Illig: Von Apoll zum hl. Michael – über 4.000 km · Eine Rätsellinie
- 319 Illig: Eduard Stucken – ein früher Astralmythologe · Eine Würdigung
- 332 Im Kaleidoskop
- 339 Verlagsmitteilungen

ISSN : 0947-7233